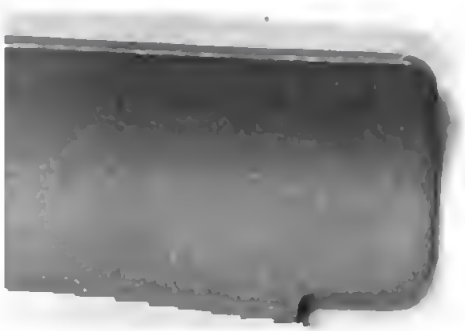
B 5
5
735



Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Serapions-Brüder.

Gesammelte

Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Zweiter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Berlin,

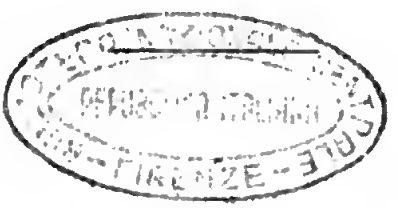
Verlag von G. Reimer.

1845.

Digitized by Google

E. T. A. Hoffmann's
gesammelte Schriften.

Zweiter Band.



Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann.

Digitized by Google

Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1845.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Serapions-Brüder.

Zweiter Band.

Dritter Abschnitt.

Seite

Der Kampf der Sänger. 25
Die Meistersanger auf der Wartburg. 31
Heinrich von Ofterdingens Geheimniß. 34
Was sich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben. 39
Von der Gräfin Mathilde. Ereignisse auf der Wartburg. 46
Der Krieg von Wartburg. 53
Meister Klingsohr kommt nach Eisenach. 58
Nasias kommt in der Nacht zu Wolframb von Eschinbach. . . 67
Meister Klingsohr verläßt die Wartburg. Entscheidung des Dichterkampfs. 75
Beschluß. 81
Die Automate. 101
Doge und Dogaressa. 139

Vierter Abschnitt.

Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. 224
Wie Herr Martin zum Kerzenmeister erwählt wurde und sich dafür bedankte. 226
Was sich darauf weiter in Meister Martins Hause begab. . . . 229
Wie Meister Martin sein Handwerk über alle andere erhob. . . 233
Die Weißagung der alten Großmutter. 239
Wie die beiden jungen Gesellen, Friedrich und Reinhold, mit einander bekannt wurden. 245
Wie die beiden jungen Gesellen, Reinhold und Friedrich, in Meister Martins Hause aufgenommen wurden. 251

Seite

Wie der dritte Gesell zum Meister Martin ins Haus kam, und was sich darauf weiter begab. 261
Wie Frau Marthe mit Rosa von den drei Gesellen sprach. Conrads Streit mit dem Meister Martin. 271
Reinhold verläßt Meister Martins Haus. 280
Wie Friedrich vom Meister Martin aus der Werkstatt fortgejagt wurde. 288
Beschluß. 293

Das fremde Kind.

Der Herr von Brakel auf Brakelheim. 302
Der vornehme Besuch. 304
Wie es weiter bey dem vornehmen Besuche herging. 308
Die neuen Spielsachen. 312
Was sich mit den neuen Spielsachen im Walde zutrug. 315
Das fremde Kind. 319
Wie das fremde Kind mit Felix und Christlieb spielte. 321
Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde sagten, und was sich weiter mit demselben begab. 324
Von der Heimath des fremden Kindes. 329
Von dem bösen Minister am Hofe der Königin. 333
Wie der Hofmeister angekommen war und die Kinder sich vor ihm fürchten. 337
Wie die Kinder mit dem Herrn Magister Tinte im Walde spazieren gingen und was sich dabey zutrug. 341
Wie der Herr von Brakel den Magister Tinte fortjagte. 344
Was sich weiter im Walde begab, nachdem der Magister Tinte fortgejagt worden. 349
Beschluß. 352

Die Serapions-Brüder.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Dritter Abſchnitt.

Es hat, ſprach Lothar, als die Serapions-Brüder aufs neue verſammelt waren, es hat gar keinen Zweifel, daß unſerm Cyprian, gerade wie an dem Tage des heiligen Serapion, der uns zum neuen Bunde zuſammenführte, auch heute was Beſonderes in Sinn und Gedanken liegt. Er ſieht blaß aus und verſtört, er vernimmt nur mit halbem Ohr unſer Geſpräch, er ſcheint, während er doch nun gewiß mit lebendigem geſunden Leibe hier unter uns ſitzt, geiſtig ſich ganz wo anders zu befinden.

So mag er, nahm Ottmar das Wort, denn nun gleich mit dem Wahnſinnigen heranrücken, deſſen Namenstag er vielleicht heute feiert.

Und, ſetzte Theodor hinzu, in exzentriſchen Funken ſein Innres entladen, wie er nur Luſt hat. Dann, ich weiß es, wird er wieder fein menſchlich geſinnt und kehrt zurück in unſern Kreis, in dem er es ſich doch nun einmal gefallen laſſen muß.

Ihr thut mir Unrecht, ſprach Cyprian, ſtatt daß mich irgend ein wahnſinniges Prinzip verſtören ſollte, trage ich eine Nachricht mit mir, die Euch Alle erfreuen wird. — Wißt, daß unſer

Freund Sylveſter heute von ſeinem ländlichen Aufenthalt rückkehrend, hier eingetroffen iſt.

Die Freunde jauchzten laut auf, denn allen war der ſtille gemüthliche Sylveſter, deſſen innere Poeſie in ſchönen milden Strahlen gar herrlich herausfunkelte, recht von Herzen lieb und werth.

Kein würdigerer Serapions-Bruder iſt zu finden, ſprach Theodor, als unſer Sylveſter. Er iſt ſtill und in ſich gekehrt, es koſtet Mühe ihn zum hellen Geſpräch zu entzünden, das iſt wahr, aber nie iſt wohl ein Dichter empfänglicher geweſen für ein Werk des andern, als eben er. Ohne daß er ſelbſt viel Worte machen ſollte, lieſt man auf ſeinem Geſicht in deutlichen ſprechenden Zügen den Eindruck, den die Worte des Freundes auf ihn gemacht und indem ſeine innige Gemüthlichkeit ausſtrömt in ſeinen Blicken, in ſeinem ganzen Weſen, fühle ich mich ſelbſt in ſeiner Nähe gemüthlicher, froher, freier! —

In der That, begann Ottmar, iſt Sylveſter deshalb ein ſeltener Menſch zu nennen. Es ſcheint, als wenn unſere neueſten Dichter recht gefliſſentlich über jene Anſpruchsloſigkeit hinwegſtürmten, die doch eben das Eigenthümlichſte der wahren Dichter-Natur ſeyn möchte, und ſelbſt die beſſer Geſinnten ſollen ſich hüten, nicht, indem ſie nur ihr Recht behaupten wollen, das Schwerdt zu zücken, welches jene gar nicht aus der Hand legen. Sylveſter geht umher waffenlos wie ein unſchuldiges Kind. — Oft haben wir ihm vorgeworfen, er ſey zu läſſig, er ſchaffe vermöge ſeiner reichen Natur viel zu wenig. Aber muß denn immer und immer geſchrieben werden? Setzt ſich Sylveſter hin, und faßt das innere Gebilde in Worten, ſo treibt ihn gewiß ein unwiderſtehlicher Drang dazu an. Er ſchreibt gewiß nichts auf, das er nicht wahrhaft im Innern

empfunden, geſchaut, und ſchon deshalb muß er unter uns ſeyn als wahrer Serapions-Bruder.

Ich haſſe, ſprach Lothar, die myſtiſche und angenehme Zahl Sieben ausgenommen, alle ungerade Zahlen, und meine, daß fünf Serapions-Brüder unmöglich gedeihen können, ſechs dagegen ſehr anmuthig um dieſen runden Tiſch ſitzen werden. Sylveſter iſt heute angekommen, und nächſtens wirft der unruhige unſtete Vinzenz hier wirklich Anker. Wir kennen ihn alle, wir wiſſen, daß er, die innere Gutmüthigkeit abgerechnet, die er mit Sylveſter theilt, ſonſt den ſchneidendſten Contraſt gegen dieſen bildet. Iſt Sylveſter ſtill und in ſich gekehrt, ſo ſprudelt Vinzenz über in witziger ſchalkiſcher Keckheit. Er hat das unverſiegbare Talent, alles, das gewöhnlichſte und außerordentlichſte, in den bizarreſten Bildern darzuſtellen, und kommt noch hinzu, daß er alles mit hellem beinahe ſchneidendem Ton und einem höchſt drolligen Pathos vorträgt, ſo gleicht ſein Geſpräch oft einer Gallerie der bunteſten Bilder einer magiſchen Laterne, die in ſtetem raſtloſen Wechſel den Sinn fortreißen, ohne irgend eine ruhige Anſchauung zuzulaſſen.

Du haſt, nahm Theodor das Wort, unſern Vinzenz ſehr treffend geſchildert. Zu vergeſſen iſt aber nicht die Sonderbarkeit, daß er bei ſeinen herrlichen lichtvollen Kenntniſſen, bei ſeinem ſteten in Brillantfeuer auflodernden Humor an allem Myſtiſchen mit ganzer Seele hängt und es auch reichlich in ſeine Wiſſenſchaft hineinträgt. Euch iſt doch bekannt, daß er ſich nun der Arzneikunde ganz hingegeben?

Allerdings, erwiederte Ottmar, und dabei iſt er der eifrigſte Verfechter des Magnetismus, den es giebt, und gar nicht läugnen mag ich, daß das ſcharfſinnigſte und tiefſte, was über dieſe dunkle Materie zu ſagen, ich aus ſeinem Munde vernahm.

Digitized by Google

Ho ho! rief Lothar lachend, biſt Du, lieber Ottmar, denn bei allen Magnetiſeurs ſeit Mesmers Zeit in die Schule gegangen, daß Du ſo entſcheidend das ſcharfſinnigſte und tiefſte zu erkennen vermagſt, was darüber geſagt werden kann? — Doch gewiß iſt es, daß eben unſer Vinzenz, kommt es einmal darauf an, Träume und Ahnungen in ein Syſtem hineinzubannen, vermöge ſeines hellen Blicks beſſer in die Tiefe zu ſchauen vermag als tauſend andre. Und dabei behandelt er die Sache mit einer jovialen Heiterkeit, die mir gar wohl gefällt. — Mich plagte vor einiger Zeit, als Vinzenz auf ſeinen Streifereien ſich gerade mit mir an einem Orte befand, ein unerträglicher nervöſer Kopfſchmerz. Alle Mittel blieben fruchtlos. Vinzenz trat hinein, ich klagte ihm mein Leid. „Was," rief er mit ſeiner hellen Stimme, „was? — Du leideſt an Kopfſchmerz? Nichts mehr als das? — Leichte Sache! Die Kopfſchmerzen banne ich Dir weg in zehn Minuten, wohin Du willſt, in die Stuhllehne, ins Tintenfaß, in den Spucknapf — durchs Fenſter hinaus." — Und damit begann er ſeine magnetiſchen Striche! — Es half zwar ganz und gar nichts, ich mußte aber herzlich lachen, und Vinzenz rief vergnügt: „Siehſt Du wohl, Freund, wie ich Deines Kopfſchmerzes Herr worden im Augenblick?" — Ich mußte leider klagen, daß der Kopfſchmerz eben ſo arg ſey als vorher, Vinzenz verſicherte aber, der jetzige Schmerz ſey nur ein trügeriſches Echo das mich täuſche. Das böſe Echo dauerte aber noch mehrere Tage. Ich bekenne Euch bei dieſer Gelegenheit, meine würdigen Serapions-Brüder, daß ich an die Heilkraft des ſogenannten Magnetismus ganz und gar nicht glaube. Die ſcharfſinnigen Unterſuchungen darüber kommen mir vor, wie die Abhandlungen der engliſchen Akademiker, denen der König aufgegeben zu

erforschen, woher es rühre, daß ein Eimer mit Wasser, in den man einen zehnpfündigen Fisch gethan, nicht mehr wiege, als der andere bloß mit Wasser gefüllte. Mehrere hatten das Problem glücklich gelöst und schon wollten sie mit ihrer Weisheit vor den König treten, als einer kluger Weise aurie.h die Sache selbst erst zu versuchen. Da behauptete denn der Fisch sein Recht, er fiel ins Gewicht wie er sollte, und siehe, das Ding selbst, worüber die Weisen mittelst scharfsinnigen Nachdenkens die herrlichsten Resultate herausgebracht, existirte gar nicht.

Ey ey, sprach Ottmar, ungläubiger, unpoetischer Schismatiker! wie kam es, da Du gar nicht an den Magnetismus glaubst, wie kam es denn, daß Du vor einiger Zeit — doch das muß ich Euch, Cyprian und Theodor, ganz umständlich erzählen, damit alle Schmach des schnöden Unglaubens, den Lothar eben geäußert, zurückfalle auf sein eigues Haupt. — Ihr werdet vernommen haben, daß unser Lothar vor einiger Zeit an einer Kränklichkeit litt die hauptsächlich ihren Sitz in den Nerven hatte, ihn unbeschreiblich angriff, und ihm seinen ganzen Humor verdarb, und ihm alle Lebenslust wegzehrte. — Ganz Theilnahme, ganz Mitleid trete ich eines Tages in sein Zimmer. Da sitzt Lothar im Lehnstuhl Nachtmütze über die Ohren gezogen, blaß, übernächtig, Augen zugedrückt und vor ihm, den Gott eben nicht mit besonderer Größe gesegnet, sitzt ein Mann von gleicher kleiner Statur und haucht ihn an und fährt ihm mit den Fingerspitzen über den gekrümmten Rücken und legt ihm die Hand auf die Herzgrube und frägt mit leiser lispelnder Stimme: Wie ist Ihnen nun, bester Lothar! Und Lothar öffnet die Aeugelein und lächelt gar weinerlich und seufzt: Besser — viel besser, liebster Doktor! — Kurz, Lothar, der an die Heilkraft des Magnetismus nicht glaubt, der alles

für leeres Hirngeſpinnſt erklärt — Lothar, der alle Magnetiſeurs verhöhnt, der in ihrem Treiben nur leidige Myſtifikationen erblickt — Lothar ließ ſich magnetiſiren.

Cyprian und Theodor lachten herzlich über das etwas groteske Bild das ihnen Ottmar vor Augen gebracht. O ſchweige, ſprach Lothar, o ſchweige doch von ſolchen Dingen, Ottmar! — der Menſch iſt vermöge ſeines eigenthümlichſten Organismus leider ſo ſchwach, das phyſiſche Prinzip wirkt ſo ſchädlich ein auf das pſychiſche, daß jeder abnorme Zuſtand, jede Krankheit in ihm eine Angſt erzeugt, die, ein momentaner Wahnſinn, ihn zu den abentheuerlichſten Unternehmungen antreibt. Sehr geſcheute Männer nahmen, als die Heilmittel der Aerzte nicht nach ihrem Sinn anſchlagen wollten, zu alten Weibern ihr Zuflucht und brauchten mit aller Religion ſympathetiſche Mittel und was weiß ich ſonſt noch! — Daß ich mich damals, in heftigen Nervenzufällen zum Magnetismus hinneigte, beweiſet meine Schwäche, ſonſt nichts weiter.

Erlaube, nahm Cyprian das Wort, erlaube lieber Lothar, daß ich die Zweifel, die Du heute gegen den Magnetismus zu hegen beliebſt, nur für das Erzeugniß einer augenblicklichen Stimmung halte. Was iſt der Magnetismus, als Heilmittel gedacht, anders als die potenzirte Kraft des pſychiſchen Prinzips, die nun vermag das phyſiſche ganz zu beherrſchen, es ganz zu erkennen, jeden, auch den leiſeſten abnormen Zuſtand darinn wahrzunehmen und eben durch die volle Erkenntniß dieſes Zuſtandes ihn zu löſen. Unmöglich kannſt Du die Macht unſeres pſychiſchen Prinzips wegläugnen, unmöglich Dein Ohr verſchließen wollen den wunderbaren Anklängen die in uns hinein, aus uns heraustönen, der geheimnißvollen Sphären-

Muſik, die das große unwandelbare Lebensprinzip der Natur ſelbſt iſt.

Du ſprichſt, erwiederte Lothar, nach Deiner gewöhnlichen Weiſe, Du gefällſt Dich in myſtiſcher Schwärmerei. Ich gebe Dir zu, daß die Lehre vom Magnetismus, die ganz in das Gebiet des Geiſterhaften hineinſtreift, den unendlichſten Reiz hat für jeden Poetiſch-Geſinnten. Ich ſelbſt kann gar nicht läugnen, daß mich die dunkle Materie bis in die tiefſte Seele hinein angeregt hat und noch anregt, doch höre mein eigentliches Glaubensbekenntniß in kurzen Worten. — Wer mag frevelich und vermeſſen eindringen wollen in das tiefſte Geheimniß der Natur, wer mag erkennen ja nur deutlich ahnen wollen das Weſen jenes geheimnißvollen Bandes, das Geiſt und Körper verknüpft und auf dieſe Weiſe unſer Seyn bedingt. Auf dieſe Erkenntniß iſt aber doch der Magnetismus ganz eigentlich baſirt und ſo lange dieſelbe unmöglich, gleicht die aus einzelnen Wahrnehmungen, die oft nur Illuſionen ſind hergeleitete Lehre davon, dem unſichern Herumtappen des Blindgebohrnen. Es iſt gewiß, daß es erhöhte Zuſtände giebt, in denen der Geiſt den Körper beherrſchend, ſeine Thätigkeit hemmend, mächtig wirkt und in dieſer Wirkung die ſeltſamſten Phänomene erzeugt. Ahnungen, dunkle Vorgefühle geſtalten ſich deutlich und wir erſchauen das mit aller Kraft unſeres vollen Faſſungsvermögens, was tief in unſerer Seele regungslos ſchlummerte; der Traum, gewiß die wunderbarſte Erſcheinung im menſchlichen Organism, deſſen höchſte Potenz meines Bedünkens eben der ſogenannte Somnambulismus ſeyn dürfte, gehört ganz hieher. Aber gewiß iſt es auch, daß ſolch ein Zuſtand irgend eine Abnormität in dem Verhältniß des pſychiſchen und phyſiſchen Prinzips vorausſetzt. Die lebhafteſten ſtärkſten

Träume kommen, wenn irgend ein krankhaftes Gefühl den Körper angreift. Der Geist nutzt die Ohnmacht seines Mitherrschers und macht ihn, den Thron allein einnehmend, zum dienenden Vasallen. So soll ja auch der Magnetismus nur durch irgend einen krankhaften Zustand des Körpers indizirt werden. Mag es ferner seyn, daß die Natur oft einen psychischen Dualismus verstattet und daß der geistige Verkehr in doppelter Wechselwirkung die merkwürdigsten Erscheinungen hervorbringt, aber nur die Natur, meine ich, soll eben jenen Dualismus verstatten, und jeder Versuch, ihn ohne jenes Gebot der Königin nach Willkühr hervorzurufen, dünkt mir, wo nicht frevelich, doch gewiß ein gefährliches Wagestück. Ich gehe weiter. Ich will, ich kann nicht läugnen, die Erfahrung ist mir entgegen, daß das willkührliche Hervorrufen jenes potenzirten Seelenzustandes, ist er durch irgend eine Abnormität im Organism indizirt, möglich ist, daß ferner das fremde psychische Prinzip auf höchst mysteriöse Weise in irgend ein Fluidum, oder wie man es sonst nennen mag — in das vom Magnetiseur ausgehende Agens überhaupt verkörpert und ausströmend (bey der magnetischen Manipulation) die geistige Potenz des Magnetisirten erfassen und jenen Zustand erzeugen kann, der von der Regel alles menschlichen Seyns und Lebens abweicht und selbst in seiner hochgerühmten Verzückung alles Entsetzen des fremdartigen Geisterreichs in sich trägt. Ich kann, sage ich, das Alles nicht läugnen, aber immer und ewig wird mir dies Verfahren als eine blindlings geübte heillose Gewalt erscheinen, deren Wirkung, allen Theorien zum Trotz nicht zu berechnen bleibt. Irgendwo heißt es, der Magnetismus sey ein schneidendes gefährliches Instrument in der Hand eines Kindes, ich bin mit diesem Ausspruch einverstanden. — Soll der Mensch

ſich unterfangen, auf das geiſtige Prinzip des andern nach Willkühr wirken zu wollen, ſo ſcheint mir die Lehre der Barbariniſchen Schule der Spiritualiſten, die ohne alle Manipulation nur Willen und Glauben in Anſpruch nahm, bey weitem die reinſte und unſchuldigſte. Das Fixiren des feſten Willens iſt eine beſcheidene Frage an die Natur, ob ſie den geiſtigen Dualismus verſtatten wolle oder nicht, und ſie allein entſcheidet. Eben ſo möchte das eigne Magnetiſiren am Bacquet ohne alle Einmiſchung des Magnetiſeurs wenigſtens in ſofern minder gefährlich genannt werden, als dann keine vielleicht feindlich wirkende Kraft eines fremden geiſtigen Prinzips denkbar. — Aber! — leichtſinnig, ja wohl in arger Selbſttäuſchung befangen und nur unwillkührlich in Oſtentation gerathend, handhaben jetzt ſo viele jene dunkelſte aller dunklen Wiſſenſchafften, darf man überhaupt den Magnetismus eine Wiſſenſchafft nennen. Ein fremder Arzt äußerte, wie Bartels in ſeiner Phyſiologie und Phyſik des Magnetismus erzählt, ſeine Verwunderung, daß die deutſchen Aerzte die magnetiſirten Individuen ſo willkührlich behandelten und ſo dreiſt an ihnen experimentirten, als wenn ſie einen phyſikaliſchen Apparat vor ſich hätten. Leider iſt dem ſo, und deshalb will ich — mag ich — wenigſtens an die Heilkraft des Magnetismus lieber gar nicht glauben, als dem Gedanken Raum geben, daß das unheimliche Spiel mit einer fremden Gewalt vielleicht einmal ſelbſt mein eignes Leben rettungslos verſtören könnte.

Aus allem, nahm Theodor das Wort, aus allem was Du nicht ohne Tiefe und Wahrheit über den Magnetismus geſprochen, folgt nun eben nichts anderes als daß Du uns vorhin das Geſchichtlein von dem zehnpfündigen Fiſch wider Deine Ueberzeugung aufgetiſcht haſt, daß Du an die Kräfte des

Magnetismus wirklich glaubst, daß Du aber wenigstens Dir aus purem Grauen fest vorgenommen, keinem Magnetiseur in der Welt irgend eine Manipulation auf den Ganglien Deines Rückens oder sonst zu gestatten. Uebrigens stimme ich, was die Furcht vor fremden psychischen Prinzipen betrifft, mit Dir überein, und es sey mir erlaubt Deinem Glaubensbekenntniß als Note und erklärendes Beispiel die Erzählung hinzuzufügen, auf welche Weise ich in den Magnetismus hineingerieth. — Ein Universitäts-Freund, der Arzeneykunde beflissen, war der erste, der mich mit der geheimnißvollen Lehre von dem Magnetismus bekannt machte. Wie Ihr mich in meinem ganzen Wesen kennt, möget Ihr Euch wohl vorstellen, daß ich von Allem, was ich darüber vernahm, in dem tiefsten Gemüth ergriffen wurde. Ich las alles, was ich darüber nur erhaschen konnte, zuletzt auch Kluge's bekannten Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel. Dies Buch machte zuerst einige Zweifel in mir rege, da es ohne sonderliche wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes sich nur mehrentheils auf Beispiele bezieht und dabey ohne Critik das Bewährte mit dem völlig Mährchenhaften ja mit dem, was sich rein als Mährchen dargethan hat, durch einander wirft. Mein Freund widerlegte alle Einreden, die ich ihm entgegenstellte und bewies mir zuletzt, daß das bloß theoretische Studium in mir gar nicht den Glauben erwecken könne, der unerläßlich sey, sondern daß sich dieser erst finden werde wenn ich selbst magnetischen Operationen beigewohnt. Dazu fehlte es damals auf der Universität aber an aller Gelegenheit; hätte sich auch ein hoffnungsvoller Magnetiseur finden lassen, so gab es doch durchaus keine Personen, die einige Inklinationen zum Somnambulismus, zur Clairvoyance zeigten.

Ich kam nach der Reſidenz. Dort ſtand der Magnetismus eben im höchſten Flor. Alle Welt ſprach von nichts anderm, als von den wunderbaren magnetiſchen Kriſen einer vornehmen gebildeten geiſtreichen Dame, die nach einigen nicht eben bedeutenden Nervenzufällen, beinahe von ſelbſt erſt ſomnambul und dann die merkwürdigſte Clairvoyante geworden, die es nach dem Ausſpruch aller des Magnetismus eifrigſt Befliſſenen, jemals gegeben und künftig geben könne. Es gelang mir, die Bekanntſchaft des Arztes zu machen, der ſie behandelte, und dieſer, in mir einen wißbegierigen Schüler erkennend, verſprach mich hinzuführen zu der Dame, wenn ſie eben in der Kriſis befangen. Es geſchah ſo. Kommen Sie, ſprach der Arzt eines Tages, um ſechs Uhr Nachmittags zu mir, kommen Sie, ſo eben fiel, ich weiß es, meine Kranke in einen magnetiſchen Schlaf. — In der geſpannteſten Erwartung trat ich hinein in das elegante, ja üppig verzierte Gemach. Die Fenſter waren mit roſaſeidnen Gardienen dicht verzogen, ſo daß die durchfallenden Strahlen der Abend-Sonne alles in röthlichem Schimmer magiſch beleuchteten. Die Somnambule lag in ein ſehr reizendes Negligée gekleidet ausgeſtreckt auf dem Sopha mit dicht geſchloſſenen Augen, leiſe athmend wie im tiefſten Schlaf.

Um ſie her im weiten Kreiſe waren einige Andächtige verſammelt, ein Paar Fräulein, die die Augen verdrehten, tief ſeufzten, die gar zu gern ſelbſt auf der Stelle ſomnambul geworden wären, zur Erbauung des jungen Offiziers und eines andern jungen wohlgebildeten Mannes, die beide auf dieſen wichtigen Moment ſehnſuchtsvoll zu hoffen ſchienen, ein Paar ältliche Damen die mit vorgebogenem Haupt, die Hände gefaltet, jeden Athemzug der ſomnambulen Freundin belauſchten. —

Man erwartete den eigentlichen höchſten Zuſtand des Hellſehens. Der Magnetiſeur, der ſich nicht erſt mit ſeiner Somnambule in Rapport ſetzen durfte, da dieſer Rapport, wie er verſicherte, beſtändig fortdauere, nahte ſich ihr und begann mit ihr zu ſprechen. Sie nannte ihm die Augenblicke, in denen er heute vorzüglich lebhaft an ſie gedacht und erwähnte manches andern Umſtandes, der ſich heute mit ihm begeben. Endlich bat ſie ihn, den Ring, den er in einem rothen Maroquin-Futteral bei ſich in der Taſche trage und den er ſonſt nie bei ſich gehabt, abzulegen, da das Gold, vorzüglich aber der Diamant feindlich auf ſie wirke. Mit allen Zeichen des tiefſten Erſtaunens trat der Magnetiſeur zurück, und zog das beſchriebene Futteral mit dem Ringe hervor, den er erſt heute Nachmittag von dem Juvelier erhalten, deſſen Exiſtenz der Somnambule alſo nur lediglich durch den maguetiſchen Rapport kund worden. Dies Wunder mit dem Ringe wirkte auf die beiden Fräuleins ſo ſtark, daß mit einem tiefen Seufzer jede nach einem Lehnſtuhl flüchtete, und mittelſt einiger wohlgeführten Striche des Magnetiſeurs in magnetiſchen Schlaf verfiel. Das verhängnißvolle Futteral abgelegt, machte nun der Magnetiſeur vorzüglich mir zu Gefallen mit ſeiner Somnambule einige Kunſtſtücke. Sie nießte wenn er Tabak nahm, ſie las einen Brief den er ihr auf die Herzgrube legte u. ſ. f. Endlich verſuchte er mich durch ſeine Einwirkung in Rapport zu ſetzen mit der Somnambule. Es gelang vortrefflich. Sie beſchrieb mich von Kopf bis zu Fuß und verſicherte, daß ſie es vorher gewußt, wie der Magnetiſeur den Freund, deſſen deutliche Ahnung ſie ſchon lange in ſich getragen, heute mitbringen werde. Sie ſchien mit meiner Gegenwart ſehr zufrieden zu ſeyn. Plötzlich hörte Sie auf zu ſprechen, und richtete ſich in

die Höhe mit halbem Leibe, ich glaubte ein Zittern der Augenlieder, ein leiſes Zucken des Mundes wahrzunehmen. Der Magnetiſeur berichtete den wißbegierigen Anweſenden, daß die ſomnambule Dame in den fünften Grad, in den Zuſtand der von der äußern Sinnenwelt unabhängigen Selbſtanſchauung übergehe. Dadurch wurde die Aufmerkſamkeit der beiden jungen Männer abgelenkt von den entſchlafenen Fräuleins, eben in dem Augenblick, als ſie begannen intereſſant zu werden. Die eine hatte ſchon wirklich verſichert, daß die Friſur des jungen Offiziers, mit dem ſie ſich in Rapport geſetzt, ſehr angenehm leuchte, die andere aber behauptet, daß die Generalin, die den untern Stock des Hauſes bewohnte, eben ſchönen Caravanen-Thee trinke, deſſen Aroma ſie durch die Stubendecke verſpüre, prophezeite auch hellſehend, daß ſie in einer Viertelſtunde aus dem magnetiſchen Schlaf erwachen und ebenfalls Thee trinken ja ſogar etwas Torte dazu genießen werde. — Die ſomnambule Dame fing abermals an zu reden, aber mit ganz verändertem ſeltſam und wie ich geſtehen muß, über die Maßen wohlklingendem Organ. Sie ſprach indeſſen in ſolch' myſtiſchen Worten und ſonderbaren Redensarten, daß ich gar keinen Sinn herausfinden konnte, der Magnetiſeur verſicherte indeſſen, ſie ſage die herrlichſten, tiefſten, lehrreichſten Dinge über ihren Magen. Das mußte ich nun freilich glauben. Von dem Magen abgekommen, wie wiederum der Magnetiſeur erklärte, nahm ſie noch einen höhern Schwung. Zuweilen war es mir, als kämen ganze Sätze vor, die ich irgendwo geleſen. Etwa in Novalis Fragmenten oder in Schellings Weltſeele. Dann ſank ſie erſtarrt zurück in die Kiſſen. Der Magnetiſeur hielt ihr Erwachen nicht mehr fern und bat uns, das Zimmer zu verlaſſen, da es vielleicht feindlich auf ſie wirken könne, erwacht

ſich von mehreren Perſonen umgeben zu ſehen. So wurden wir nach Hauſe geſchickt. Die beiden Fräulein, auf die weiter niemand geachtet, hatten für gut gefunden, ſchon früher zu erwachen und ſich ſachte davon zu ſchleichen. — Ihr könnt gar nicht glauben, wie gar beſonders die ganze Scene auf mich wirkte. Abgeſehen von den beiden albernen Mädchen, die aus der unintereſſanten Stellung als unthätige Zuſchauerinnen gern hinaus wollten, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die ſomnambule Dame auf dem Sopha eine vorbereitete, wohl durchdachte, wacker eingeübte Rolle mit vieler Kunſt darſtelle.

Den Magnetiſeur kannte ich als den offenſten, redlichſten Mann, der eine Comödie der Art aus der tiefſten Seele verabſcheuen mußte, zu genau, um auch nur dem leiſeſten Argwohn Raum zu geben, daß er ſeiner Seits, auch wohl leidiger Bekehrungsſucht halber, eine Täuſchung der Art unterſtützen ſolle. War eine ſolche Täuſchung wirklich vorhanden, ſo mußte ſie lediglich das Werk der Dame ſeyn, deren Kunſt die Wiſſenſchaft, die Einſicht, die Beobachtungsgabe des Arztes, der vielleicht zu ſehr von der neuen Lehre eingenommen, überbot. Nicht fragen durfte ich mich ſelbſt, welchen Zweck eine ſolche Selbſtquaal, denn dieſe bleibt doch jener fingirte gewaltſame Zuſtand, welchen Zweck ſie haben könne. Gab es denn nicht von den vom Teufel beſeſſenen Urſulinerinnen, von jenen miauenden Nonnen, von den in gräßlichen Verrenkungen ſich windenden Verzückten bis auf jenes Weib im Würzburger Hospital, die ſich, den wüthendſten Schmerz nicht achtend, Glasſcherben, Nadeln in die Aderlaßwunde bohrte, damit der Arzt über die fremdartigen Dinge in ihrem Körper erſtaunen ſollte, ja bis auf die berüchtigte Manſon in der neueſten Zeit, gab es denn

nicht jederzeit eine Menge Weiber, die Gesundheit, Leben, Ehre, Freiheit daran setzten, nur, damit die Welt sie für außerordentliche Wesen halte, von dem Wunder ihrer Erscheinung spreche? — Doch zurück zu meiner somnambulen Dame! — Ich wagte es dem Arzt wenigstens ganz leise meine Zweifel anzudeuten. Er versicherte aber lächelnd, diese Zweifel wären nur die letzten ohnmächtigen Streiche des Besiegten. Die Dame habe mehrmals geäußert, daß meine Gegenwart wohlthätig auf sie wirke, er habe daher gegründete Ursache meine fortgesetzten Besuche zu wünschen, die mich ganz überzeugen würden. — In der That fing ich an, da ich die Dame mehrmals besucht, mich mehr zum Glauben hinzuneigen, und dieser Glaube stieg beinahe bis zur Ueberzeugung, als sie im somnambulen Zustande, nachdem ich durch den Magnetiseur mich mit ihr in Rapport gesetzt, mir auf unbegreifliche Weise Dinge aus meinem eignen Leben erzählte, und vorzüglich einer Nervenkrankheit gedachte, in die ich verfiel, als mir der Tod eine geliebte Schwester entrissen. — Sehr mißfiel es mir aber, daß sich die Zahl der Besucher immer mehrte, und daß der Magnetiseur die Dame zur weissagenden Sybille emporzuheben sich mühte, da er sie über Gesundheit und Leben fremder Personen, die er mit ihr in Rapport gesetzt, Orakelsprüche thun ließ. — Eines Tages fand ich unter den Anwesenden einen alten berühmten Arzt, der allgemein als der ärgste Zweifler, als der schlimmste Gegner der magnetischen Cur bekannt war. Die Dame hatte, ehe er gekommen, im magnetischen Schlaf voraus gesagt daß dieser Zustand diesmal länger dauern als sonst, und daß sie erst nach zwey vollen Stunden erwachen werde. Bald darauf gerieth sie in den höchsten Grad des Hellsehens und begann ihre mystischen Reden. Der Magnetiseur versicherte, daß in diesem höchsten Grad der

wahren Verzückung, die Somnambule, ein reingeiſtiges Weſen, den Körper ganz abgeſtreift habe und für jeden phyſiſchen Schmerz unempfindlich ſey. Der alte Arzt meinte, zum Beſten der Wiſſenſchafft, zur Ueberzeugung aller Ungläubigen ſey es jetzt an der Zeit, eine durchgreifende Probe zu machen. Er ſchlage vor, die Dame mit einem glühenden Eiſen an der Fußſohle zu brennen und abzuwarten ob ſie gefühllos bleiben würde. Der Verſuch ſchiene grauſam, wäre es aber nicht, da ſogleich lindernde heilende Mittel angewandt werden könnten, und er habe deshalb ein kleines Eiſen und die nöthigen Heilmittel zur Stelle gebracht. Er zog beides aus der Taſche. Der Magnetiſeur verſicherte, daß die Dame den Schmerz beim Erwachen gar nicht achten werde, den ſie zum Beſten der hohen Wiſſenſchafft erleide und rief nach einer Kohlpfanne. Man brachte das Gefäß herbey, der Arzt ſteckte ſein kleines Eiſen in die Gluth. In dem Augenblick zuckte die Dame wie in heftigem Kraupf, ſeufzte tief auf, erwachte, klagte über Uebelbefinden! — Der alte Arzt warf ihr einen durchbohrenden Blick zu, kühlte ohne Umſtände ſein Eiſen ab in magnetiſirtem Waſſer, das gerade auf dem Tiſche ſtand, ſteckte es in die Taſche, nahm Hut und Stock und ſchritt von dannen. Mir fielen die Schuppen von den Augen, ich eilte fort, unwillig, erboßt über die unwürdige Myſtifikation, die die feine Dame ihrem wohlwollenden Magnetiſeur, uns allen bereitet.

Daß weder der Magnetiſeur noch diejenigen Andächtigen, denen die Beſuche bey der Dame als eine Art myſtiſchen Gottesdienſtes galten, durch das Verfahren des alten Arztes auch nur im mindeſten aufgeklärt wurden verſteht ſich eben ſo ſehr von ſelbſt, als daß ich meiner Seits nun den ganzen Magne-

tismus als eine chimärische Geisterseherei verwarf und gar nichts mehr davon hören wollte.

Meine Bestimmung führte mich nach B. — Auch dort wurde viel vom Magnetismus gesprochen, irgend eines praktischen Versuchs aber nicht erwähnt. Man behauptete, daß ein würdiger berühmter Arzt, hoch in den Jahren wie jener Arzt in der Residenz, der grausamer Weise antisomnambulistische Eisen in der Tasche führte, Direktor des dortigen herrlich eingerichteten Krankenhauses, sich entschieden gegen die magnetische Cur erklärt und den ihm untergeordneten Aerzten geradehin untersagt habe, sie anzuwenden.

Um so mehr mußt ich mich verwundern, als ich nach einiger Zeit vernahm, daß jener Arzt selbst, jedoch ganz insgeheim, den Magnetismus im Krankenhause anwende.

Ich suchte, als ich näher mit dem würdigen Mann bekannt worden, ihn auf den Magnetismus zu bringen. Er wich mir aus. Endlich, als ich nicht nachließ von der dunklen Wissenschafft zu sprechen und mich als ein Sachkundiger bewies, fragte er, wie es mit der Ausübung der magnetischen Cur in der Residenz stehe. Ich nahm gar keinen Anstand ihm die wunderbare Geschichte von der somnambulen Dame, die plötzlich aus himmlischer Verzückung zurückkehrte auf irdischen Boden, als sie was weniges gebrannt werden sollte, offen und klar zu erzählen. „Das ist es eben, das ist es eben," rief er, indem Blitze in seinen Augen leuchteten, und brach schnell das Gespräch ab. Endlich, nachdem ich mehr sein wohlwollendes Vertrauen gewonnen, sprach er sich über den Magnetismus in der Art aus, daß er sich von der Existenz dieser geheimnißvollen Naturkraft und von ihrer wohlthätigen Wirkung in gewissen Fällen durch die reinsten Erfahrungen überzeugt, daß er aber

das Erwecken jener Naturkraft für das gefährlichſte Experiment halte das es geben, und das nur Aerzten die in der vollkommenſten Ruhe des Geiſtes über allen leidenſchaftlichen Enthuſiasmus erhaben, anvertraut werden könne. In keiner Sache ſey Selbſttäuſchung möglicher, ja leichter, und er halte jeden Verſuch ſchon dann nicht für rein, wenn der Perſon, die zur magnetiſchen Cur geeiguet, vorher viel von den Wundern des Magnetismus vorgeredet worden und ſie Verſtand und Bildung genug habe, zu begreifen, worauf es ankomme. Der Reiz in einer höhern Geiſterwelt zu exiſtiren, ſey für poetiſche oder von Haus aus exaltirte Gemüther zu verlockend, um mit der heißen Sehnſucht nach dieſem Zuſtande nicht unwillkührlich allerlei Einbildungen Raum zu geben. Sehr luſtig ſey die geträumte Herrſchafft des Magnetiſeurs über das fremde pſychiſche Prinzip, wenn er ſich ganz hingebe den Fantaſien überſpannter Perſonen, ſtatt ihnen als Zaum und Zügel den kraſſeſten Proſaismus über den Hals zu werfen. Uebrigens ſtelle er gar nicht in Abrede, daß er ſich in ſeinem Krankenhauſe ſelbſt der magnetiſchen Curen bediene. Er glaube aber, daß bei der Art, wie er ſie aus reiner Ueberzeugung anwenden laſſe, durch beſonders dazu erwählte Aerzte unter ſeiner ſtrengſten Aufſicht, wohl nie ein Mißbrauch möglich, ſondern dagegen nur wohlthätige Einwirkung auf die Kranken und Bereicherung der Kenntniß dieſes geheimnißvollſten aller Heilmittel zu erwarten ſey. Aller Regel entgegen wolle er, wenn ich feſtes Stillſchweigen verſpräche um den Andrang aller Neugierigen zu verhüten, mich einer magnetiſchen Cur beiwohnen laſſen, ſollte ſich ein Fall der Art ereignen.

Der Zufall führte mir bald eine der merkwürdigſten Somnambulen unter die Augen. Die Sache verhielt ſich in folgender Art.

Der Arzt des Kreises fand in einem Dorfe ungefähr zwanzig Stunden von B. bey einem armen Bauer ein Mädchen von sechszehn Jahren, über deren Zustand sich die Eltern unter bitteren Thränen beklagten. Nicht gesund, sprachen sie, nicht krank sey ihr Kind zu nennen. Sie fühle keinen Schmerz, kein Uebelbefinden, sie äße und tränke, sie schliefe oft ganze Tage lang, und dabei magre sie ab, und würde von Tage zu Tage immer matter und kraftloser, so daß an Arbeit seit langer Zeit gar nicht zu denken. Der Arzt überzeugte sich, daß ein tiefes Nervenübel der Grund des Zustandes war, in dem sich das arme Kind befand, und daß die magnetische Cur recht eigentlich indizirt sey. Er erklärte den Eltern, daß die Heilung des Mädchens hier auf dem Dorfe ganz unmöglich, daß sie aber in B. von Grund aus geheilt werden solle, wenn sie sich entschlössen, das Kind dorthin in das Krankenhaus zu schaffen, wo sie auf das beste gepflegt werden und Medizin erhalten solle, ohne daß sie einen Kreuzer dafür bezahlen dürften. Die Eltern thaten nach schwerem Kampf wie ihnen geheißen. Noch ehe die magnetische Cur begonnen, begab ich mich mit meinem ärztlichen Freunde in das Krankenhaus um die Kranke zu sehn. Ich fand das Mädchen in einem hohen lichten Zimmer, das mit allen Bequemlichkeiten auf das sorgsamste versehen. Sie war für ihren Stand von sehr zartem Gliederbau und ihr feines Gesicht wäre beinahe schön zu nennen gewesen, hätten es nicht die erloschenen Augen, die Todtenbleiche, die farblosen Lippen entstellt. Wohl mochte es seyn, daß ihr Uebel nachtheilig auf ihr Geistesvermögen gewirkt, sie schien von dem beschränktesten Verstande, faßte nur mühsam die an sie gerichteten Fragen und beantwortete sie in dem breiten unverständlichen abscheuligen Jargon den die Bauern in der dortigen Gegend sprechen.

Zu ihrem Magnetiseur hatte der Direktor einen jungen kräftigen Eleven der Arzeneykunde gewählt dem die Offenheit und Gutmüthigkeit aus allen Zügen leuchtete und von dem er sich überzeugt hatte, daß das Mädchen ihn leiden mochte. Die magnetische Cur begann. Von neugierigen Besuchen, von Kunststücken u. dergl. war nicht die Rede. Niemand war zugegen außer dem Magnetiseur als der Direktor, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit mit sorglicher Beachtung der kleinsten Umstände die Cur leitete, und ich. Anfänglich schien das Kind wenig empfänglich, doch bald stieg sie schnell von Grad zu Grad, bis sie nach drey Wochen in den Zustand des wirklichen Hellsehens gerieth. Erlaßt es mir, all' der wunderbaren Erscheinungen zu erwähnen die sich nun in jeder Krise darboten, es sey genug Euch zu versichern, daß ich hier, wo keine Täuschung möglich, mich im innersten Gemüth von der wirklichen Existenz jenes Zustandes überzeugte, den die Lehrer des Magnetismus als den höchsten Grad des Hellsehens beschreiben. In diesem Zustande ist, wie Kluge sagt, die Verbindung mit dem Magnetiseur so innig, daß der Clairvoyant es nicht bloß augenblicklich weiß, wenn die Gedanken des Magnetiseurs zerstreut und nicht auf des Clairvoyants Zustand gerichtet sind, sondern daß er auch in der Seele des Magnetiseurs dessen Vorstellungen auf das deutlichste zu erkennen vermag. Dagegen tritt der Clairvoyant nun gänzlich unter die Herrschaft des Willens seines Magnetiseurs, durch dessen psychisches Prinzip er nur zu denken, zu sprechen, zu handeln vermag. Ganz in diesem Fall befand sich das somnambule Bauermädchen. — Ich mag Euch nicht mit all' dem ermüden, was sich in dieser Hinsicht mit der Kranken und ihrem Magnetiseur begab, nur ein und für mich das schneidendste Beispiel! — Das Kind sprach in je-

Digitized by Google

nem Zuſtande den reinen gebildeten Dialekt ihres Magnetiſeurs, und drückte ſich in den Antworten, die ſie ihm mehrentheils anmuthig lächelnd gab, gewählt, gebildet, kurz ganz ſo aus, wie der Magnetiſeur zu ſprechen pflegte. Und dabey blühten ihre Wangen, ihre Lippen auf in glühendem Purpur und die Züge ihres Antlitzes erſchienen veredelt! —

Ich mußte erſtaunen, aber dieſe gänzliche Willenloſigkeit der Somnambule, dies gänzliche Aufgeben des eignen Ichs, dieſe troſtloſe Abhängigkeit von einem fremden geiſtigen Prinzip, ja dieſe durch das fremde Prinzip allein bedingte Exiſtenz erfüllte mich mit Grauſen und Entſetzen. Ja ich konnte mich des tiefſten herzzerſchneidendſten Mitleids mit der Armen nicht erwehren und dies Gefühl dauerte fort, als ich den wohlthätigſten Einfluß der magnetiſchen Cur bemerken mußte, als die Kleine in der vollſten kräftigſten Geſundheit aufgeblüht, dem Magnetiſeur und dem Direktor ja auch mir dankte für alles Gute das ſie genoſſen und dabey ihren Jargon ſprach, breiter, unverſtändlicher als jemals. Der Direktor ſchien mein Gefühl zu bemerken und es mit mir zu theilen. Verſtändigt haben wir uns darüber niemals und das wohl aus guten Gründen! — Nie hab' ich ſeitdem mich entſchließen können magnetiſchen Curen beizuwohnen, was hätte ich weiter für Erfahrungen gemacht nach jenem Beiſpiel, das bey der vollkommnen Reinheit des Verſuchs mich über die wunderbare Kraft des Magnetismus ganz ins Klare ſetzte, zugleich aber an einen Abgrund ſtellte, in den ich mit tiefem Schauer hinabblickte. — So bin ich denn nun ganz Lothars Meinung worden. —

Und, nahm Ottmar das Wort, und füge ich noch hinzu, daß auch ich Eurer Meinung ganz beipflichte, ſo ſind wir ja alle, rückſichts des wunderbaren Geheimniſſes, von dem die

Rede, unter einen Hut gebracht. Irgend ein tüchtiger Arzt, Verfechter des Magnetismus, wird uns zwar sehr leicht ganz und gar widerlegen, ja uns tüchtig ausschelten, daß wir, ununterrichtete Layen, es wagen, ein dunkles Gefühl der klaren Ueberzeugung entgegen zu stellen, ich glaube indessen, daß wir schwer zu bekehren seyn werden. — Doch wollen wir auch nicht vergessen, daß wir dem Magnetismus schon deshalb nicht ganz abhold seyn können, weil er uns in unsern serapiontischen Versuchen sehr oft als tüchtiger Hebel dienen kann, unbekannte geheimnißvolle Kräfte in Bewegung zu setzen. Selbst Du, lieber Lothar, hast Dich dieses Hebels schon oft bedient und verzeih' mir, sogar in dem erbaulichen Mährchen vom Nußknacker und Mausekönig ist die Marie zuweilen nichts anders als eine kleine Somnambule. — Aber wohin geriethen wir von unserm Vinzenz sprechend! —

Der Uebergang war natürlich, sprach Lothar, der Weg bahnte sich von selbst. Tritt Vinzenz in unsere Brüderschafft ein, so wird gewiß noch viel von geheimnißvollen Dingen verhandelt werden, auf die er recht eigentlich ganz versessen ist. — Doch Cyprian hat schon seit mehreren Minuten nicht auf unser Gespräch gemerkt, vielmehr ein Manuskript aus der Tasche gezogen und darin geblättert. — Es ist in der Ordnung, daß wir ihm jetzt Raum geben, sein Herz zu erleichtern.

In der That, sprach Cyprian, war mir Euer Gespräch über den Magnetismus langweilig und lästig und ist's Euch recht, so lese ich Euch eine serapiontische Erzählung vor, zu der mich Wagenseils Nürnberger Chronik entzündet. Vergeßt nicht, daß ich keine antiquarische kritische Abhandlung jenes berühmten Kriegs von der Wartburg habe schreiben wollen, son-

dern nach meiner Weiſe jene Sache zur Erzählung, wie mir gerade alles hell in der Seele aufging, nutzte.

Cyprian las:

Der Kampf der Sänger.

Zur Zeit wenn Frühling und Winter am Scheiden ſtehn, in der Nacht des Aequinoktiums, ſaß einer im einſamen Gemach und hatte Johann Chriſtoph Wagenſeils Buch von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt vor ſich aufgeſchlagen. Der Sturm räumte draußen toſend und brauſend die Felder ab, ſchlug die dicken Regentropfen gegen die klirrenden Fenſter und pfiff und heulte des Winters tolles Ade durch die Rauchfänge des Hauſes, während die Strahlen des Vollmondes an den Wänden ſpielten und gaukelten, wie bleiche Geſpenſter. Das achtete aber jener nicht, ſondern ſchlug das Buch zu und ſchaute tiefſinnend, ganz befangen von dem Zauberbilde längſt vergangener Zeit, das ſich ihm dargeſtellt, in die Flammen, die im Kamin kniſterten und ſprühten. Da war es, als hinge ein unſichtbares Weſen einen Schleier nach dem andern über ſein Haupt, ſo daß alles um ihn her in immer dichterem und dichterem Nebel verſchwamm. Das wilde Brauſen des Sturms, das Kniſtern des Feuers wurde zu lindem harmoniſchen Säuſeln und Flüſtern, und eine innere Stimme ſprach, das iſt der Traum, deſſen Flügel ſo lieblich auf und niederrauſchen, wenn er wie ein frommes Kind ſich an die Bruſt des Menſchen legt und mit einem ſüßen Kuß das innere Auge weckt, daß es vermag die anmuthigſten Bilder eines höheren Lebens voll Glanz und Herrlichkeit zu erſchauen. — Ein blendendes Licht zuckte empor wie Blitzſtrahl, der Verſchleierte ſchlug die Augen auf, aber kein Schleier, keine Nebelwolke verhüllten mehr ſeinen

Digitized by Google

Blick. Er lag auf blumigen Matten in der dämmernden Nacht eines ſchönen dichten Waldes. Die Quellen murmelten, die Büſche rauſchten wie in heimlichem Liebesgeplauder und dazwiſchen klagte eine Nachtigall ihr ſüßes Weh. Der Morgenwind erhob ſich und bahnte, das Gewölk vor ſich her aufrollend, dem hellen lieblichen Sonnenſchein den Weg, der bald auf allen grünen Blättern flimmerte und die ſchlafenden Vögelein weckte, die in fröhlichem Trilleriren von Zweig zu Zweig flatterten und hüpften. Da erſchallte von ferne her luſtiges Hörnergetön, das Wild rüttelte ſich raſchelnd auf aus dem Schlafe, Rehe, Hirſche guckten aus dem Gebüſch den, der auf den Matten lag, neugierig an mit klugen Augen und ſprangen ſcheu zurück in das Dickigt. Die Hörner ſchwiegen, aber nun erhoben ſich Harfenklänge und Stimmen ſo herrlich zuſammentönend wie Muſik des Himmels. Immer näher und näher kam der liebliche Geſang, Jäger die Jagdſpieße in den Händen, die blanken Jagdhörner um die Schultern gehängt, ritten hervor aus der Tiefe des Waldes. Ihnen folgte auf einem ſchönen goldgelben Roß ein ſtattlicher Herr im Fürſtenmantel nach alter deutſcher Art gekleidet, ihm zur Seite ritt auf einem Zelter eine Dame von blendender Schönheit und köſtlich geſchmückt. Aber nun kamen auf ſechs ſchönen Roſſen von verſchiedner Farbe ſechs Männer, deren Trachten, deren bedeutungsvolle Geſichter auf eine längſt verfloſſene Zeit hinwieſen. Die hatten den Pferden die Zügel über den Hals gelegt und ſpielten auf Lauten und Harfen und ſangen mit wunderbar helltönenden Stimmen, während ihre Roſſe gebändigt, gelenkt durch den Zauber der ſüßen Muſik, den Waldweg entlang auf anmuthige Weiſe in kurzen Sprüngen nachtanzten dem fürſtlichen Paar. Und wenn mitunter der Geſang einige Secunden

innehielt, stießen die Jäger in die Hörner, und der Rosse Gewieher ertönte wie ein fröhliches Jauchzen in übermüthiger Luft. Reichgekleidete Pagen und Diener beschlossen den festlichen Zug, der im tiefen Dickigt des Waldes verschwand. —

Der über den seltsamen, wundervollen Anblick in tiefes Staunen Versunkene raffte sich auf von den Matten und rief begeistert: O Herr des Himmels: ist denn die alte prächtige Zeit erstanden aus ihrem Grabe? — wer waren denn die herrlichen Menschen! Da sprach eine tiefe Stimme hinter ihm: Ey, lieber Herr, solltet Ihr nicht die erkennen, die ihr fest in Sinn und Gedanken traget? Er schaute um sich und gewahrte einen ernsten stattlichen Mann mit einer großen schwarzen Lockenperücke auf dem Haupt und ganz schwarz nach der Art gekleidet, wie man sich ums Jahr eintausend sechshundert und achtzig tragen mochte. Er erkannte alsbald den alten gelehrten Professor Johann Christoph Wagenseil, der also weiter sprach: „Ihr hättet ja wohl gleich wissen können, daß der stattliche Herr „im Fürstenmantel niemand anders war, als der wackere „Landgraf Hermann von Thüringen. Neben ihm ritt der Stern „des Hofes, die edle Gräfin Mathilde, blutjunge Wittwe des „in hohen Jahren verstorbenen Grafen Cuno von Falkenstein. „Die sechs Männer, welche nachritten singend und die Lauten „und Harfen rührend, sind die sechs hohen Meister des Ge„sanges, welche der edle Landgraf, der holdseligen Singer„kunst mit Leib und Seele zugethan, an seinem Hofe versam„melt hat. Jetzt geht das lustige Jagen auf, aber dann ver„sammeln sich die Meister auf einem schönen Wiesenplan in „der Mitte des Waldes und beginnen ein Wettsingen. Da „wollen wir jetzt hinschreiten, damit wir schon dort sind, wenn „die Jagd beendigt ist.“ — Sie schritten fort, während der

Wald, die fernen Klüfte von den Hörnern, dem Hundegebell, dem Hußah der Jäger wiederhallten. Es geſchah ſo wie der Profeſſor Wagenſeil es gewollt; kaum waren ſie auf dem in goldnem Grün leuchtenden Wieſenplan angekommen, als der Landgraf, die Gräfin, die ſechs Meiſter aus der Ferne ſich langſam nahten: „Ich will," begann Wagenſeil, „ich will Euch nun, lieber Herr! jeden der Meiſter beſonders zeigen und mit Namen nennen. Seht Ihr wohl jenen Mann, der ſo fröhlich um ſich ſchaut, der ſein hellbraunes Pferd, den Zügel angezogen, ſo luſtig her tänzeln läßt? — ſeht wie der Landgraf ihm zunickt — er ſchlägt eine helle Lache auf. Das iſt der muntre Walther von der Vogelweid. Der mit den breiten Schultern, mit dem ſtarken krauſen Bart, mit den ritterlichen Waffen, auf dem Tieger im gewichtigen Schritt daher reitend, das iſt Reinhard von Zwekhſtein. — Ey ey — der dort auf ſeinem kleinen Schecken, der reitet ja ſtatt hieher waldeinwärts! Er blickt tiefſinnig vor ſich her, er lächelt, als ſtiegen ſchöne Gebilde vor ihm auf aus der Erde. Das iſt der ſtattliche Profeſſor Heinrich Schreiber. Der iſt wohl ganz abweſenden Geiſtes und gedenkt nicht des Wieſenplans, nicht des Wettſingens, denn ſeht nur, lieber Herr, wie er in den engen Waldweg hineinſchiebt, daß ihm die Zweige um den Kopf ſchlagen. — Da ſprengt Johannes Bitterolff an ihn heran. Ihr ſeht doch den ſtattlichen Herrn auf dem Falben mit dem kurzen röthlichen Bart? Er ruft den Profeſſor an. Der erwacht aus dem Traume. Sie kehren beide zurück. — Was iſt das für ein tolles Gebraus dorten in dem dichten Gebüſch? — Ey fahren denn Windsbräute ſo niedrig durch den Wald? Hey! — Das iſt ja ein wilder Reiter, der ſein Pferd ſo ſpornt, daß es ſchäumend in die Lüfte ſteigt. Seht nur den ſchönen

bleichen Jüngling, wie seine Augen flammen, wie alle Muskeln des Gesichts zucken vor Schmerz, als quäle ihn ein unsichtbares Wesen, das hinter ihm aufgestiegen. — Es ist Heinrich von Ofterdingen. Was mag denn über den gekommen seyn? Erst ritt er ja so ruhig daher, mit gar herrlichen Tönen einstimmend in den Gesang der anderen Meister! — O seht doch, seht den prächtigen Reiter auf dem schneeweißen arabischen Pferde. Seht wie er sich hinabschwingt, wie er, die Zügel um den Arm geschlungen, mit gar ritterlicher Courtoisie der Gräfin Mathilde die Hand reicht und sie hinabschweben läßt von dem Zelter. Wie anmuthig steht er da, die holde Frau anstrahlend mit seinen hellen blauen Augen. Es ist Wolfframb von Eschinbach! — Aber nun nehmen sie alle Platz, nun beginnt wohl das Wettsingen! —

Jeder Meister, einer nach dem andern, sang nun ein herrliches Lied. Leicht war es zu erkennen, daß jeder sich mühte, den zu übertreffen, der vor ihm gesungen. Schien das aber nun auch keinem recht gelingen zu wollen, konnte man gar nicht entscheiden, wer von den Meistern am herrlichsten gesungen: so neigte die Dame Mathilde sich doch zu Wolfframb von Eschinbach hin mit dem Kranz, den sie für den Sieger in den Händen trug. Da sprang Heinrich von Ofterdingen auf von seinem Sitze; wildes Feuer sprühte aus seinen dunklen Augen; so wie er rasch vorschritt bis in die Mitte des Wiesenplans, riß ihm ein Windstoß das Barett vom Kopfe, das freie Haar spießte sich empor auf der todtenbleichen Stirn. „Haltet ein, schrie er auf, haltet ein! Noch ist der Preis nicht gewonnen; mein Lied, mein Lied muß erst gesungen seyn und dann mag der Landgraf entscheiden, wem der Kranz gebührt.“ Darauf kam, man wußte nicht auf welche Weise, eine Laute von wun-

derlichem Bau, beinahe anzuſehen wie ein erſtarrtes unheimliches Thier, in ſeine Hand. Die fing er an zu rühren ſo gewaltig, daß der ferne Wald davon erdröhnte. Dann ſang er drein mit ſtarker Stimme. Das Lied lobte und pries den fremden König, der mächtiger ſey als alle andere Fürſten und dem alle Meiſter demüthiglich huldigen müßten, wollten ſie nicht in Schande und Schmach gerathen. Einige ſeltſam gellende Laute klangen recht verhöhnend dazwiſchen. Zornig blickte der Landgraf den wilden Sänger an. Da erhoben ſich die anderen Meiſter und ſangen zuſammen. Ofterdingens Lied wollte darüber verklingen, ſtärker und ſtärker griff er aber in die Saiten, bis ſie wie mit einem laut aufheulenden Angſtgeſchrei zerſprangen. Statt der Laute, die Ofterdingen im Arm getragen, ſtand nun plötzlich eine finſtre entſetzliche Geſtalt vor ihm und hielt ihn, der zu Boden ſinken wollte, umfaßt und hob ihn hoch empor in die Lüfte. Der Geſang der Meiſter verſauſte im Wiederhall, ſchwarze Nebel legten ſich über Wald und Wieſenplan, und hüllten alles ein in finſtre Nacht. Da ſtieg ein in milchweißem Licht herrlich funkelnder Stern empor aus der Tiefe und wandelte daher auf der Himmelsbahn, und ihm nach zogen die Meiſter auf glänzenden Wolken ſingend und ihr Saitenſpiel rührend. Ein flimmerndes Leuchten zitterte durch die Flur, die Stimmen des Waldes erwachten aus dumpfer Betäubung und erhoben ſich und tönten lieblich hinein in die Geſänge der Meiſter. —

Du gewahrſt es, vielgeliebter Leſer! daß der, welchem dieſes alles träumte, eben derjenige iſt, der im Begriff ſteht, Dich unter die Meiſter zu führen, mit denen er durch den Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil bekannt wurde. —

Es begiebt ſich wohl, daß, ſehen wir fremde Geſtalten in

der dämmernden Ferne daher schreiten, uns das Herz bebt vor Neugier, wer die wohl seyn, was sie wohl treiben mögen. Und immer näher und näher kommen sie. Wir erkennen Farbe der Kleidung, Gesicht, wir hören ihr Gespräch, wiewohl die Worte verhallen in den weiten Lüften. Aber nun tauchen sie unter in die blauen Nebel eines tiefen Thals. Dann können wir es kaum erwarten, daß sie nur wieder aufsteigen, daß sie bei uns sich einfinden, damit wir sie erfassen, mit ihnen reden können. Denn gar zu gern möchten wir doch wissen, wie die ganz in der Nähe geformt und gestaltet sind, welche in der Ferne sich so verwunderlich ausnahmen. —

Möchte der erzählte Traum in Dir, geliebter Leser, ähnliche Empfindungen erregen. Möchtest Du es dem Erzähler freundlich vergönnen, daß er Dich nun gleich an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen nach der schönen Wartburg bringe.

Die Meistersänger auf der Wartburg.

Es mochte wohl ums Jahr eintausend zweihundert und acht seyn, als der edle Landgraf von Thüringen, eifriger Freund, rüstiger Beschützer der holdseligen Sängerkunst, sechs hohe Meister des Gesanges an seinem Hofe versammelt hatte. Es befanden sich allda Wolfframb von Eschinbach, Walther von der Vogelweid, Reinhard von Zwekhstein, Heinrich Schreiber, Johannes Bitterolff, alle ritterlichen Ordens, und Heinrich von Osterdingen, Bürger zu Eisenach. Wie Priester einer Kirche lebten die Meister in frommer Liebe und Eintracht beisammen,

und all ihr Streben ging nur dahin, den Geſang, die ſchönſte Gabe des Himmels, womit der Herr den Menſchen geſegnet, recht in hohen Ehren zu halten. Jeder hatte nun freilich ſeine eigne Weiſe, aber wie jeder Ton eines Akkords anders klingt und doch alle Töne im lieblichſten Wohllaut zuſammenklingen, ſo geſchah es auch, daß die verſchiedenſten Weiſen der Meiſter harmoniſch mit einander tönten und Strahlen ſchienen eines Liebesſternes. Daher kam es, daß keiner ſeine eigne Weiſe für die beſte hielt, vielmehr jede andre hoch ehrte, und wohl meinte, daß ſeine Weiſe ja gar nicht ſo lieblich klingen könne ohne die andern, wie denn der Ton dann erſt ſich recht freudig erhebt und aufſchwingt, wenn der ihm verwandte erwacht und ihn liebend begrüßt.

Waren Walthers von der Vogelweid, des Landherrn, Lieder gar vornehm und zierlich, und dabei voll kecker Luſt, ſo ſang Reinhard von Zwekhſtein dagegen derb und ritterlich mit gewichtigen Worten. Bewies ſich Heinrich Schreiber gelehrt und tiefſinnig, ſo war Johannes Bitterolff voller Glanz und reich an kunſtvollen Gleichniſſen und Wendungen. Heinrich von Oſterdingens Lieder gingen durch die innerſte Seele, er wußte, ſelbſt ganz aufgelöſt in ſchmerzlichem Sehnen, in jedes Bruſt die tiefſte Wehmuth zu entzünden. Aber oft ſchnitten grelle häßliche Töne dazwiſchen, die mochten wohl aus dem wunden zerriſſenen Gemüth kommen, in dem ſich böſer Hohn angeſiedelt, bohrend und zehrend wie ein giftiges Inſekt. Niemand wußte, wie Heinrich von ſolchem Unweſen befallen. Wolfframb von Eſchinbach war in der Schweiz geboren. Seine Lieder voller ſüßer Anmuth und Klarheit glichen dem reinen blauen Himmel ſeiner Heimath, ſeine Weiſen klangen wie liebliches Glocken- und Schalmeiengetön. Aber dazwiſchen

brauſten auch wilde Waſſerfälle, dröhnten Donner durch die Bergklüfte. Wunderbar wallte, wenn er ſang, jeder mit ihm wie auf den glänzenden Wogen eines ſchönen Stroms, bald ſanft daher gleitend, bald kämpfend mit den ſturmbewegten Wellen, bald die Gefahr überwunden, fröhlich hinſteuernd nach dem ſichern Port. Seiner Jugend unerachtet mochte Wolfframb von Eſchinbach wohl für den erfahrenſten von allen Meiſtern gelten, die am Hofe verſammelt. Von Kindesbeinen an war er der Sängerkunſt ganz und gar ergeben, und zog, ſo wie er zum Jüngling gereift, ihr nach durch viele Lande, bis er den großen Meiſter traf, Friedebrand geheißen. Dieſer unterwies ihn getreulich in der Kunſt und theilte ihm viele Meiſtergedichte in Schriften mit, die Licht in ſein inneres Gemüth hineinſtrömten, daß er das, was ihm ſonſt verworren und geſtaltlos geſchienen, nun deutlich zu erkennen vermochte. Vorzüglich aber zu Siegebrunnen in Schottland brachte ihm Meiſter Friedebraud etliche Bücher, aus denen er die Geſchichten nahm, die er in deutſche Lieder faßte, ſonderlich von Gamurret und deſſen Sohn Parcivall, von Markgraf Wilhelm von Narben und dem ſtarken Rennewart, welches Gedicht hernach ein anderer Meiſterſänger, Ulrich von Türkheimb, auf vornehmer Leute Bitten, die Eſchinbachs Lieder wohl nicht verſtehen mochten, in gemeine deutſche Reime brachte und zum dicken Buche ausdehnte. So mußt' es wohl kommen, daß Wolfframb wegen ſeiner herrlichen Kunſt weit und breit berühmt wurde und vieler Fürſten und großer Herren Gunſt erhielt. Er beſuchte viele Höfe und bekam allenthalben ſtattliche Verehrungen ſeiner Meiſterſchaft, bis ihn endlich der hocherleuchtete Landgraf Hermann von Thüringen, der ſein großes Lob an allen Enden verkünden hörte, an ſeinen Hof berief. Nicht allein

Wolfframbs große Kunst, sondern auch seine Milde und Demuth gewannen ihm in kurzer Zeit des Landgrafs volle Gunst und Liebe, und wohl mocht' es seyn, daß Heinrich von Ofterdingen, der sonst in dem hellsten Sonnenlicht der fürstlichen Gnade gestanden, ein wenig in den Schatten zurücktreten mußte. Demunerachtet hing keiner von den Meistern dem Wolfframb so mit rechter inniger Liebe an, als eben Heinrich von Ofterdingen. Wolfframb erwiederte dies aus dem tiefsten Grunde seines Gemüths, und so standen beide da, recht in Liebe verschlungen, während die andern Meister sie umgaben wie ein schöner lichter Kranz.

Heinrich von Ofterdingens Geheimniß.

Ofterdingens unruhiges zerrissenes Wesen nahm mit jedem Tage mehr überhand. Düstrer und unsteter wurde sein Blick, bläsſer und bläsſer sein Antlitz. Statt daß die andern Meister, hatten sie die erhabensten Materien der heiligen Schrift besungen, ihre freudigen Stimmen erhoben zum Lobe der Damen und ihres wackern Herrn, klagten Ofterdingens Lieder nur die unermeßliche Quaal des irdischen Seyns und glichen oft dem jammernden Wehlaut des auf den Tod Wunden, der vergebens hofft auf Erlösung im Tode. Alle glaubten, er sey in trostloser Liebe; aber eitel blieb alles Mühen, ihm das Geheimniß zu entlocken. Der Landgraf selbst, dem Jünglinge mit Herz und Seele zugethan unternahm es, ihn in einer einsamen Stunde um die Ursache seines tiefen Leids zu befragen. Er gab ihm sein fürstliches Wort, daß er alle seine Macht aufbie-

ten wolle, irgend ein bedrohliches Uebel zu entfernen oder durch die Beförderung irgend eines jetzt ihm hoffnungslos scheinenden Wunsches sein schmerzliches Leiden zu wandeln in fröhliches Hoffen, allein so wenig wie die andern vermochte er den Jüngling, ihm das Innerste seiner Brust aufzuthun. „Ach „mein hoher Herr, rief Ofterdingen, indem ihm die heißen „Thränen aus den Augen stürzten, ach mein hoher Herr, weiß „ichs denn selbst, welches höllische Ungeheuer mich mit glühen„den Krallen gepackt hat und mich emporhält zwischen Himmel „und Erde, so daß ich dieser nicht mehr angehöre und ver„gebens dürste nach den Freuden über mir? Die heidnischen „Dichter erzählen von den Schatten Verstorbener, die nicht „dem Elysium angehören, nicht dem Orkus. An den Ufern „des Acheron schwanken sie umher und die finstern Lüfte, in „denen nie ein Hoffnungsstern leuchtet, tönen wieder von ihren „Angstseufzern, von den entsetzlichen Wehlauten ihrer nahmen„losen Quaal. Ihr Jammern, ihr Flehen ist umsonst, uner„bittlich stößt sie der alte Fährmann zurück, wenn sie hinein „wollen in den verhängnißvollen Kahn. Der Zustand dieser „fürchterlichen Verdammniß ist der meinige.“ —

Bald nachher als Heinrich von Ofterdingen auf diese Weise mit dem Landgrafen gesprochen, verließ er, von wirklicher Krankheit befallen, die Wartburg, und begab sich nach Eisenach. Die Meister klagten, daß solch schöne Blume aus ihrem Kranze so vor der Zeit wie angehaucht von giftigen Dünsten dahin welken müsse. Wolfframb von Eschinbach gab indessen keinesweges alle Hoffnung auf, sondern meinte sogar, daß eben jetzt, da Ofterdingens Gemüthskrankheit sich gewendet in körperliches Leiden, Genesung nahe seyn könne. Begäbe es sich denn nicht oft, daß die ahnende Seele im Vorgefühl kör-

perlichen Schmerzes erkranke, und so sey es denn auch wohl mit Ofterdingen geschehen, den er nun getreulich trösten und pflegen wolle.

Wolfframb ging auch alsbald nach Eisenach. Als er eintrat zu Ofterdingen, lag dieser ausgestreckt auf dem Ruhebette, zum Tode matt, mit halbgeschlossenen Augen. Die Laute hing an der Wand ganz verstaubt, mit zum Theil zerrissenen Saiten. So wie er den Freund gewahrte, richtete er sich ein wenig empor und streckte schmerzlich lächelnd ihm die Hand entgegen. Als nun Wolfframb sich zu ihm gesetzt, die herzigen Grüße von dem Landgraf und den Meistern gebracht und sonst noch viel freundliche Worte gesprochen, fing Heinrich mit matter kranker Stimme also an: „Es ist mir viel Absonderliches be„gegnet. Wohl mag ich mich bei Euch wie ein Wahnsinniger „gebehrdet haben, wohl mochtet ihr alle glauben, daß irgend „ein in meiner Brust verschlossenes Geheimniß mich so ver„derblich hin und herzerre. Ach! mir selbst war ja mein trost„loser Zustand ein Geheimniß. Ein wüthender Schmerz zerriß „meine Brust, aber unerforschlich blieb mir seine Ursache. All „mein Treiben schien mir elend und nichtswürdig, die Lieder, „die ich sonst gar hoch gehalten, klangen mir falsch, schwach — „des schlechtesten Schülers unwerth. Und doch brannte ich, „von eitlem Wahn bethört, dich — alle übrigen Meister zu „übertreffen. Ein unbekanntes Glück, des Himmels höchste „Wonne stand hoch über mir, wie ein golden funkelnder Stern — „zu dem mußt' ich mich hinaufschwingen, oder trostlos unter„gehen. Ich schaute hinauf, ich streckte die Arme sehnsuchts„voll empor, und dann wehte es mich schaurig an mit eiskalten „Flügeln und sprach: Was will all dein Sehnen, all dein „Hoffen? Ist dein Auge nicht verblindet, deine Kraft nicht

„gebrochen, daß du nicht vermagst den Strahl deiner Hoffnung „zu ertragen, dein Himmelsglück zu erfassen? — Nun, — nun „ist mein Geheimniß mir selbst erschlossen. Es giebt mir den „Tod, aber im Tode die Seligkeit des höchsten Himmels. — „Krank und siech lag ich hier im Bette. Es mochte zur Nacht„zeit seyn, da ließ der Wahnsinn des Fiebers, der mich tosend „und brausend hin und her geworfen, von mir ab. Ich fühlte „mich ruhig, eine sanfte wohlthuende Wärme glitt durch mein „Inneres. Es war mir, als schwämme ich im weiten Him„melsraum daher auf dunklen Wolken. Da fuhr ein funkelnder „Blitz durch die Finsterniß und ich schrie laut auf: Mathilde! — „Ich war erwacht, der Traum verrauscht. Das Herz bebte „mir vor seltsamer süßer Angst, vor unbeschreiblicher Wonne. „Ich wußte, daß ich laut gerufen: Mathilde! Ich erschrak dar„über, denn ich glaubte, daß Flur und Wald, daß alle Berge, „alle Klüfte den süßen Namen wiedertönen, daß tausend „Stimmen es ihr selbst sagen würden, wie unaussprechlich „bis zum Tode ich sie liebe; daß sie — sie der funkelnde Stern „sey, der in mein Innerstes strahlend allen zehrenden Schmerz „trostloser Sehnsucht geweckt, ja daß nun die Liebesflammen „hoch empor gelodert, und daß meine Seele dürste — schmachte „nach ihrer Schönheit und Holdseligkeit! — Du hast nun, „Wolfframb, mein Geheimniß und magst es tief in deiner „Brust begraben. Du gewahrst, daß ich ruhig bin und heiter, „und traust mir wohl, wenn ich dich versichere, daß ich lieber „untergehen als in thörigtem Treiben mich Euch allen verächt„lich machen werde. Dir — dir, der Mathilden liebt, dem „sie mit gleicher Liebe hingeneigt, mußt' ich ja eben alles sa„gen, alles vertrauen. So wie ich genesen, ziehe ich, die „Todeswunde in der blutenden Brust, fort in fremde Lande.

„Hörst du dann, daß ich geendet, so magst du Mathilden es „sagen, daß ich —"

Der Jüngling vermochte nicht weiter zu sprechen, er sank wieder in die Kissen und kehrte das Gesicht hin nach der Wand. Sein starkes Schluchzen verrieth den Kampf in seinem Innern. Wolfframb von Eschinbach war nicht wenig bestürzt über das, was ihm Heinrich eben entdeckt hatte. Den Blick zur Erde gesenkt saß er da und sann und sann, wie nun der Freund zu retten von dem Wahnsinn thörigter Leidenschaft, die ihn ins Verderben stürzen mußte. —

Er versuchte allerlei tröstende Worte zu sprechen, ja sogar den kranken Jüngling zu vermögen, daß er nach der Wartburg zurückkehre und, Hoffnung in der Brust, keck hineintrete in den hellen Sonnenglanz, den die edle Dame Mathilde um sich verbreite. Er meinte sogar, daß er selbst sich Mathildens Gunst auf keine andere Weise erfreue als durch seine Lieder, und daß ja eben so gut Ofterdingen sich in schönen Liedern aufschwingen und so um Mathildens Gunst werben könne. Der arme Heinrich schaute ihn aber an mit trübem Blick und sprach: — „Niemals werdet ihr mich wohl auf der Wartburg wiedersehen. „Soll ich mich denn in die Flammen stürzen? — Sterb' „ich denn nicht fern von ihr den schöneren süßeren Tod der „Sehnsucht?" — Wolfframb schied und Ofterdingen blieb in Eisenach.

Was ſich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben.

Es geſchieht wohl, daß der Liebesſchmerz in unſerer Bruſt, die er zu zerreißen drohte, heimiſch wird, ſo daß wir ihn gar hegen und pflegen. Und die ſchneidenden Jammerlaute, ſonſt uns von unnennbarer Quaal erpreßt, werden zu melodiſchen Klagen ſüßen Weh's, die tönen wie ein fernes Echo zurück in unſer Inneres und legen ſich lindernd und heilend an die blutende Wunde. So geſchah es auch mit Heinrich von Ofterdingen. Er blieb in heißer ſehnſüchtiger Liebe, aber er ſchaute nicht mehr in den ſchwarzen hoffnungsloſen Abgrund, ſondern er hob den Blick empor zu den ſchimmernden Frühlingswolken. Dann war es ihm, als blicke ihn die Geliebte aus ferner Höhe an mit ihren holdſeligen Augen und entzünde in ſeiner Bruſt die herrlichſten Lieder, die er jemals geſungen. Er nahm die Laute herab von der Wand, beſpannte ſie mit neuen Saiten und trat hinaus in den ſchönen Frühling, der eben aufgegangen. Da zog es ihn denn freilich mit Gewalt hin nach der Gegend der Wartburg. Und wenn er dann in der Ferne die funkelnden Zinnen des Schloſſes erblickte und daran dachte, daß er Mathilden niemals wieder ſehen, daß ſein Lieben nur ein troſtloſes Sehnen bleiben ſolle, daß Wolfframb von Eſchinbach die Herrliche gewonnen durch die Macht des Geſanges, da gingen all die ſchönen Hoffnungsgebilde unter in düſtere Nacht und alle Todesquaalen der Eiferſucht und Verzweiflung durchſchnitten ſein Inneres. Dann floh er wie von böſen Geiſtern getrieben zurück in ſein einſames Zimmer, da vermochte er Lieder zu ſingen, die ihm ſüße Träume und in ihnen die Geliebte ſelbſt zuführten.

Lange Zeit hindurch war es ihm gelungen, die Nähe der Wartburg zu vermeiden. Eines Tages gerieth er aber doch, selbst wußte er nicht wie, in den Wald, der vor der Wartburg lag und aus dem heraustretend man das Schloß dicht vor Augen hatte. Er war zu dem Platz im Walde gekommen, wo zwischen dichtem Gesträuch und allerlei häßlichem stachlichten Gestrüpp sich seltsam geformtes mit bunten Moosen bewachsenes Gestein erhob. Mühsam kletterte er bis zur Mitte herauf, so daß er durch die Schlucht die Spitzen der Wartburg in der Ferne hervorragen sah. Da setzte er sich hin und verlor sich, alle Quaal böser Gedanken bekämpfend, in süßen Hoffnungsträumen.

Längst war die Sonne untergegangen; aus den düstern Nebeln, die sich über die Berge gelagert, stieg in glühendem Roth die Mondesscheibe empor. Durch die hohen Bäume sauſte der Nachtwind und von seinem eisigen Athem angehaucht rüttelte und schüttelte sich das Gebüsch wie in Fieberschauern. Die Nachtvögel schwangen sich kreischend auf aus dem Gestein und begannen ihren irren Flug. Stärker rauschten die Waldbäche, rieselten die fernen Quellen. Aber wie nun der Mond lichter durch den Wald funkelte, wogten die Töne eines fernen Gesanges daher. Heinrich fuhr empor. Er gedachte, wie nun die Meister auf der Wartburg ihre frommen Nachtlieder angestimmt. Er sah, wie Mathilde im Davonscheiden noch den geliebten Wolfframb anblickte. Alle Liebe und Seligkeit lag in diesem Blick, der den Zauber der süßesten Träume wecken mußte in der Seele des Geliebten. — Heinrich, dem das Herz zerspringen wollte vor Sehnsucht und Verlangen, ergriff die Laute und begann ein Lied, wie er vielleicht noch niemals eins gesungen. Der Nachtwind ruhte, Baum und Gebüsch

Digitized by Google

ſchwiegen, durch die tiefe Stille des düſtern Waldes leuchteten Heinrichs Töne wie mit den Mondesſtrahlen verſchlungen. Als nun ſein Lied in bangen Liebesſeufzern dahin ſterben wollte, ſchlug dicht hinter ihm plötzlich ein gellendes ſchneidendes Gelächter auf. Entſetzt drehte er ſich raſch um und erblickte eine große finſtere Geſtalt, die, ehe er ſich noch beſinnen konnte, mit recht häßlichem höhnenden Ton alſo begann: „Ey, habe „ich doch hier ſchon eine ganze Weile herumgeſucht, um den „zu finden, der noch in tiefer Nacht ſolche herrliche Lieder ſingt. „Alſo ſeid Ihr es, Heinrich von Ofterdingen? — Nun wohl „hätte ich das wiſſen können, denn Ihr ſeid doch nun einmal „der allerſchlechteſte von all den ſogenannten Meiſtern dort „auf der Wartburg, und das tolle Lied ohne Gedanken, ohne „Klang, konnte wohl nur aus Euerm Munde kommen.“ Halb noch in Entſetzen, halb in aufglühendem Zorn rief Heinrich: „Wer ſeyd Ihr denn, daß Ihr mich kennt und glaubt, mich „hier mit ſchnöden Worten necken zu können?“ Dabei legte Ofterdingen die Hand an ſein Schwerdt. Aber der Schwarze ſchlug nochmals ein gellendes Gelächter auf, und dabei fiel ein Strahl in ſein leichenblaſſes Antlitz, daß Ofterdingen die wildfunkelnden Augen, die eingefallnen Wangen, den ſpitzigen röthlichen Bart, den zum grinſenden Lachen verzogenen Mund, die ſchwarze reiche Kleidung, das ſchwarzbefiederte Barett des Fremden recht deutlich gewahren konnte. „Ey,“ ſprach der Fremde: „Ey, lieber junger Geſell Ihr werdet doch keine Mord„waffen gegen mich gebrauchen wollen, weil ich Eure Lieder „tadle? — Freilich mögt ihr Sänger das nicht wohl leiden „und verlanget wohl gar, daß man alles hoch preiſen ſoll, „was von Euch berühmten Leuten kommt, ſey es nun auch „von Grund aus ſchlecht. Aber eben daran, daß ich das nicht

Digitized by Google

„achte, ſondern Euch geradezu heraus ſage, daß Ihr ſtatt ein „Meiſter, höchſtens ein mittelmäßiger Schüler der edlen Kunſt „des Geſanges zu nennen ſeid, ja eben daran ſolltet Ihr er„kennen, daß ich Euer wahrer Freund bin und es gut mit „Euch meine.“ „Wie könnt Ihr,“ ſprach Ofterdingen, von unheimlichen Schauern erfaßt, „wie könnt Ihr mein Freund „ſeyn und es gut mit mir meinen, da ich mich gar nicht er„innere, Euch jemals geſehen zu haben?“ — Ohne auf dieſe Frage zu antworten, fuhr der Fremde fort: „Es iſt hier ein „wunderlich ſchöner Platz, die Nacht gar behaglich, ich werde „mich im traulichen Mondesſchimmer zu Euch ſetzen, und „wir können, da Ihr doch jetzt nicht nach Eiſenach zurück„kehren werdet, noch ein wenig mit einander plaudern. Horcht „auf meine Worte, ſie können Euch lehrreich ſeyn.“ Damit ließ ſich der Fremde auf den großen bemooſten Stein dicht neben Ofterdingen nieder. Dieſer kämpfte mit den ſeltſamſten Gefühlen. Furchtlos wie er ſonſt wohl ſeyn mochte, konnte er ſich doch in der öden Einſamkeit der Nacht an dieſem ſchaurigen Orte des tiefen Grauens nicht erwehren, das des Mannes Stimme und ſein ganzes Weſen erweckte. Es war ihm, als müſſe er ihn den jähen Abhang hinab in den Waldſtrom ſtürzen, der unten brauſte. Dann fühlte er ſich aber wieder gelähmt an allen Gliedern. — Der Fremde rückte indeſſen dicht an Ofterdingen heran und ſprach leiſe, beinahe ihm ins Ohr flüſternd: „Ich komme von der Wartburg — ich habe „dort oben die gar ſchlechte ſchülermäßige Singerei der ſo„genannten Meiſter gehört; aber die Dame Mathilde iſt von „ſolch holdem und anmuthigen Weſen wie vielleicht keine mehr „auf Erden.“ „Mathilde!“ rief Ofterdingen mit dem Ton des ſchneidendſten Wehs. „Hoho!“ — lachte der Fremde,

„hoho junger Geſell, liegt es Euch daran? Doch laßt uns „jetzt von ernſthaften, oder vielmehr von hohen Dingen reden: „ich meine von der edlen Kunſt des Geſanges. Mag es ſeyn, „daß Ihr alle dort oben es recht gut meint mit Euern Liedern, „daß Euch das alles ſo recht ſchlicht und natürlich heraus„kommt, aber von der eigentlichen tiefern Kunſt des Sängers „habt ihr wohl gar keinen Begriff. Ich will Euch nur einiges „davon andeuten, dann werdet Ihr wohl ſelbſt einſehen, wie „Ihr auf dem Wege, den Ihr wandelt, niemals zu dem Ziel „gelangen könnet, das Ihr Euch vorgeſteckt habt.“ Der Schwarze begann nun in ganz abſonderlichen Reden, die beinahe anzuhören wie fremde ſeltſame Lieder, die wahre Kunſt des Geſanges zu preiſen. Indem der Fremde ſprach, ging Bild auf Bild in Heinrichs Seele auf und verſchwand wie vom Sturm verhaucht; es war als erſchlöſſe ſich ihm eine ganz neue Welt voll üppiger Geſtalten. Jedes Wort des Fremden entzündete Blitze, die ſchnell aufloderten und eben ſo ſchnell wieder erloſchen. Nun ſtand der Vollmond hoch über dem Walde. Beide, der Fremde und Heinrich, ſaßen in vollſtem Licht und dieſer bemerkte nun wohl, daß des Fremden Antlitz gar nicht ſo abſcheulich war, als es ihm erſt vorgekommen. Funkelte auch aus ſeinen Augen ein ungewöhnliches Feuer, ſo ſpielte doch (wie Heinrich bemerken wollte) um den Mund ein liebliches Lächeln und die große Habichtsnaſe, die hohe Stirne dienten nur dazu, dem ganzen Geſicht den vollſten Ausdruck tüchtiger Kraft zu geben. „Ich weiß nicht,“ ſprach Oſterdingen, als der Fremde innehielt, „ich weiß nicht, welch ein wunderliches „Gefühl Eure Reden in mir erwecken. Es iſt mir, als er„wache erſt jetzt in mir die Ahnung des Geſanges, als wäre „das alles, was ich bisher dafür gehalten, ganz ſchlecht und

„gemein, und nun erſt werde mir die wahre Kunſt aufgehen.
„Ihr ſeid gewiß ſelbſt ein hoher Meiſter des Geſanges und
„werdet mich wohl als Euern fleißigen, wißbegierigen Schüler
„annehmen, worum ich Euch gar herzlich bitte.“ Der Fremde
ſchlug wieder ſeine häßliche Lache auf, erhob ſich vom Sitze
und ſtand ſo rieſengroß, mit wildverzerrtem Antlitz, vor Hein-
rich von Oſterdingen, daß dieſem jenes Grauen wieder ankam,
das er empfunden, als der Fremde auf ihn zutrat. Dieſer
ſprach mit ſtarker Stimme, die weit durch die Klüfte hallte:
„Ihr meint, ich ſey ein hoher Meiſter des Geſanges? — Nun
„zu Zeiten mag ich's wohl ſeyn, aber mit Lehrſtunden kann
„ich mich ganz und gar nicht abgeben. Mit gutem Rath diene
„ich gern ſolchen wißbegierigen Leuten, wie Ihr einer zu ſeyn
„ſcheint. Habt Ihr wohl von dem in aller Wiſſenſchaft tief
„erfahrnen Meiſter des Geſanges, Klingsohr geheißen, reden
„hören? Die Leute ſagen, er ſey ein großer Negromant und
„habe ſogar Umgang mit Jemanden, der nicht überall gern
„geſehen. Laßt Euch das aber nicht irren, denn was die Leute
„nicht verſtehen und handhaben können, das ſoll gleich was
„Uebermenſchliches ſeyn, was dem Himmel angehört oder der
„Hölle. Nun! — Meiſter Klingsohr wird Euch den Weg zei-
„gen, der Euch zum Ziele führt. Er hauſet in Siebenbürgen,
„zieht hin zu ihm. Da werdet Ihr erfahren, wie die Wiſſen-
„ſchaft und Kunſt dem hohen Meiſter alles, was es Ergötzliches
„giebt auf Erden, geſpendet hat in hohem Maaße: Ehre —
„Reichthum — Gunſt der Frauen. — Ja, junger Geſell!
„Wäre Klingsohr hier, was gält' es, er brächte ſelbſt den zärt-
„lichen Wolfframb von Eſchinbach, den ſeufzenden Schweizer-
„hirten, um die ſchöne Gräfin Mathilde?“ „Warum nennt
„Ihr den Namen?“ — fuhr Heinrich von Oſterdingen zornig

auf, „verlaßt mich, Eure Gegenwart erregt mir Schauer!“ — „Hoho,“ lachte der Fremde, „werdet nur nicht böse, kleiner „Freund! — An den Schauern, die Euch schütteln, ist die „kühle Nacht Schuld und Euer dünnes Wamms, aber nicht ich. „War es Euch denn nicht wohl zu Muthe, als ich erwärmend „an Eurer Seite saß? — Was Schauer, was Erstarren! mit „Glut und Blut kann ich Euch dienen: — Gräfin Mathilde! — „ja ich meinte nur, daß die Gunst der Frauen erlangt wird „durch den Gesang, wie ihn Meister Klingsohr zu üben ver„mag. Ich habe zuvor Eure Lieder verachtet, um Euch selbst „auf Eure Stümperei aufmerksam zu machen. Aber daran, „daß Ihr gleich das Wahre ahntet, als ich von der eigentlichen „Kunst zu Euch sprach, habt Ihr mir Eure guten Anlagen hin„länglich bewiesen. Vielleicht seyd Ihr bestimmt, in Meister „Klingsohrs Fußtapfen zu treten und dann würdet Ihr Euch „wohl mit gutem Glück um Mathildens Gunst bewerben kön„nen. Macht Euch auf! — zieht nach Siebenbürgen. — Aber „wartet, ich will Euch, könnt Ihr nicht gleich nach Sieben„bürgen ziehen, zum fleißigen Studium ein kleines Buch ver„ehren, das Meister Klingsohr verfaßt hat und das nicht allein „die Regeln des wahren Gesanges, sondern auch einige treff„liche Lieder des Meisters enthält.“

Damit hatte der Fremde ein kleines Buch hervorgeholt, dessen blutrother Deckel hell im Mondenschein flimmerte. Das überreichte er Heinrich von Ofterdingen. So wie dieser es faßte, trat der Fremde zurück und verschwand im Dickigt.

Heinrich versank in Schlaf. Als er erwachte, war die Sonne sehr hoch aufgestiegen. Lag das rothe Buch nicht auf

ſeinem Schooße, er hätte die ganze Begebenheit mit dem Fremden für einen lebhaften Traum gehalten.

Von der Gräfin Mathilde. Ereigniſſe auf der Wartburg.

Gewiß, vielgeliebter Leſer! befandeſt du dich einmal in einem Kreiſe, der, von holden Frauen, ſinnvollen Männern gebildet, ein ſchöner, von den verſchiedenſten in Duft und Farbenglanz mit einander wetteifernden Blumen geflochtener Kranz zu nennen. Aber wie der ſüße Wohllaut der Muſik über alle hinhauchend in jedes Bruſt die Freude weckt und das Entzücken, ſo war es auch die Holdſeligkeit einer hochherrlichen Frau, die über alle hinſtrahlte und die anmuthige Harmonie ſchuf, in der ſich alles bewegte. In dem Glanz ihrer Schönheit wandelnd, in die Muſik ihrer Rede einſtimmend erſchienen die andern Frauen ſchöner, liebenswürdiger als ſonſt, und die Männer fühlten ihre Bruſt erweitert und vermochten mehr als jemals die Begeiſterung, die ſonſt ſcheu ſich im Innern verſchloß, auszuſtrömen in Worten oder Tönen, wie es denn eben die Ordnung der Geſellſchaft zuließ. So ſehr die Königin ſich mit frommen kindlichen Weſen mühen mochte, ihre Huld jedem zuzutheilen in gleichem Maaße, doch gewahrte man, wie ihr Himmelsblick länger ruhte auf jenem Jüngling, der ſchweigend ihr gegenüber ſtand und deſſen vor ſüßer Rührung in Thränen glänzende Augen die Seeligkeit der Liebe verkündeten, die ihm aufgegangen. Mancher mochte wohl den Glücklichen beneiden, aber keiner konnte ihn darum haſſen, ja vielmehr jeder, der ſonſt mit ihm in Freundſchaft verbunden, liebte ihn nun noch inniger, um ſeiner Liebe willen.

Digitized by Google

So geſchah es, daß an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen in dem ſchönen Kranz der Frauen und Dichter die Gräfin Mathilde, Wittwe des in hohem Alter verſtorbenen Grafen Cuno von Falkenſtein, die ſchönſte Blume war, welche mit Duft und Glanz alle überſtrahlte.

Wolfframb von Eſchinbach, von ihrer hohen Anmuth und Schönheit tief gerührt, ſo wie er ſie erblickte, kam bald in heiße Liebe. Die andern Meiſter, wohl auch von der Holdſeligkeit der Gräfin begeiſtert, prieſen ihre Schönheit und Milde in vielen anmuthigen Liedern. Reinhard von Zwekhſtein nannte ſie die Dame ſeiner Gedanken, für die er ſtehen wolle im Luſtturnier und im ernſten Kampf; Walther von der Vogelweid ließ alle kecke Luſt ritterlicher Liebe aufflammen, während Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff ſich mühten in den wunderbarſten kunſtvollſten Gleichniſſen und Wendungen die Dame Mathilde zu erheben. Doch Wolfframbs Lieder kamen aus der Tiefe des liebenden Herzens und trafen, gleich funkelnden ſcharfgeſpitzten Pfeilen hervorblitzend, Mathildens Bruſt. Die anderen Meiſter gewahrten das wohl, aber es war ihnen als umſtrahle Wolfframbs Liebesglück ſie alle wie ein lieblicher Sonnenſchimmer, und gäbe auch ihren Liedern beſondere Stärke und Anmuth.

Der erſte finſtre Schatten, der in Wolfframbs glanzvolles Leben fiel, war Oſterdingens unglückliches Geheimniß. Wenn er gedachte, wie die andern Meiſter ihn liebten, unerachtet gleich ihm auch ihnen Mathildens Schönheit hell aufgegangen, wie nur in Oſterdingens Gemüth ſich mit der Liebe zugleich feindſeliger Groll eingeniſtet und ihn fortgebannt in die öde freudenloſe Einſamkeit, da konnte er ſich des bittern Schmerzes nicht erwehren. Oft war es ihm, als ſey Oſter=

dingen nur von einem verderblichen Wahnsinn befangen, der austoben werde, dann aber fühlte er wieder recht lebhaft, daß er selbst es ja auch nicht würde haben ertragen können, wenn er sich hoffnungslos um Mathildens Gunst beworben. Und, sprach er zu sich selbst, und welche Macht hat denn meinem Anspruch größeres Recht gegeben? Gebührt mir denn irgend ein Vorzug vor Ofterdingen? — Bin ich besser, verständiger, liebenswürdiger als er? Wo liegt der Abstand zwischen uns beiden? — Also nur die Macht eines feindlichen Verhängnisses, das mich so gut als ihn hätte treffen können, drückt ihn zu Boden und ich, der treue Freund, gehe unbekümmert vorüber, ohne ihm die Hand zu reichen. — Solche Betrachtungen führten ihn endlich zu dem Entschluß, nach Eisenach zu gehen und alles nur mögliche anzuwenden, Ofterdingen zur Rückkehr nach der Wartburg zu bewegen. Als er indessen nach Eisenach kam, war Heinrich von Ofterdingen verschwunden, niemand wußte, wohin er gegangen. Traurig kehrte Wolfframb von Eschinbach zurück nach der Wartburg und verkündete dem Landgrafen und den Meistern Ofterdingens Verlust. Nun erst zeigte sich recht, wie sehr sie ihn alle geliebt, trotz seines zerrissenen oft bis zur höhnenden Bitterkeit mürrischen Wesens. Man betrauerte ihn wie einen Todten, und lange Zeit hindurch lag diese Trauer wie ein düstrer Schleier auf allen Gesängen der Meister und nahm ihnen allen Glanz und Klang, bis endlich das Bild des Verlornen immer mehr und mehr entwich in weite Ferne.

Der Frühling war gekommen und mit ihm alle Lust und Heiterkeit des neu erkräftigten Lebens. Auf einem anmuthigen von schönen Bäumen eingeschlossenen Platz im Garten des Schlosses waren die Meister versammelt, um das junge Laub, die hervorsprießenden Blüten und Blumen mit freudigen Lie-

dern zu begrüßen. Der Landgraf, Gräfin Mathilde, die andern Damen hatten ſich ringsumher auf Sitzen niedergelaſſen, eben wollte Wolfframb von Eſchinbach ein Lied beginnen, als ein junger Mann, die Laute in der Hand, hinter den Bäumen hervortrat. Mit freudigem Erſchrecken erkannten alle in ihm den verloren geglaubten Heinrich von Ofterdingen. Die Meiſter gingen auf ihn zu mit freundlichen herzlichen Grüßen. Ohne das aber ſonderlich zu beachten nahte er ſich dem Landgrafen, vor dem, und dann vor der Gräfin Mathilde, er ſich ehrfurchtsvoll neigte. Er ſey, ſprach er dann, von der böſen Krankheit, die ihn befallen, nun gänzlich geneſen und bitte, wolle man ihn vielleicht aus beſonderen Gründen nicht mehr in die Zahl der Meiſter aufnehmen, ihm doch zu erlauben, daß er ſo gut wie die Andern ſeine Lieder abſinge. Der Landgraf meinte dagegen, ſey er auch eine Zeitlang abweſend geweſen, ſo ſey er doch deshalb keineswegs aus der Reihe der Meiſter geſchieden und er wiſſe nicht, wodurch er ſich dem ſchönen Kreiſe, der hier verſammelt, entfremdet glaube. Damit umarmte ihn der Landgraf und wies ihm ſelbſt den Platz zwiſchen Walther von der Vogelweid und Wolfframb von Eſchinbach an, wie er ihn ſonſt gehabt. Man merkte bald, daß Ofterdingens Weſen ſich ganz und gar verändert. Statt daß er ſonſt den Kopf gebeugt, den Blick zu Boden geſenkt daher ſchlich, trat er jetzt, das Haupt emporgerichtet, ſtarken Schrittes einher. So blaß als zuvor war das Antlitz, aber der Blick, ſonſt irr umherſchweifend, feſt und durchbohrend. Statt der tiefen Schwermuth lag jetzt ein düſtrer ſtolzer Ernſt auf der Stirn und ein ſeltſames Muskelſpiel um Mund und Wange ſprach bisweilen recht unheimlichen Hohn aus. Er würdigte die Meiſter keines Wortes, ſondern ſetzte ſich ſchweigend auf

seinen Platz. Während die andern sangen, sah er in die Wolken, schob sich auf dem Sitz hin und her, zählte an den Fingern, gähnte, kurz bezeigte auf alle nur mögliche Weise Unmuth und Langeweile. Wolfframb von Eschinbach sang ein Lied zum Lobe des Landgrafen und kam dann auf die Rückkehr des verloren geglaubten Freundes, die er so recht aus dem tiefsten Gemüth schilderte, daß sich alle innig gerührt fühlten. Heinrich von Ofterdingen runzelte aber die Stirn und nahm, sich von Wolfframb abwendend, die Laute, auf ihr einige wunderbare Akkorde anschlagend. Er stellte sich in die Mitte des Kreises und begann ein Lied, dessen Weise so ganz anders als alles, was die andern gesungen, so unerhört war, daß alle in die größte Verwunderung, ja zuletzt in das höchste Erstaunen geriethen. Es war als schlüge er mit seinen gewaltigen Tönen an die dunklen Pforten eines fremden verhängnißvollen Reichs und beschwöre die Geheimnisse der unbekannten dort hausenden Macht herauf. Dann rief er die Gestirne an, und indem seine Lautentöne leiser lispelten, glaubte man der Sphären klingenden Reigen zu vernehmen. Nun rauschten die Akkorde stärker, und glühende Düfte wehten daher und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgegangenen Eden aller Lust. Jeder fühlte sein Inneres erbeben in seltsamen Schauern. Als Ofterdingen geendet, war alles in tiefem Schweigen verstummt, aber dann brach der jubelnde Beifall stürmisch hervor. Die Dame Mathilde erhob sich schnell von ihrem Sitz, trat auf Ofterdingen zu, und drückte ihm den Kranz auf die Stirne, den sie als Preis des Gesanges in der Hand getragen.

Eine flammende Röthe fuhr über Ofterdingens Antlitz, er ließ sich nieder auf die Knie und drückte die Hände der schönen

Digitized by Google

Frau mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. Als er aufſtand, traf ſein funkelnder ſtechender Blick den treuen Wolfframb von Eſchinbach, der ſich ihm nahen wollte, aber wie von einer böſen Macht feindlich berührt zurückwich. Nur ein Einziger ſtimmte nicht ein in den begeiſterten Beifall der übrigen und das war der Landgraf, welcher, als Oſterdingen ſang, ſehr ernſt und nachdenklich geworden und kaum vermochte, etwas zum Lobe ſeines wunderbaren Liedes zu ſagen. Oſterdingen ſchien ſichtlich darüber erzürnt. Es begab ſich, daß am ſpäten Abend, als ſchon die tiefe Dämmerung eingebrochen, Wolfframb von Eſchinbach den geliebten Freund, den er überall vergebens geſucht, in einem Luſtgange des Schloßgartens traf. Er eilte auf ihn zu, er drückte ihn an ſeine Bruſt und ſprach: „So „biſt du denn, mein herzlieber Bruder, der erſte Meiſter des „Geſanges worden, den es wohl auf Erden geben mag. Wie „haſt du es denn angefangen, das zu erfaſſen, was wir alle, „was du ſelbſt wohl nicht ahnteſt? — Welcher Geiſt ſtand „dir zu Gebot, der dir die wunderbaren Weiſen einer andern „Welt lehrte? — O du herrlicher hoher Meiſter, laß dich noch „einmal umarmen.“ „Es iſt,“ ſprach Heinrich von Oſterdingen, indem er Wolfframbs Umarmung auswich, „es iſt „gut, daß du es erkenneſt, wie hoch ich mich über Euch ſo„genannte Meiſter emporgeſchwungen habe, oder vielmehr wie „ich allein dort gelandet und heimiſch worden, wohin ihr ver„gebens ſtrebt auf irren Wegen. Du wirſt es mir dann nicht „verargen, wenn ich Euch Alle mit Eurer ſchnöden Singerei „recht albern und langweilig finde.“ „So verachteſt du uns, „erwiederte Wolfframb, die du ſonſt hoch in Ehren hielteſt, „nunmehro ganz und gar, und magſt nichts mehr mit uns „ins gemein haben? — Alle Freundſchaft, alle Liebe iſt aus

„deiner Seele gewichen, weil du ein höherer Meiſter biſt als „wir es ſind! — Auch mich — mich hältſt du deiner Liebe „nicht mehr werth, weil ich vielleicht mich nicht ſo hoch hin„aufzuſchwingen vermag in meinen Liedern als du? — Ach „Heinrich, wenn ich dir ſagen ſollte, wie es mir bei deinem „Geſange ums Herz war.“ — „Magſt mir,“ ſprach Heinrich von Ofterdingen indem er höhniſch lachte, „magſt mir das ja „nicht verſchweigen, es kann für mich lehrreich ſeyn.“ „Hein„rich!“ begann Wolfframb mit ſehr ernſtem und feſten Ton, „Heinrich! es iſt wahr, dein Lied hatte eine ganz wunderbare „unerhörte Weiſe und die Gedanken ſtiegen hoch empor, bis „über die Wolken, aber mein Inneres ſprach, ſolch ein Geſang „könne nicht herausſtrömen aus dem rein menſchlichen Ge„müth, ſondern müſſe das Erzeugniß fremder Kräfte ſeyn, ſo „wie der Negromant die heimiſche Erde düngt mit allerlei „magiſchen Mitteln, daß ſie die fremde Pflanze des fernſten „Landes hervorzutreiben vermag. — Heinrich, du biſt gewiß „ein großer Meiſter des Geſanges geworden und haſt es mit „gar hohen Dingen zu thun, aber! — verſtehſt du noch den „ſüßen Gruß des Abendwindes, wenn du durch des Wal„des tiefe Schatten wandelſt? Geht dir noch das Herz auf „in frohem Muth bei dem Rauſchen der Bäume, dem Brau„ſen des Waldſtroms? Blicken dich noch die Blumen an mit „frommen Kindesaugen? Willſt du noch vergehen in Liebes„ſchmerz bei den Klagen der Nachtigall? Wirft dich dann „noch ein unendliches Sehnen an die Bruſt, die ſich dir lie„bend aufgethan? — Ach, Heinrich, es war manches in dei„nem Liede, wobei mich ein unheimliches Grauen erfaßte. Ich „mußte an jenes entſetzliche Bild von den am Ufer des Ache„ron herumſchwankenden Schatten denken, das du einmal dem

„Landgrafen aufstelltest, als er dich um die Ursache deiner „Schwermuth befragte. Ich mußte glauben, aller Liebe habest „du entsagt, und was du dafür gewonnen, wäre nur der trost„lose Schatz des verirrten Wanderers in der Wüste. — Es ist „mir, — ich muß es dir geradezu herausſagen, — es ist mir, „als wenn du deine Meisterschaft mit aller Freude des Lebens, „die nur dem frommen kindlichen Sinn zu Theil wird, erkauft „hättest. Eine düstre Ahnung befängt mich. Ich denke daran, „was dich von der Wartburg forttrieb, und wie du wieder „hier erschienen bist. Es kann dir nun manches gelingen — „vielleicht geht der schöne Hoffnungsstern, zu dem ich bis jetzt „empor blickte, auf ewig für mich unter, — doch Heinrich! — „hier! — fasse meine Hand, nie kann irgend ein Groll gegen „dich in meiner Seele Raum finden! — Alles Glücks unerach„tet, das dich überströmt, findest du dich vielleicht einmal plötz„lich an dem Rande eines tiefen bodenlosen Abgrundes und „die Wirbel des Schwindels erfassen dich und du willst ret„tungslos hinabstürzen, dann stehe ich festen Muthes hinter dir „und halte dich fest mit starken Armen.“

Heinrich von Ofterdingen hatte alles, was Wolfframb von Eschinbach sprach, in tiefem Schweigen angehört. Jetzt verhüllte er sein Gesicht im Mantel und sprang schnell hinein in das Dickicht der Bäume. Wolfframb hörte, wie er leise schluchzend und seufzend sich entfernte.

Der Krieg von Wartburg.

So sehr die andern Meister anfangs die Lieder des stolzen Heinrichs von Ofterdingen bewundert und hoch erhoben hatten, so geschah es doch, daß sie bald von falschen Weisen, von dem

eitlen Prunk, ja von der Ruchlosigkeit der Lieder zu sprechen begannen, die Heinrich vorbringe. Nur die Dame Mathilde hatte sich mit ganzer Seele zu dem Sänger gewendet, der ihre Schönheit und Anmuth auf eine Weise pries, die alle Meister, Wolfframb von Eschinbach, der sich kein Urtheil erlaubte, ausgenommen, für heidnisch und abscheulich erklärten. Nicht lange währte es, so war die Dame Mathilde in ihrem Wesen ganz und gar verändert. Mit höhnendem Stolz sah sie herab auf die andern Meister, und selbst dem armen Wolfframb von Eschinbach hatte sie ihre Gunst entzogen. Es kam so weit, daß Heinrich von Ofterdingen die Mathilde unterrichten mußte in der Kunst des Gesanges, und sie selbst begann Lieder zu dichten, die gerade so klingen sollten, wie die, welche Ofterdingen sang. Seit dieser Zeit war es aber, als schwände von der berückten Frau alle Anmuth und Holdseligkeit. Alles vernachlässigend, was zur Zierde holder Frauen dient, sich alles weiblichen Wesens entschlagend, wurde sie zum unheimlichen Zwitterwesen, von den Frauen gehaßt, von den Männern verlacht. Der Landgraf, befürchtend, daß der Wahnsinn der Gräfin wie eine böse Krankheit die andern Damen des Hofes ergreifen könne, erließ einen scharfen Befehl, daß keine Dame bei Strafe der Verbannung sich an das Dichten machen solle, wofür ihm die Männer, denen Mathildens Schicksal Schrecken eingejagt, herzlich dankten. Die Gräfin Mathilde verließ die Wartburg und bezog ein Schloß unfern Eisenach, wohin ihr Heinrich von Ofterdingen gefolgt wäre, hätte der Landgraf ihm nicht befohlen, noch den Kampf auszufechten, den ihm die Meister geboten. „Ihr habt," sprach Landgraf Hermann zu dem übermüthigen Sänger, „Ihr habt durch eure seltsame unheimliche „Weise den schönen Kreis, den ich hier versammelt, gar häßlich

„gestört. Mich konntet Ihr niemals bethören, denn von dem „ersten Augenblick an habe ich es erkannt, daß eure Lieder nicht „aus der Tiefe eines wackern Sängergemüths kommen, sondern „nur die Frucht der Lehren irgend eines falschen Meisters sind. „Was hilft aller Prunk, aller Schimmer, aller Glanz, wenn „er nur dazu dienen soll, einen todten Leichnam zu umhüllen. „Ihr sprecht von hohen Dingen, von den Geheimnissen der „Natur, aber nicht wie sie, süße Ahnungen des höhern Lebens, „in der Brust des Menschen aufgehen, sondern wie sie der „kecke Astrolog begreifen und messen will mit Zirkel und Maaß„stab. Schämt euch, Heinrich von Ofterdingen, daß Ihr so „geworden seyd, daß euer wackrer Geist sich gebeugt hat unter „die Zucht eines unwürdigen Meisters.“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte Heinrich von Ofterdingen, „ich weiß nicht, mein hoher Herr, in wiefern ich Euern Zorn, „Eure Vorwürfe verdiene. Vielleicht ändert Ihr indessen „Eure Meinung, wenn Ihr erfahrt, welcher Meister mir „dasjenige Reich des Gesanges, welches dessen eigentlichste „Heimath ist, erschlossen. In tiefer Schwermuth hatte ich „Euern Hof verlassen, und wohl mocht' es seyn, daß der „Schmerz, der mich vernichten wollte, nur das gewaltsame „Treiben war der schönen Blüte, die in meinem Innern ver„schlossen nach dem befruchtenden Athem der höheren Natur „schmachtete. Auf seltsame Weise kam mir ein Büchlein in „die Hände, in welchem der höchste Meister des Gesanges auf „Erden mit der tiefsten Gelehrsamkeit die Regeln der Kunst „entwickelt und selbst einige Lieder hinzugefügt hatte. Je mehr „ich nun in diesem Büchlein las, desto klarer wurde es mir, „daß es wohl gar dürftig ausfalle, wenn der Sänger nur „vermöge, das in Worte zu fassen, was er nun gerade im

„Herzen zu empfinden glaubt. Doch dies nicht genug — ich „fühlte nach und nach mich wie verknüpft mit unbekannten „Mächten, die oft ſtatt meiner aus mir heraus ſangen und „doch war und blieb ich der Sänger. Meine Sehnſucht, den „Meiſter ſelbſt zu ſchauen und aus ſeinem eignen Munde „die tiefe Weisheit, den richtenden Verſtand ausſtrömen zu „hören, wurde zum unwiderſtehlichen Triebe. Ich machte mich „auf, und wanderte nach Siebenbürgen. Ja! — vernehmt „es, mein hoher Herr! Meiſter Klingsohr ſelbſt iſt es, den ich „aufſuchte und dem ich den kühnen überirdiſchen Schwung mei„ner Lieder verdanke. Nun werdet Ihr wohl von meinen Be„ſtrebungen günſtiger urtheilen.“

„Der Herzog von Oeſterreich,“ ſprach der Landgraf, „hat „mir gar viel von dem Lobe Eures Meiſters geſagt und ge„ſchrieben. Meiſter Klingsohr iſt ein in tiefen geheimen Wiſ„ſenſchaften erfahrener Mann. Er berechnet den Lauf der „Geſtirne und erkennt die wunderbaren Verſchlingungen ihres „Ganges mit unſerer Lebensbahn. Ihm ſind die Geheimniſſe „der Metalle, der Pflanzen, des Geſteins offenbar, und dabei „iſt er erfahren in den Händeln der Welt, und ſteht dem Her„zog von Oeſterreich zur Seite mit Rath und That. Wie das „Alles nun aber mit dem reinen Gemüth des wahren Sän„gers beſtehen mag, weiß ich nicht und glaube auch wohl, daß „eben deßhalb Meiſter Klingsohrs Lieder, ſo künſtlich und wohl „ausgedacht, ſo ſchön geformt ſie auch ſeyn mögen, mein Ge„müth ganz und gar nicht rühren können. — Nun, Heinrich „von Ofterdingen, meine Meiſter, beinahe erzürnt über Dein „ſtolzes hochfahrendes Weſen, wollen mit Dir um den Preis „ſingen einige Tage hindurch, das mag denn nun geſchehen.“

Der Kampf der Meiſter begann. Sey es aber nun, daß

Heinrichs, durch falſche Lehren irre gewordener Geiſt, ſich gar nicht mehr zu faſſen vermochte in dem reinen Strahl des wahrhaftigen Gemüths, oder daß beſondere Begeiſterung die Kraft der andern Meiſter verdoppelte: — genug! — jeder, wider Ofterdingen ſingend, jeder ihn beſiegend, erhielt den Preis, um den dieſer ſich vergebens mühte. Ofterdingen ergrimmte über dieſe Schmach und begann nun Lieder, die, mit verhöhnenden Anſpielungen auf den Landgrafen Hermann, den Herzog von Oeſterreich Leopold den Siebenten bis über die Sterne erhoben und ihn die hellfunkelnde Sonne nannten, welche allein aller Kunſt aufgegangen. Kam nun noch hinzu, daß er eben ſo die Frauen am Hofe mit ſchnöden Worten angriff und die Schönheit und Holdſeligkeit der Dame Mathilde allein auf heidniſche ruchloſe Art zu preiſen fortfuhr, ſo konnt' es nicht fehlen, daß alle Meiſter, ſelbſt den ſanften Wolfframb von Eſchinbach nicht ausgenommen, in gerechten Zorn geriethen und in den heftigſten ſchonungsloſeſten Liedern ſeine Meiſterſchaft zu Boden traten. Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff bewieſen, den falſchen Prunk von Ofterdingens Liedern abſtreifend, die Elendigkeit der magern Geſtalt, die ſich dahinter verborgen, aber Walther von der Vogelweid und Reinhard von Zwekhſtein gingen weiter. Die ſagten, Ofterdingens ſchnödes Beginnen verdiene ſchwere Rache und die wollten ſie an ihm nehmen, mit dem Schwerdte in der Hand.

So ſah nun Heinrich von Ofterdingen ſeine Meiſterſchaft in den Staub getreten und ſelbſt ſein Leben bedroht. Voller Wuth und Verzweiflung rief er den edelgeſinnten Landgrafen Hermann an, ſein Leben zu ſchützen, ja noch mehr, die Entſcheidung des Streites über die Meiſterſchaft des Geſanges dem berühmteſten Sänger der Zeit, dem Meiſter Klingsohr zu über-

lassen. „Es ist," sprach der Landgraf, „es ist nunmehr mit „Euch und den Meistern so weit gekommen, daß es noch um „anderes gilt als um die Meisterschaft des Gesanges. Ihr habt „in euern wahnsinnigen Liedern mich, Ihr habt die holden „Frauen an meinem Hofe schwer beleidigt. Euer Kampf be„trifft also nicht mehr die Meisterschaft allein, sondern auch „meine Ehre, die Ehre der Damen. Doch soll alles im Wett„singen ausgemacht werden und ich gestatte es, daß Euer Mei„ster Klingsohr selbst entscheide. Einer von meinen Meistern, „das Loos soll ihn nennen, stellt sich Euch gegenüber und die „Materie, worüber zu singen, möget Ihr beide dann selbst wäh„len. — Aber der Henker soll mit entblößtem Schwerdte hinter „Euch stehen und wer verliert, werde augenblicklich hingerich„tet. — Gehet, — schaffet, daß Meister Klingsohr binnen Jah„resfrist nach der Wartburg komme und den Kampf auf Tod „und Leben entscheide." — Heinrich von Ofterdingen machte sich davon und so war zur Zeit die Ruhe auf der Wartburg wieder hergestellt.

Die Lieder, welche die Meister wider Heinrich von Ofterdingen gesungen, waren damals der Krieg von Wartburg geheißen.

Meister Klingsohr kommt nach Eisenach.

Beinahe ein Jahr war verflossen, als die Nachricht nach der Wartburg kam, daß Meister Klingsohr wirklich in Eisenach angelangt und bei dem Bürger, Helgrefe geheißen, vor dem St. Georgenthore eingezogen sey. Die Meister freuten sich nicht wenig, daß nun wirklich der böse Streit mit Heinrich von

Oſterdingen geſchlichtet werden ſolle, keiner war aber ſo voller Ungeduld, den weltberühmten Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, als Wolfframb von Eſchinbach. Mag es ſeyn, ſprach er zu ſich ſelbſt, mag es ſeyn, daß, wie die Leute ſagen, Klingsohr böſen Künſten ergeben iſt, daß unheimliche Mächte ihm zu Gebote ſtehen, ja ihm wohl gar geholfen zur Meiſterſchaft in allem Wiſſen; aber wächſt nicht der edelſte Wein auf der verglühten Lava? Was geht es den dürſtenden Wandrer an, daß die Trauben, an denen er ſich erlabt, aus der Glut der Hölle ſelbſt emporgekeimt ſind? So will ich mich an des Meiſters tiefer Wiſſenſchaft und Lehre erfreuen, ohne weiter zu forſchen und ohne mehr davon zu bewahren, als was ein reines frommes Gemüth in ſich zu tragen vermag.

Wolfframb machte ſich alsbald auf nach Eiſenach. Als er vor das Haus des Bürgers Helgrefe kam, fand er einen Haufen Leute verſammelt, die alle ſehnſüchtig nach dem Erker hinaufblickten. Er erkannte unter ihnen viele junge Leute als Schüler des Geſanges, die hörten nicht auf, dieſes, jenes, von dem berühmten Meiſter vorzubringen. Der eine hatte die Worte aufgeſchrieben, die Klingsohr geſprochen, als er zu Helgrefe eingetreten, der andere wußte genau, was der Meiſter zu Mittag geſpeiſet, der dritte behauptete, daß ihn der Meiſter wirklich angeblickt und gelächelt, weil er ihn als Sänger erkannt am Barett, das er genau ſo trage wie Klingsohr, der vierte ſing ſogar ein Lied an, von dem er behauptete, es ſey nach Klingsohrs Weiſe gedichtet. Genug es war ein unruhiges Treiben hin und her. Wolfframb von Eſchinbach drang endlich mit Mühe durch und trat ins Haus. Helgrefe hieß ihn freundlich willkommen und lief herauf, um ihn ſeinem Begehren gemäß bei dem Meiſter melden zu laſſen. Da hieß es

aber, der Meiſter ſey im Studiren begriffen und könne jetzt mit niemanden ſprechen. In zwei Stunden ſolle man wiederum anfragen. Wolfframb mußte ſich dieſen Aufſchub gefallen laſſen. Nachdem er nach zwei Stunden wieder gekommen und noch eine Stunde gewartet, durfte Helgrefe ihn hinaufführen. Ein ſeltſam in bunter Seide gekleideter Diener öffnete die Thüre des Gemachs, und Wolfframb trat hinein. Da gewahrte er einen großen ſtattlichen Mann, in einen langen Talar von dunkelrothem Sammt mit weiten Ermeln, und mit Zobel reich beſetzt, gekleidet, der mit langſamen gravitätiſchen Schritten die Stube entlang hin und her wandelte. Sein Geſicht war beinahe anzuſehen, wie die heidniſchen Bildner ihren Gott Jupiter darzuſtellen pflegten, ſolch ein gebieteriſcher Ernſt lag auf der Stirne, ſolch drohende Flammen blitzten aus den großen Augen. Um Kinn und Wangen legte ſich ein wohlgekräuſelter ſchwarzer Bart und das Haupt bedeckte ein fremdgeformtes Barett oder ein ſonderbar verſchlungenes Tuch, man konnte das nicht unterſcheiden. Der Meiſter hatte die Arme vor der Bruſt übereinander geſchlagen und ſprach mit hellklingender Stimme im Auf- und Abſchreiten Worte, die Wolfframb gar nicht verſtand. Sich im Zimmer umſchauend, das mit Büchern und allerley wunderlichen Geräthſchaften angefüllt war, erblickte Wolfframb in einer Ecke ein kleines kaum drei Fuß hohes altes blaſſes Männlein, das auf einem hohen Stuhl vor einem Pulte ſaß und mit einer ſilbernen Feder auf einem großen Pergamentblatt ämſig alles aufzuſchreiben ſchien, was Meiſter Klingsohr ſprach. Es hatte eine feine Weile gedauert, da fielen endlich des Meiſters ſtarre Blicke auf Wolfframb von Eſchinbach und mit dem Sprechen inne haltend, blieb er in der Mitte des Zimmers ſtehen. Wolfframb begrüßte den Meiſter nun mit an-

Digitized by Google

muthigen Verſen im ſchwarzen Ton. Er ſagte, wie er gekommen ſey, um ſich zu erbauen an Klingsohrs hoher Meiſterkunſt, und bat, er ſolle nun ihm antworten im gleichen Ton und ſo ſeine Kunſt hören laſſen. Da maß ihn der Meiſter mit zornigen Blicken von Kopf bis zu Fuß und ſprach dann: Ey wer ſeyd Ihr denn, junger Geſell! daß Ihr es wagt, hier ſo mit Euren albernen Verſen hereinzubrechen und mich ſogar herauszufordern, als ſollt' es ein Wettſingen gelten? Ha! Ihr ſeyd ja wohl Wolfframb von Eſchinbach, der allerungeſchickteſte, ungelehrteſte Laye von allen, die ſich dort oben auf der Wartburg Meiſter des Geſanges nennen? — Nein, mein lieber Knabe, Ihr müßt wohl noch etwas wachſen, ehe Ihr Euch mit mir zu meſſen Verlangen tragen könnt. Einen ſolchen Empfang hatte Wolfframb von Eſchinbach gar nicht erwartet. Das Blut wallte ihm auf vor Klingsohrs ſchnöden Worten, er fühlte lebhafter als jemals die ihm innwohnende Kraft, die ihm die Macht des Himmels verliehen. Ernſt und feſt blickte er dem ſtolzen Meiſter ins Auge, und ſprach dann: „Ihr thut gar nicht gut, Mei„ſter Klingsohr, daß Ihr in ſolchen bittern, harten Ton fallet, „ſtatt mir liebreich und freundlich, wie ich Euch begrüßte, zu „antworten. Ich weiß es, daß Ihr mir in aller Wiſſenſchaft „und wohl auch in der Kunſt des Geſanges weit überlegen „ſeyd, aber das berechtigt Euch nicht zu der eitlen Prahlerei, „die Ihr als Eurer unwürdig verachten müßtet. Ich ſage es „Euch frei heraus, Meiſter Klingsohr! daß ich nunmehr das „glaube, was die Welt von Euch behauptet. Die Macht der „Hölle ſollt Ihr bezwingen, Umgang mit böſen Geiſtern ſollt „Ihr haben, mittelſt der unheimlichen Wiſſenſchaften, die Ihr „getrieben. Daher ſoll Eure Meiſterſchaft kommen, weil Ihr „aus der Tiefe die ſchwarzen Geiſter ins helle Leben herauf

„beſchworen, vor denen ſich der menſchliche Geiſt entſetzt. Und „ſo iſt es nur dieſes Entſetzen, was Euch den Sieg verſchafft, „und nicht die tiefe Rührung der Liebe, welche aus dem rei„nen Gemüth des Sängers ſtrömt in das verwandte Herz, das „in ſüßen Banden gefangen, ihm unterthan wird. Daher ſeyd „Ihr ſo ſtolz, wie kein Sänger es ſeyn kann, der reinen Her„zens geblieben.“ „Hoho,“ erwiederte Meiſter Klingsohr, „hoho junger Geſell, verſteigt Euch nicht ſo hoch! — Was „meinen Umgang mit unheimlichen Mächten betrifft, davon „ſchweigt, das verſteht Ihr nicht. Daß ich daher meine Mei„ſterſchaft des Geſanges dem zu verdanken haben ſoll, das iſt „das abgeſchmackte Gewäſch einfältiger Kinder. Aber ſagt mir „doch, woher Euch die Kunſt des Geſanges gekommen? Glaubt „Ihr, daß ich nicht wüßte, wie zu Siegebrunnen in Schott„land Meiſter Friedebrand Euch einige Bücher borgte, die Ihr „undankbar nicht zurückgabt, ſondern an Euch behieltet, alle „Eure Lieder daraus ſchöpfend? Hey! — hat mir der Teu„fel geholfen, ſo half Euch Euer undankbares Herz.“ Wolffram erſchrak beinahe vor dieſem häßlichen Vorwurf. Er legte die Hand auf die Bruſt und ſprach: „So wahr mir Gott helfe! „— Der Geiſt der Lüge iſt mächtig in Euch, Meiſter Klings„ohr — wie hätte ich denn meinen hohen Meiſter Friedebrandt „ſo ſchändlich betrügen ſollen um ſeine herrliche Schriften. „Wißt, Meiſter Klingsohr, daß ich dieſe Schriften nur ſo lange, „wie Friedebrandt es wollte, in Händen hielt, daß er ſie dann „von mir wieder nahm. Habt Ihr denn nie Euch aus den „Schriften anderer Meiſter belehrt?“ „Mag,“ fuhr Meiſter Klingsohr fort, ohne auf Wolframbs Rede ſonderlich zu achten, „mag dem ſeyn wie ihm wolle, woher möget Ihr denn nun „Eure Kunſt haben? Was berechtigt Euch, ſich mir gleich zu

„ſtellen? Wißt Ihr nicht, wie ich zu Rom, zu Paris, zu „Krakau den Studien fleißig obgelegen, wie ich ſelbſt nach den „fernſten Morgenländern gereiſet und die Geheimniſſe der wei„ſen Araber erforſcht, wie ich dann auf allen Singſchulen das „Beſte gethan und wider alle, die in den Streit mit mir ge„gangen, den Preis errungen, wie ich ein Meiſter der ſieben „freien Künſte worden? — Aber Ihr, der Ihr, entfernt von „aller Wiſſenſchaft und Kunſt, in dem öden Schweizerlande „gehauſet, der Ihr ein in aller Schrift unerfahrner Laye ge„blieben, wie ſolltet Ihr denn zur Kunſt des wahren Geſan„ges kommen?“ Wolfframbs Zorn hatte ſich indeſſen ganz gelegt, welches wohl daher rühren mochte, daß bei Klingsohrs prahleriſchen Reden die köſtliche Gabe des Geſanges in ſeinem Innern heller und freudiger hervorleuchtete, wie die Sonnenſtrahlen ſchöner funkeln, wenn ſie ſiegend durch die düſtern Wolken brechen, die der wilde Sturm herangejagt. Ein mildes anmuthiges Lächeln hatte ſich über ſein ganzes Antlitz gelegt, und er ſprach mit ruhigem, gefaßten Ton zu dem zornigen Meiſter Klingsohr: „Ey, mein lieber Meiſter, wohl könnt' ich Euch „entgegnen, daß, hab' ich gleich nicht zu Rom und Paris ſtudirt, „ſuchte ich gleich nicht die weiſen Araber auf, in ihrer eignen „Heimath, ich doch nächſt meinem hohen Meiſter Friedebrandt, „dem ich nachzog bis ins tiefe Schottland, noch viele gar kunſt„reiche Sänger vernahm, deren Unterricht mir vielen Nutzen „brachte, daß ich an vielen Höfen unſerer hohen deutſchen Für„ſten gleich Euch den Preis des Geſanges gewann. Ich meine „aber, daß wohl aller Unterricht, alles Vernehmen der höchſten „Meiſter mir gar nichts geholfen haben würde, wenn die ewige „Macht des Himmels nicht den Funken in mein Innres gelegt „hätte, der in den ſchönen Strahlen des Geſanges aufgeglom-

„men, wenn ich nicht mit liebendem Gemüth alles Falſche und „Böſe von mir fern gehalten und noch hielte, wenn ich nicht „mich mühte in reiner Begeiſterung, nur das zu ſingen, was „meine Bruſt mit freudiger, ſüßer Wehmuth ganz und gar „erfüllt.“

Selbſt wußte Wolfframb von Eſchinbach nicht wie es geſchah, daß er ein herrliches Lied im güldnen Ton begann, das er erſt vor Kurzem gedichtet.

Meiſter Klingsohr ging voller Wuth auf und ab; dann blieb er vor Wolfframb ſtehen und blickte ihn an, als wolle er ihn durchbohren mit ſeinen ſtarren, glühenden Augen. Als Wolfframb geendet, legte Klingsohr beide Hände auf Wolfframbs Schultern und ſprach ſanft und gelaſſen: Nun, Wolfframb, weil Ihr es denn nicht anders wollt, ſo laßt uns um die Wette ſingen, in allerlei künſtlichen Tönen und Weiſen. Doch laßt uns anderswohin gehen, das Gemach taugt zu dergleichen nicht und Ihr ſollt überdem einen Becher edlen Weins mit mir genießen.

In dem Augenblick ſtürzte das kleine Männlein, das erſt geſchrieben, hinab von dem Stuhle und gab bei dem harten Fall auf den Boden einen feinen ächzenden Laut von ſich. Klingsohr drehte ſich raſch um und ſtieß mit dem Fuße den Kleinen in den unter dem Pulte befindlichen Schrank, den er verſchloß. Wolfframb hörte das Männlein leiſe weinen und ſchluchzen. Nun ſchlug Klingsohr die Bücher zu, welche ringsumher offen herumlagen und jedesmal, wenn ein Deckel niederklappte, ging ein ſeltſamer ſchauerlicher Ton, wie ein tiefer Todesſeufzer, durch die Zimmer. Wunderliche Wurzeln nahm nun Klingsohr in die Hand, die in dem Augenblick anzuſehen waren wie fremde unheimliche Creaturen und mit den Faden

und Aeſten zappelten, wie mit Armen und Beinen, ja oft zuckte ein kleines verzerrtes Menſchengeſichtlein hervor, das auf häßliche Weiſe grinzte und lachte. Und dabei wurd' es in den Schränken ringsumher unruhig und ein großer Vogel ſchwirrte in irrem Fluge umher, mit goldgleißendem Fittig. Die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, Wolfframb fühlte ſich von tiefem Grauen erfaßt. Da nahm Klingsohr aus einer Kapſel einen Stein hervor, der ſogleich im ganzen Gemach den hellſten Sonnenglanz verbreitete. Alles wurde ſtill und Wolfframb ſah und hörte nichts mehr von dem, was ihm erſt Entſetzen erregt.

Zwei Diener, ſo ſeltſamlich in bunter Seide gekleidet, wie der, welcher erſt die Thüre des Gemachs geöffnet, traten hinein, mit prächtigen Kleidern, die ſie dem Meiſter Klingsohr anlegten.

Beide, Meiſter Klingsohr und Wolfframb von Eſchinbach, gingen nun zuſammen nach dem Rathskeller.

Sie hatten auf Verſöhnung und Freundſchaft getrunken und ſangen nun wider einander in den verſchiedenſten künſtlichſten Weiſen. Kein Meiſter war zugegen, der hätte entſcheiden können, wer den andern beſieget, aber jeder würde den Klingsohr für überwunden gehalten haben, denn ſo ſehr er ſich in großer Kunſt, in mächtigem Verſtande mühte, niemals konnte er nur im mindeſten die Stärke und Anmuth der einfachen Lieder erreichen, welche Wolfframb von Eſchinbach vorbrachte.

Wolfframb hatte eben ein gar herrliches Lied geendet, als Meiſter Klingsohr zurückgelehnt in den Polſterſtuhl, den Blick niedergeſchlagen, mit gedämpfter düſtrer Stimme ſprach: „Ihr „habt mich vorhin übermüthig und prahleriſch genannt, Meiſter „Wolfframb, aber ſehr würdet Ihr irren, wenn Ihr etwa

„glaubtet, daß mein Blick, verblendet durch einfältige Eitelkeit,
„nicht ſollte die wahre Kunſt des Geſanges erkennen können,
„ich möge ſie nun antreffen in der Wildniß, oder in dem Mei-
„ſterſaal. Keiner iſt hier, der zwiſchen uns richten könnte,
„aber ich ſage Euch, Ihr habt mich überwunden, Meiſter Wolff-
„ramb, und daß ich Euch das ſage, daran möget Ihr auch die
„Wahrhaftigkeit meiner Kunſt erkennen.“ „Ey, mein lieber
„Meiſter Klingsohr,“ erwiederte Wolfframb von Eſchinbach,
„wohl mocht' es ſeyn, daß eine beſondere Freudigkeit, die in
„meiner Bruſt aufgegangen, meine Lieder mir heute beſſer ge-
„lingen ließ, als ſonſt, aber ferne ſey es von mir, daß ich
„mich deshalb über Euch ſtellen ſollte. Vielleicht war heute
„Euer Inneres verſchloſſen. Pflegt es denn nicht zu geſche-
„hen, daß manchmal eine drückende Laſt auf einem ruht, wie
„ein düſtrer Nebel auf heller Wieſe, vor dem die Blumen nicht
„vermögen, ihre glänzenden Häupter zu erheben. Aber erklärt
„Ihr Euch heute auch für überwunden, ſo habe ich doch in
„Euern ſchönen Liedern gar Herrliches vernommen und es kann
„ſeyn, daß morgen Ihr den Sieg erringet.“

Meiſter Klingsohr ſprach: „Wozu hilft Euch Eure fromme Beſcheidenheit!“ ſprang dann ſchnell vom Stuhle auf, ſtellte ſich, den Rücken Wolfframb zugekehrt, unter das hohe Fenſter und ſchaute ſchweigend in die bleichen Mondesſtrahlen, die aus der Höhe hinabfielen.

Das hatte wohl einige Minuten gedauert, da drehte er ſich um, ging auf Wolfframb los und ſprach, indem ihm die Augen vor Zorn funkelten, mit ſtarker Stimme: „Ihr habt
„Recht, Wolfframb von Eſchinbach, über finſtre Mächte gebie-
„tet meine Wiſſenſchaft, unſer inneres Weſen muß uns ent-
„zweien. Mich habt Ihr überwunden, aber in der Nacht, die

„dieſer folgt, will ich Euch einen ſchicken, der Naſias geheißen. „Mit dem beginnt ein Wettſingen und ſeht Euch vor, daß der „Euch nicht überwinde.“

Damit ſtürmte Meiſter Klingsohr fort zur Thüre des Rathskellers hinaus.

Naſias kommt in der Nacht zu Wolfframb von Eſchinbach.

Wolfframb wohnte in Eiſenach dem Brothauſe gegen über, bei einem Bürger, Gottſchalk geheißen. Das war ein freundlicher frommer Mann, der ſeinen Gaſt hoch in Ehren hielt. Es mochte wohl ſeyn, daß, unerachtet Klingsohr und Eſchinbach auf dem Rathskeller ſich einſam und unbelauſcht geglaubt, doch manche, vielleicht von jenen jungen Schülern des Geſanges, die dem berühmten Meiſter auf Schritt und Tritt folgten und jedes Wort, das von ſeinen Lippen kam, zu erhaſchen ſuchten, Mittel gefunden hatten, das Wettſingen der Meiſter zu erhorchen. Durch ganz Eiſenach war das Gerücht gedrungen, wie Wolfframb von Eſchinbach den großen Meiſter Klingsohr im Geſange beſieget, und ſo hatte auch Gottſchalk es erfahren. Voller Freude lief er herauf zu ſeinem Gaſt und fragte, wie das nur habe geſchehen können, daß ſich der ſtolze Meiſter auf dem Rathskeller in ein Wettſingen eingelaſſen? Wolfframb erzählte getreulich, wie ſich alles begeben und verſchwieg nicht, wie Meiſter Klingsohr gedroht, ihm in der Nacht einen auf den Hals zu ſchicken, der Naſias geheißen und mit dem er um die Wette ſingen ſolle. Da erblaßte Gottſchalk vor Schreck, ſchlug die Hände zuſammen und rief mit wehmüthiger Stimme: „Ach

Digitized by Google

„du Gott im Himmel, wißt Ihr's denn nicht, lieber Herr, daß „es Meiſter Klingsohr mit böſen Geiſtern zu thun hat, die „ihm unterthan ſind und ſeinen Willen thun müſſen. Helgreſe, „bei dem Meiſter Klingsohr Wohnung genommen, hat ſeinen „Nachbarsleuten die wunderlichſten Dinge von ſeinem Treiben „erzählt. Zur Nachtzeit ſoll es oft ſeyn, als wäre eine große „Geſellſchaft verſammelt, obſchon man niemand ins Haus ge„hen ſehen, und dann beginne ein ſeltſames Singen und tolles „Wirthſchaften und blendendes Licht ſtrahle durch die Fenſter! „Ach, vielleicht iſt dieſer Naſias, mit dem er Euch bedroht, der „böſe Feind ſelbſt, der Euch ins Verderben ſtürzen wird! — „Zieht fort, lieber Herr, wartet den bedrohlichen Beſuch nicht „ab; ja ich beſchwöre Euch: zieht fort." — „Ey," erwiederte Wolfframb von Eſchinbach, „ey, lieber Hauswirth Gottſchalk, „wie ſollt' ich denn ſcheu dem mir gebotenen Wettſingen aus„weichen, das wäre ja gar nicht Meiſterſängers Art. Mag „nun Naſias ein böſer Geiſt ſeyn oder nicht, ich erwarte ihn „ruhig. Vielleicht übertönt er mich mit allerlei Acherontiſchen „Liedern, aber vergebens wird er verſuchen, meinen frommen „Sinn zu bethören und meiner unſterblichen Seele zu ſchaden." „Ich weiß es ſchon," ſprach Gottſchalk, „ich weiß es ſchon, „Ihr ſeyd ein gar muthiger Herr der eben den Teufel ſelbſt „nicht fürchtet. Wollt Ihr denn nun durchaus hier bleiben, „ſo erlaubt wenigſtens, daß künftige Nacht mein Knecht Jonas „bei Euch bleibe. Das iſt ein tüchtiger frommer Menſch mit „breiten Schultern, dem das Singen durchaus nicht ſchadet. „Solltet Ihr nun etwa vor dem Teufelsgeplerre ſchwach und „ohnmächtig werden, und Naſias Euch was anhaben wollen, „ſo ſoll Jonas ein Geſchrey erheben und wir rücken dann an „mit Weihwaſſer und geweihten Kerzen. Auch ſoll der Teufel

„den Geruch von Biſam nicht vertragen können, den in einem „Säckchen ein Capuziner auf der Bruſt getragen. Den will „ich ebenfalls in Bereitſchaft halten, und ſobald Jonas ge„ſchrien, dermaßen räuchern, daß dem Meiſter Naſias im Sin„gen der Athem vergehn ſoll.“ Wolfframb von Eſchinbach lächelte über ſeines Hauswirths gutmüthige Beſorglichkeit, und meinte, er ſey nun einmal auf Alles gefaßt und wolle es ſchon mit dem Naſias aufnehmen. Jonas, der fromme Menſch mit breiten Schultern und gewappnet gegen alles Singen möge aber immerhin bei ihm bleiben. Die verhängnißvolle Nacht war hereingebrochen. Noch blieb alles ſtill. Da ſchwirrten und dröhnten die Gewichte der Kirchuhr, es ſchlug zwölfe. Ein Windſtoß brauſte durch das Haus, häßliche Stimmen heulten durcheinander und ein wildes krächzendes Angſtgeſchrei, wie von verſcheuchten Nachtvögeln, fuhr auf. Wolfframb von Eſchinbach hatte allerlei ſchönen frommen Dichtergedanken Raum gegeben und des böſen Beſuchs beinahe vergeſſen. Jetzt rannen doch Eisſchauer durch ſein Innres, er faßte ſich aber mit Macht zuſammen und trat in die Mitte des Gemachs. Mit einem gewaltigen Schlage, von dem das ganze Haus erdröhnte, ſprang die Thüre auf und eine große, von rothem Feuerglanze umfloſſene Geſtalt, ſtand vor ihm und ſchaute ihn an mit glühenden, tückiſchen Augen. Die Geſtalt war von ſolch greulichem Anſehen, daß wohl manchem andern aller Muth entflohen, ja daß er, von wildem Entſetzen erfaßt, zu Boden geſunken, doch Wolfframb hielt ſich aufrecht und fragte mit ernſtem, nachdrücklichen Ton: „Was habt Ihr des Orts zu thun oder zu ſuchen?“ Da rief die Geſtalt mit widrig gellender Stimme: „Ich bin „Naſias und gekommen, mit Euch zu gehen in den Kampf der „Sängerkunſt.“ Naſias ſchlug den großen Mantel auseinan-

der und Wolfframb gewahrte, daß er unter den Armen eine Menge Bücher trug, die er nun auf den Tiſch fallen ließ, der ihm zur Seite ſtand. Naſias fing auch alsbald ein wunderliches Lied an, von den ſieben Planeten und von der himmliſchen Sphären Muſik, wie ſie in dem Traum des Scipio beſchrieben, und wechſelte mit den künſtlichſten ſeltſamſten Weiſen. Wolfframb hatte ſich in ſeinen großen Polſterſtuhl geſetzt, und hörte ruhig mit niedergeſchlagenen Blicken alles an, was Naſias vorbrachte. Als der nun ſein Lied endlich geſchloſſen, begann Eſchinbach eine ſchöne fromme Weiſe, von geiſtlichen Dingen. Da ſprang Naſias hin und her und wollte dazwiſchen plerren und mit den ſchweren Büchern, die er mitgebracht, nach dem Sänger werfen, aber je heller und mächtiger Wolfframbs Lied wurde, deſto mehr verblaßte Naſias Feuerglanz, deſto mehr ſchrumpfte ſeine Geſtalt zuſammen, ſo daß er zuletzt eine Spanne lang mit ſeinem rothen Mäntelchen und der dicken Halskrauſe an den Schränken auf- und abkletterte, widrig quäkend und miauend. Wolfframb, nachdem er geendet, wollte ihn ergreifen, da ſchoß er aber plötzlich auf, ſo hoch wie er zuvor geweſen, und hauchte ziſchende Feuerflammen um ſich her. „Hey, hey," rief Naſias dann mit hohler entſetzlicher Stimme, „hey hey! ſpaße nicht mit mir, Geſelle! — Ein guter „Theologe magſt du ſeyn und dich wohl verſtehen auf die Spitz„fündigkeiten und Lehren Eures dicken Buchs, aber darum biſt „du noch kein Sänger, der ſich meſſen kann mit mir und mei„nem Meiſter. Laßt uns ein ſchönes Liebeslied ſingen und du „magſt dich dann vorſehen mit deiner Meiſterſchaft." Naſias begann nun ein Lied von der ſchönen Helena und von den überſchwenglichen Freuden des Venusberges. In der That klang das Lied gar verlockend und es war als wenn die Flammen,

die Naſias um ſich ſprühte, zu lüſterne Begierde und Liebesluſt athmenden Düften würden, in denen die ſüßen Töne auf und nieder wogten, wie gaukelnde Liebesgötter. So wie die vorigen Lieder, hörte Wolfframb auch dieſes ruhig mit niedergeſenktem Blicke an. Aber bald war es ihm als wandle er in den düſtern Gängen eines lieblichen Gartens und die holden Töne einer herrlichen Muſik ſchlüpften über die Blumenbeete hin und brächen wie flimmerndes Morgenroth durch das dunkle Laub, und das Lied des Böſen verſinke in Nacht vor ihnen, wie der ſcheue Nachtvogel ſich krächzend hinabſtürzt in die tiefe Schlucht vor dem ſiegenden Tage. Und als die Töne heller und heller ſtrahlten, bebte ihm die Bruſt vor ſüßer Ahnung und unausſprechlicher Sehnſucht. Da trat ſie, ſein einziges Leben, in vollem Glanz aller Schönheit und Holdſeligkeit hervor aus dem dichten Gebüſch, und in tauſend Liebesſeufzern die herrlichſte Frau grüßend, rauſchten die Blätter und plätſcherten die blanken Springbrunnen. Wie auf den Fittigen eines ſchönen Schwans, ſchwebte ſie daher auf den Flügeln des Geſanges, und ſo wie ihr Himmelsblick ihn traf, war alle Seligkeit der reinſten, frömmſten Liebe entzündet in ſeinem Innern. Vergebens rang er nach Worten, nach Tönen. So wie ſie verſchwunden, warf er ſich voll des ſeligſten Entzückens hin auf den bunten Raſen. Er rief ihren Namen in die Lüfte hinein, er umſchlang in heißer Sehnſucht die hohen Lilien, er küßte die Roſen auf den glühenden Mund und alle Blumen verſtanden ſein Glück und der Morgenwind, die Quellen, die Büſche ſprachen mit ihm von der unnennbaren Luſt frommer Liebe! — So gedachte Wolfframb, während daß Naſias fortfuhr mit ſeinen eitlen Liebesliedern, jenes Augenblicks, als er die Dame Mathilde zum erſtenmal erblickte in dem Garten auf der Wartburg, ſie

ſelbſt ſtand vor ihm in der Holdſeligkeit und Anmuth wie damals, ſie blickte ihn an wie damals, ſo fromm und liebend. Wolfframb hatte nichts vernommen von dem Geſange des Böſen; als dieſer aber nun ſchwieg, begann Wolfframb ein Lied, das in den herrlichſten, gewaltigſten Tönen die Himmelsſeligkeit der reinen Liebe des frommen Sängers pries.

Unruhiger und unruhiger wurde der Böſe, bis er endlich auf garſtige Weiſe zu meckern und herumzuſpringen und im Gemach allerlei Unfug zu treiben begann. Da ſtand Wolfframb auf von ſeinem Polſterſtuhl und befahl dem Böſen, in Chriſtus und der Heiligen Namen, ſich davon zu packen. Naſias, heftige Flammen um ſich ſprühend, raffte ſeine Bücher zuſammen, und rief mit höhniſchem Gelächter: „Schnib, Schnab, „was biſt du mehr denn ein grober Lay, darum gieb nur „Klingsohr die Meiſterſchaft!“ — Wie der Sturm brauſte er fort und ein erſtickender Schwefeldampf erfüllte das Gemach.

Wolfframb öffnete die Fenſter, die friſche Morgenluft ſtrömte hinein und vertilgte die Spur des Böſen. Jonas fuhr auf aus dem tiefen Schlafe, in den er verſunken, und wunderte ſich nicht wenig, als er vernahm, daß ſchon alles vorüber. Er rief ſeinen Herrn herbei. Wolfframb erzählte, wie ſich alles begeben und hatte Gottſchalk den edlen Wolfframb ſchon zuvor hoch verehrt, ſo erſchien er ihm jetzt wie ein Heiliger, deſſen fromme Weihe die verderblichen Mächte der Hölle beſiege. Als nun Gottſchalk in dem Gemach zufällig den Blick in die Höhe richtete, da wurde er zu ſeiner Beſtürzung gewahr, daß hoch über der Thüre in feuriger Schrift die Worte ſtanden: Schnib, Schnab, was biſt du mehr denn ein grober Lay, darum gieb nur Klingsohr die Meiſterſchaft!

So hatte der Böſe im Verſchwinden die letzten Worte, die

er geſprochen, hingeſchrieben, wie eine Herausforderung auf ewige Zeiten. „Keine ruhige Stunde," rief Gottſchalk, „keine „ruhige Stunde kann ich hier verleben, in meinem eignen „Hauſe, ſo lange die abſcheuliche Teufelsſchrift, meinen lieben „Herrn Wolfframb von Eſchinbach verhöhnend, dort an der Wand fortbrennt." Er lief auch ſtraks zu Maurern, die die Schrift übertünchen ſollten. Das war aber ein eitles Mühen. Eines Fingers dick ſtrichen ſie den Kalk über und doch kam die Schrift wieder zum Vorſchein, ja, als ſie endlich den Mörtel wegſchlugen, brannte die Schrift doch wiederum hervor aus den rothen Ziegelſteinen. Gottſchalk jammerte ſehr und bat Herrn Wolfframb, er möge doch durch ein tüchtiges Lied den Naſias zwingen, daß er ſelbſt die abſcheulichen Worte weglöſche. Wolfframb ſprach lächelnd, daß das vielleicht nicht in ſeiner Macht ſtehen möge, Gottſchalk ſolle indeſſen nur ruhig ſeyn, da die Schrift, wenn er Eiſenach verlaſſe, vielleicht von ſelbſt verſchwinden werde.

Es war hoher Mittag, als Wolfframb von Eſchinbach frohen Muthes und voll lebendiger Heiterkeit, wie einer, der den herrlichſten Hoffnungsſchimmern entgegenziehet, Eiſenach verließ. Unfern der Stadt kamen ihm in glänzenden Kleidern, auf ſchön geſchmückten Roſſen, begleitet von vieler Dienerſchaft, der Graf Meinhard zu Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel entgegen. Wolfframb von Eſchinbach begrüßte ſie und erfuhr, daß der Landgraf Hermann ſie nach Eiſenach ſende, um den berühmten Meiſter Klingsohr feierlich abzuholen und zu geleiten nach der Wartburg. Klingsohr hatte zur Nachtzeit ſich auf einen hohen Erker in Helgrefens Hauſe begeben und mit großer Mühe und Sorgfalt die Sterne beobachtet. Als er nun ſeine aſtrologiſchen Linien zog, bemerkten ein paar Schüler

der Aſtrologie, die ſich zu ihm gefunden, an ſeinem ſeltſamen Blick, an ſeinem ganzen Weſen, daß irgend ein wichtiges Geheimniß, welches er in den Sternen geleſen, in ſeiner Seele liege. Sie trugen keine Scheu, ihn darum zu befragen. Da ſtand Klingsohr auf von ſeinem Sitze und ſprach mit feierlicher Stimme: Wiſſet, daß in dieſer Nacht dem Könige von Ungarn, Andreas dem zweiten, ein Töchterlein geboren wurde. Die wird aber Eliſabeth heißen und ob ihrer Frömmigkeit und Tugend heilig geſprochen werden in künftiger Zeit von dem Papſt Gregor dem Neunten. Und die heilige Eliſabeth iſt erkoren zum Weibe Ludwigs, des Sohnes Eures Herrn Landgrafen Hermann!

Dieſe Prophezeihung wurde ſogleich dem Landgrafen hinterbracht, der darüber tief bis in das Herz hinein erfreut war. Er änderte auch ſeine Geſinnung gegen den berühmten Meiſter, deſſen geheimnißvolle Wiſſenſchaft ihm einen ſolchen ſchönen Hoffnungsſtern aufgehen laſſen, und beſchloß, ihn mit allem Prunk, als ſey er ein Fürſt und hoher Herr, nach der Wartburg geleiten zu laſſen.

Wolfframb meinte, daß nun wohl gar darüber die Entſcheidung des Sängerkampfes auf Tod und Leben unterbleiben werde, zumal Heinrich von Oſterdingen ſich noch gar nicht gemeldet. Die Ritter verſicherten dagegen, daß der Landgraf ſchon Nachricht erhalten, wie Heinrich von Oſterdingen angekommen. Der innere Burghof werde zum Kampfplatz eingerichtet und der Scharfrichter Stempel aus Eiſenach ſey auch ſchon nach der Wartburg beſchieden.

Meiſter Klingsohr verläßt die Wartburg. Entſcheidung des Dichterkampfs.

In einem ſchönen hohen Gemach auf der Wartburg ſaßen Landgraf Hermann und Meiſter Klingsohr im traulichen Geſpräch beiſammen, Klingsohr verſicherte nochmals, daß er die Conſtellation der vorigen Nacht in die Eliſabeths Geburt getreten, ganz und gar erſchaut und ſchloß mit dem Rath, daß Landgraf Hermann ſofort eine Geſandtſchaft an den König von Ungarn abſchicken und für ſeinen eilfjährigen Sohn Ludwig um die neugeborne Prinzeſſin werben laſſen ſolle. Dem Landgrafen gefiel dieſer Rath ſehr wohl, und als er nun des Meiſters Wiſſenſchaft rühmte, begann dieſer von den Geheimniſſen der Natur, von dem Mikrokosmus und Makrokosmus ſo gelehrt und herrlich zu ſprechen, daß der Landgraf, ſelbſt nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen, erfüllt wurde von der tiefſten Bewunderung. „Ey," ſprach der Landgraf, „ey, Meiſter „Klingsohr, ich möchte beſtändig Eures lehrreichen Umgangs „genießen. Verlaßt das unwirthbare Siebenbürgen und zieht „an meinen Hof, an dem, wie Ihr es einräumen werdet, „Wiſſenſchaft und Kunſt höher geachtet werden, als irgendwo. „Die Meiſter des Geſanges werden Euch aufnehmen wie ihren „Herrn, denn wohl möget Ihr in dieſer Kunſt eben ſo reich „begabt ſeyn, als in der Aſtrologie und andern tiefen Wiſſen„ſchaften. Alſo bleibt immer hier und gedenkt nicht zurückzu„kehren nach Siebenbürgen." „Erlaubt," erwiederte Meiſter Klingsohr, „erlaubt, mein hoher Fürſt, daß ich noch in dieſer „Stunde zurückkehren darf nach Eiſenach und dann weiter nach „Siebenbürgen. Nicht ſo unwirthbar iſt das Land, als Ihr

„es glauben möget, und dann meinen Studien ſo recht gele-
„gen. Bedenkt auch weiter, daß ich unmöglich meinem Könige
„Andreas dem zweiten zu nahe treten darf, von dem ich ob
„meiner Bergwerkskunde, die ihm ſchon manchen an den edel-
„ſten Metallen reichen Schacht aufgethan, einen Jahrgehalt
„von dreitauſend Mark Silber genieße, und alſo lebe in der
„ſorgenloſen Ruhe, die allein Kunſt und Wiſſenſchaft gedeihen
„läßt. Hier würde es nun, ſollt' ich auch wohl jenen Jahrge-
„halt entbehren können, nichts als Zank und Streit geben mit
„Euern Meiſtern. Meine Kunſt beruht auf andern Grundfeſten,
„als die ihrige, und will ſich nun auch dann ganz anders ge-
„ſtalten von innen und außen. Mag es doch ſeyn, daß ihr
„frommer Sinn und ihr reiches Gemüth (wie ſie es nennen)
„ihnen genug iſt zum Dichten ihrer Lieder, und daß ſie ſich
„wie furchtſame Kinder nicht hinauswagen wollen in ein frem-
„des Gebiet, ich will ſie darum gar nicht eben verachten, aber
„mich in ihre Reihe zu ſtellen, das bleibt unmöglich." „So
„werdet Ihr," ſprach der Landgraf, „doch noch dem Streit, der
„ſich zwiſchen Euerm Schüler Heinrich von Oſterdingen und
„den andern Meiſtern entſponnen, als Schiedsrichter beiwoh-
„nen?" „Mit nichten," erwiederte Klingsohr, „wie könnt'
„ich denn das, und wenn ich es auch könnte, ſo würde ich es
„doch nie wollen. Ihr ſelbſt, mein hoher Fürſt, entſcheidet den
„Streit, indem Ihr nur die Stimme des Volks beſtätigt, die
„gewißlich laut werden wird. Nennt aber Heinrich von Oſter-
„dingen nicht meinen Schüler. Es ſchien, als wenn er Muth
„und Kraft hätte, aber nur an der bittern Schaale nagte er,
„ohne die Süßigkeit des Kerns zu ſchmecken! — Nun! — be-
„ſtimmt getroſt den Tag des Kampfs, ich werde dafür ſorgen,
„daß Heinrich von Oſterdingen ſich pünktlich geſtelle."

Die dringendsten Bitten des Landgrafen vermochten nichts über den störrischen Meister. Er blieb bei seinen Entschlüssen und verließ, vom Landgrafen reichlich beschenkt, die Wartburg.

Der verhängnißvolle Tag, an dem der Kampf der Sänger beginnen und enden sollte, war gekommen. In dem Burghofe hatte man Schranken gebauet, beinahe als sollte es ein Turnier geben. Mitten im Kreise befanden sich zwei schwarz behängte Sitze für die kämpfenden Sänger, hinter denselben war ein hohes Schaffott errichtet. Der Landgraf hatte zwei edle, des Gesanges kundige Herren vom Hofe, eben dieselben, die den Meister Klingsohr nach der Wartburg geleiteten, den Grafen Meinhard zu Mühlberg und den Schenken Walther von Vargel, zu Schiedsrichtern erwählt. Für diese und den Landgrafen war den Kämpfenden gegenüber ein hohes reichbehängtes Gerüst errichtet, dem sich die Sitze der Damen und der übrigen Zuschauer anschlossen. Nur den Meistern war, den kämpfenden Sängern und dem Schaffott zur Seite, eine besondere schwarz behängte Bank bestimmt.

Tausende von Zuschauern hatten die Plätze gefüllt, aus allen Fenstern der Wartburg, ja von den Dächern guckte die neugierige Menge herab. Unter dem dumpfen Schall gedämpfter Pauken und Trompeten kam der Landgraf von den Schiedsrichtern begleitet aus dem Thor der Burg und bestieg das Gerüst. Die Meister in feierlichem Zuge, Walther von der Vogelweid an der Spitze, nahmen die für sie bestimmte Bank ein. Auf dem Schaffott stand mit zween Knechten der Scharfrichter aus Eisenach, Stempel, ein riesenhafter Kerl von wildem trotzigen Ansehen, in einen weiten blutrothen Mantel gewickelt, aus dessen Falten der funkelnde Griff eines ungeheuren Schwerdts hervorblickte. Vor dem Schaffott nahm Pater

Leonhard Platz, des Landgrafen Beichtiger, gesendet, um dem Besiegten beizustehen in der Todesstunde.

Ein ahnungsbanges Schweigen, in dem jeder Seufzer hörbar, ruhte auf der versammelten Menge. Man erwartete mit innerm Entsetzen das Unerhörte, das sich nun begeben sollte. Da trat, mit den Zeichen seiner Würde angethan, des Landgrafen Marschall Herr Franz von Waldstromer; hinein in den Kreis und verlas nochmals die Ursache des Streits und das unwiderrufliche Gebot des Landgrafen Hermann, nach welchem der im Gesange besiegte hingerichtet werden solle mit dem Schwerdt. Pater Leonhard erhob das Crucifix und alle Meister, vor ihrer Bank mit entblößten Häuptern knieend, schworen, sich willig und freudig zu unterwerfen dem Gebot des Landgrafen Hermann. Sodann schwang der Scharfrichter Stempel das breite blitzfunkelnde Schwerdt dreimal durch die Lüfte und rief mit dröhnender Stimme: Er wolle den, der ihm in die Hand gegeben, richten nach bestem Wissen und Gewissen. Nun erschallten die Trompeten, Hr. Franz von Waldstromer trat in die Mitte des Kreises und rief dreimal stark und nachdrücklich: Heinrich von Ofterdingen — Heinrich von Ofterdingen — Heinrich von Ofterdingen! —

Und als habe Heinrich unbemerkt dicht an den Schranken auf das Verhallen des letzten Rufs gewartet, so stand er plötzlich bei dem Marschall in der Mitte des Kreises. Er verneigte sich vor dem Landgrafen und sprach mit festem Ton, er sey gekommen nach dem Willen des Landgrafen in den Kampf zu gehen mit dem Meister, der sich gegenüberstellen werde, und wolle sich unterwerfen dem Urtheil der erwählten Schiedsrichter. Darauf trat der Marschall vor die Meister hin mit einem silbernen Gefäß, aus dem jeder ein Loos ziehen mußte.

So wie Wolfframb von Eſchinbach ſein Loos entwickelte fand er das Zeichen des Meiſters, der zum Kampf beſtimmt ſeyn ſollte. Todesſchrecken wollte ihn übermannen, als er gedachte, wie er nun gegen den Freund kämpfen ſollte, doch bald war es ihm, als ſey es ja eben die gnadenreiche Macht des Himmels, die ihn zum Kämpfer erwählt. Beſiegt würde er ja gerne ſterben, als Sieger aber auch eher ſelbſt in den Tod gehen, als zugeben, daß Heinrich von Oſterdingen unter der Hand des Henkers ſterben ſolle. Freudig mit heitrem Antlitz begab er ſich auf den Platz. Als er nun dem Freunde gegenüber ſaß und ihm ins Antlitz ſchaute, befiel ihn ein ſeltſames Grauen. Er ſah des Freundes Züge, aber aus dem leichenblaſſen Geſicht funkelten unheimlich glühende Augen ihn an, er mußte an Naſias denken.

Heinrich von Oſterdingen begann ſeine Lieder und Wolfframb wollte ſich beinah entſetzen, als er daſſelbe vernahm, was Naſias in jener verhängnißvollen Nacht geſungen. Er faßte ſich jedoch mit Gewalt zuſammen und antwortete ſeinem Gegner mit einem hochherrlichen Liede, daß der Jubel von tauſend Zungen in die Lüfte emportönte und das Volk ihm ſchon den Sieg zuerkennen wollte. Auf den Befehl des Landgrafen mußte jedoch Heinrich von Oſterdingen weiter ſingen. Heinrich begann nun Lieder, die in den wunderlichſten Weiſen ſolche Luſt des Lebens athmeten, daß, wie von dem glutvollen Blütenhauch der Gewächſe des fernen Indiens berührt, alle in ſüße Betäubung verſanken. Selbſt Wolfframb von Eſchinbach fühlte ſich entrückt in ein fremdes Gebiet, er konnte ſich nicht auf ſeine Lieder, nicht mehr auf ſich ſelbſt beſinnen. In dem Augenblick entſtand am Eingange des Kreiſes ein Geräuſch, die Zuſchauer wichen auseinander. Wolfframb durchbebte ein

electrischer Schlag, er erwachte aus dem träumerischen Hinbrüten, er blickte hin, und o Himmel: eben schritt die Dame Mathilde in aller Holdseligkeit und Anmuth, wie zu jener Zeit, als er sie zum erstenmale im Garten auf der Wartburg sah, in den Kreis. Sie warf den seelenvollsten Blick der innigsten Liebe auf ihn. Da schwang sich die Lust des Himmels, das glühendste Entzücken jubelnd empor in demselben Liede, womit er in jener Nacht den Bösen bezwungen. Das Volk erkannte ihm mit stürmischem Getöse den Sieg zu. Der Landgraf erhob sich mit den Schiedsrichtern. Trompeten ertönten, der Marschall nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihn dem Sänger zu bringen. Stempel rüstete sich sein Amt zu verrichten, aber die Schergen, die den Besiegten fassen wollten, griffen in eine schwarze Rauchwolke, die sich brausend und zischend erhob und schnell in den Lüften verdampfte. Heinrich von Ofterdingen war verschwunden auf unbegreifliche Weise. Verwirrt, Entsetzen auf den bleichen Gesichtern, lief alles durcheinander; man sprach von Teufelsgestalten, von bösem Spuck. Der Landgraf versammelte aber die Meister um sich und redete also zu ihnen: „Ich verstehe wohl jetzt, was „Meister Klingsohr eigentlich gemeint hat, wenn er so selt„sam und wunderlich über den Kampf der Sänger sprach und „durchaus nicht selbst entscheiden wollte, und mag es ihm „wohl Dank wissen, daß sich alles so fügte. Ist es nun Hein„rich von Ofterdingen selbst gewesen, der sich in den Kampf „stellte, oder einer, den Klingsohr sandte, statt des Schülers, „das gilt gleich. Der Kampf ist entschieden, Euch zu Gun„sten, ihr meine wackern Meister, und laßt uns nun in Ruhe „und Einigkeit die herrliche Kunst des Gesanges ehren und „nach Kräften fördern!“ —

Einige Diener des Landgrafen, die die Burgwacht gehabt, ſagten aus, wie zur ſelben Stunde, als Wolfframb von Eſchinbach den vermeintlichen Heinrich von Oſterdingen beſiegt hatte, eine Geſtalt, beinahe anzuſehen wie Meiſter Klingsohr, auf einem ſchwarzen ſchnaubenden Roſſe durch die Burgpforten davon geſprengt ſey.

Beſchluß.

Die Gräfin Mathilde hatte ſich indeſſen nach dem Garten der Wartburg begeben und Wolfframb von Eſchinbach war ihr dahin nachgefolgt.

Als er ſie nun fand, wie ſie unter ſchönen blühenden Bäumen auf einer blumigen Raſenbank ſaß, die Hände auf den Schooß gefaltet, das ſchöne Haupt in Schwermuth niedergeſenkt zur Erde, da warf er ſich der holden Frau zu Füßen, keines Wortes mächtig. Mathilde umfing voll ſehnſüchtigen Verlangens den Geliebten. Beide vergoſſen heiße Thränen vor ſüßer Wehmuth, vor Liebesſchmerz. „Ach Wolfframb,“ ſprach Mathilde endlich, „ach Wolfframb, welch ein böſer „Traum hat mich berückt, wie habe ich mich, ein unbedachtſames verblendetes Kind, hingegeben dem Böſen, der mir „nachſtellte? Wie habe ich mich gegen Dich vergangen! Wirſt „du mir denn verzeihen können!“

Wolfframb ſchloß Mathilden in ſeine Arme und drückte zum erſtenmal brennende Küſſe auf den ſüßen Roſenmund der holdſeligſten Frau. Er verſicherte, wie ſie fortwährend in ſeinem Herzen gelebt, wie er der böſen Macht zum Trotz ihr treu geblieben, wie nur ſie allein, die Dame ſeiner Gedanken,

ihn zu dem Liede begeistert, vor dem der Böse gewichen. „O,“ sprach Mathilde, „o mein Geliebter, laß es Dir nur sagen, „auf welche wunderbare Weise Du mich errettet hast aus den „bösen Schlingen, die mir gelegt. In einer Nacht, nur kurze „Zeit ist darüber verstrichen, umfingen mich seltsame, grauen„volle Bilder. Selbst wußt' ich nicht, war es Lust oder „Quaal, was meine Brust so gewaltsam zusammenpreßte, „daß ich kaum zu athmen vermochte. Von unwiderstehlichem Drange getrieben, fing ich an, ein Lied aufzuschreiben, ganz nach der Art meines unheimlichen Meisters, aber „da betäubte ein wunderliches halb wohllautendes, halb widrig„klingendes Getön meine Sinne und es war, als habe ich „statt des Liedes die schauerliche Formel aufgeschrieben, deren „Bann die finstre Macht gehorchen müsse. Eine wilde entsetzliche Gestalt stieg auf, umfaßte mich mit glühenden Armen „und wollte mich hinabreißen in den schwarzen Abgrund. Doch „plötzlich leuchtete ein Lied durch die Finsterniß, dessen Töne „funkelten wie milder Sternenschimmer. Die finstre Gestalt „hatte ohnmächtig von mir ablassen müssen, jetzt streckte sie „aufs neue grimmig die glühenden Arme nach mir aus, aber „nicht mich, nur das Lied, das ich gedichtet, konnte sie er„fassen und damit stürzte sie sich kreischend in den Abgrund. „Dein Lied war es, das Lied, das Du heute sangst, das „Lied, vor dem der Böse weichen mußte, war es, was mich „rettete. Nun bin ich ganz dein, meine Lieder sind nur die „treue Liebe zu Dir, deren überschwengliche Seligkeit keine „Worte zu verkünden vermögen!“ — Aufs neue sanken sich die Liebenden in die Arme und konnten nicht aufhören von der überstandnen Quaal, von dem süßen Augenblick des Wiederfindens zu reden.

Mathilde hatte aber in derſelben Nacht, in welcher Wolfframb den Naſias völlig überwand, im Traum das Lied deutlich gehört und verſtanden, welches Wolfframb damals in der höchſten Begeiſterung der innigſten frömmſten Liebe ſang, und dann auf der Wartburg im Kampf ſeinen Gegner beſiegend wiederholte. —

Wolfframb von Eſchinbach ſaß zur ſpäten Abendzeit einſam, auf neue Lieder ſinnend, in ſeinem Gemach. Da trat ſein Hauswirth Gottſchalk zu ihm hinein und rief freudig: „O „mein edler, würdiger Herr, wie habt Ihr mit Eurer hohen „Kunſt doch den Böſen beſiegt. Verlöſcht von ſelbſt ſind die „häßlichen Worte in Eurem Gemach. Tauſend Dank ſey Euch „gezollt. — Aber hier trage ich etwas für Euch bei mir, das „in meinem Hauſe abgegeben worden zur weiteren Förderung.“ Damit überreichte Gottſchalk ihm einen zuſammengefalteten, mit Wachs wohlverſiegelten Brief.

Wolfframb von Eſchinbach ſchlug den Brief auseinander. Er war von Heinrich von Oſterdingen und lautete alſo:

„Ich begrüße Dich, mein herzlicher Wolfframb! wie einer, „der von der böſen Krankheit geneſen iſt, die ihm den ſchmerz„lichſten Tod drohte. Es iſt mir viel ſeltſames begegnet, doch — „laß mich ſchweigen über die Unbill einer Zeit, die hinter mir „liegt wie ein dunkles, undurchdringliches Geheimniß. Du „wirſt noch der Worte gedenken, die Du ſprachſt, als ich mich voll „thörigten Uebermuths der innern Kraft rühmte, die mich über „Dich, über alle Meiſter erhöhe. Du ſagteſt damals, vielleicht „würde ich mich plötzlich an dem Rande eines tiefen boden„loſen Abgrunds befinden, preisgegeben den Wirbeln des „Schwindels und dem Abſturz nahe; dann würdeſt Du feſten „Muthes hinter mir ſtehen, und mich feſthalten mit ſtarken

„Armen. Wolfframb! es iſt geſchehen, was deine ahnende „Seele damals weisſagte. An dem Rande des Abgrundes „ſtand ich und du hieltſt mich feſt, als ſchon verderbliche „Schwindel mich betäubten. Dein ſchöner Sieg iſt es, der, „indem er Deinen Gegner vernichtete, mich dem frohen Leben „wiedergab. Ja mein Wolfframb! vor Deinem Liede ſanken „die mächtigen Schleier, die mich umhüllten, und ich ſchaute „wieder zum heitern Himmel empor. Muß ich Dich denn deß„halb nicht doppelt lieben? — Du haſt den Klingsohr als „hohen Meiſter erkannt. Er iſt es; aber wehe dem, der nicht „begabt mit der eigenthümlichen Kraft, die ihm eigen, es wagt „ihm gleich entgegenzuſtreben dem finſtern Reich, das er ſich „erſchloſſen. — Ich habe dem Meiſter entſagt, nicht mehr „ſchwanke ich troſtlos umher an den Ufern des Höllenfluſſes, „ich bin wiedergegeben der ſüßen Heimath. — Mathilde! — „Nein es war wohl nicht die herrliche Frau, es war ein un„heimlicher Spuk, der mich erfüllte mit trügeriſchen Bildern „eitler irdiſcher Luſt! — Vergiß, was ich im Wahnſinn that. „Grüße die Meiſter und ſage ihnen, wie es jetzt mit mir „ſteht. Lebe wohl, mein innig geliebter Wolfframb. Vielleicht „wirſt du bald von mir hören!“

Einige Zeit war verſtrichen, da kam die Nachricht nach der Wartburg, daß Heinrich von Ofterdingen ſich am Hofe des Herzogs von Oeſterreich, Leopolds des Siebenten befinde, und viele herrliche Lieder ſinge. Bald darauf erhielt der Landgraf Hermann eine ſaubere Abſchrift derſelben nebſt den dabei geſetzten Singweiſen. Alle Meiſter freuten ſich herzinniglich, da ſie überzeugt wurden, daß Heinrich von Ofterdingen allem Falſchen entſagt und trotz aller Verſuchung des Böſen doch ſein reines frommes Sängergemüth bewahrt hatte.

So war es Wolframbs von Eſchinbach hohe, dem reinſten Gemüth entſtrömende Kunſt des Geſanges, die im glorreichen Siege über den Feind die Geliebte rettete und den Freund vom böslichen Verderben.

Die Freunde urtheilten über Cyprians Erzählung auf verſchiedene Weiſe. Theodor verwarf ſie ganz und gar. Er behauptete, Cyprian habe ihm das ſchöne Bild von dem im tiefſten Gemüth begeiſterten Heinrich von Oſterdingen, wie es ihm aus dem Novalis aufgegangen, durchaus verdorben. Der herrliche Jüngling erſcheine, ſo wie er ihn dargeſtellt, unſtet, wild, im Innerſten zerriſſen, ja beinahe ruchlos. Vorzüglich aber tadelte Theodor, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange gar nicht zum Singen kämen. Ottmar pflichtete ihm zwar bey, meinte indeſſen, daß wenigſtens die Viſion im Vorbericht ſerapiontiſch zu nennen. Cyprian möge ſich nur hüten irgend eine alte Chronik aufzuſchlagen, da ſolche Leſerei ihn, wie Figura zeige, ſehr leicht in ein fremdes Gebiet verlocke, in dem er, ein nicht heimiſcher Fremdling und mit keinem ſonderlichen Ortſinn begabt, in allen nur möglichen Irrwegen umherſchwanke, ohne jemals den richtigen Steg und Weg finden zu können.

Cyprian ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, ſprang heftig auf, trat vor den Kamin und war im Begriff ſein zuſammengerolltes Manuſkript in das lodernde Feuer zu werfen.

Da erhob ſich Lothar, ſchritt raſch auf den verſtimmten Freund los, drehte ihn bey den Schultern herum, laut auflachend, und ſprach dann einen feierlichen Ton annehmend: Widerſtehe, o mein Cyprianus! tapfer dem böſen Dichterhoch-

muths-Teufel, der Dich eben zupft und Dir allerlei häßliche Dinge in die Ohren raunt. Ich will Dich anreden mit der Beſchwörungsformel des wackern Junkers Tobias von Rüly. „Komm, komm! Tuck Tuck! — Mann! es ſtreitet gegen alle Ehrbarkeit mit dem Teufel Knicker zu ſpielen. Fort mit dem garſtigen Schornſteinfeger!“ — Ha! Dein Geſicht heitert ſich auf — Du lächelſt? — Siehſt Du nun wohl, wie ich Macht habe über den Böſen? — Aber nun will ich heilenden Balſam träufeln auf die Wunden, die Dir der Freunde ſcharfe Reden geſchlagen. Nennt Ottmar den Vorbericht ſerapiontiſch, ſo möchte ich daſſelbe von der Erſcheinung Klingsohrs und des feurigen Teufels Naſias behaupten. Auch dünkt mir der kleine wimmernde automatiſche Sekretair kein zu verwerfender Schnörkel. Tadelt Theodor die Art wie Du den Heinrich von Oſterdingen dargeſtellt, ſo fandeſt Du wenigſtens zu Deinem Bilde die Vorzeichnung im Wagenſeil. Meinte er aber, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange nicht zum Singen kommen, ſo weiß ich in der That nicht recht, was er damit ſagen will. Er weiß es vielleicht ſelbſt nicht. Ich will nehmlich nicht hoffen, daß er von Dir verlangt, Du hätteſt einige Verslein als die von den Sängern geſungenen Lieder einſchieben ſollen. Eben daß Du das nicht thateſt, ſondern es der Fantaſie des Leſers überließeſt ſich die Geſänge ſelbſt zu dichten, gereicht Dir zum großen Lob. — Verslein in einer Erzählung wollen wir nemlich deshalb nicht behagen, weil ſie in der Regel matt und lahm dazwiſchen hinken und das Ganze nur fremdartig unterbrechen. Der Dichter, die Schwäche des Stoffs an irgend einer Stelle lebhaft fühlend, greift in der Angſt nach den metriſchen Krücken. Hilft er ſich aber damit auch wirklich weiter, ſo iſt ſolch ein Schreiten im gleichförmig wackelnden

Klippklapp doch niemals der ſtarke friſche Schritt des Geſunden. Es iſt aber wohl überhaupt eine eigne Myſtifikation unſerer Neueren, daß ſie ihr Heil lediglich in dem äußeren metriſchen Bau ſuchen, nicht bedenkend, daß nur der wahrhaft poetiſche Stoff dem metriſchen Fittig den Schwung giebt. Der ſomnambule Rauſch, den wohlklingende Verſe ohne weitern ſonderlichen Inhalt zu bewirken im Stande ſind, gleicht dem, in den man wohl verfallen mag, bey dem Klappern einer Mühle oder ſonſt! — Es ſchläft ſich herrlich dabey! — Dies alles im Vorbeigehen geſagt für unſern muſikaliſchen Freund Theodor, den oft der Wohlklang leerer Verſe beſticht und den oft ſelbſt ein ſonnettiſcher Wahnſinn befällt, in dem er ganz verwunderliche automatiſche Ungeheuerchen ſchafft. — Nun zurück zu Dir o mein Cyprianus! — Brüſte Dich nicht mit Deinem Kampf der Sänger, denn auch mir will das Ding nicht recht gefallen, aber gerade den Feuertod verdient es nicht! — Folge den Geſetzen des Landes, die die Mißgeburt verſchonen, welche einen menſchlichen Kopf hat. Und nun meine ich ſogar, daß Dein Kind nicht allein keine Mißgeburt zu nennen, ſondern noch dazu nächſt dem menſchlichen Kopf auch nicht übel geformt iſt, nur etwas ſchwächlich in den Gliederchen! —

Cyprian ſchob das Manuſkript in die Taſche und ſprach dann lächelnd: Aber Freunde! kennt Ihr denn nicht meine Art und Weiſe? Wißt Ihr denn nicht, daß, wenn ich mich über etwanigen Tadel meiner Schöpfungen was weniges erboße, dies nur darum geſchieht, weil ich ihre Schwäche und die Richtigkeit des Tadels recht lebhaft im Innern fühle! — Doch aber nun kein Wort mehr von meiner Erzählung. —

Die Freunde kamen im Geſpräch bald auf den myſtiſchen Vinzenz und ſeinen Wunderglauben zurück. Cyprian meinte,

dieſer Glauben müſſe in jedem wahrhaft poetiſchen Gemüth wohnen, und eben deshalb habe auch Jean Paul über den Magnetismus ſolche hochherrliche Worte ausgeſprochen, daß eine ganze Welt voll hämiſcher Zweifel dagegen nicht aufkomme. Nur in der Poeſie liege die tiefere Erkenntniß alles Seyns. Die poetiſchen Gemüther wären die Lieblinge der Natur und thöricht ſey es zu glauben, daß ſie zürnen ſolle, wenn dieſe Lieblinge darnach trachteten das Geheimniß zu errathen, das ſie mit ihren Schleiern bedecke, aber nur wie eine gute Mutter, die das köſtliche Geſchenk den Kindern verhüllt, damit ſie ſich deſto mehr freuen ſollen, wenn, iſt ihnen die Enthüllung gelungen, die herrliche Gabe hervorfunkelt. „Doch nun, fuhr Cyprian fort, vorzüglich Dir Ottmar zu Gefallen, ganz praktiſch geſprochen: wem, der die Geſchichte des Menſchengeſchlechts mit tieferm Blick durchſpäht, kann es entgehen, daß, ſo wie eine Krankheit gleich einem verheerenden Ungeheuer hervortritt, die Natur ſelbſt auch die Waffen herbeiſchafft es zu bekämpfen, zu beſiegen. Und kaum iſt dies beſiegt als ein anderes Unthier neues Verderben bereitet und auch wieder neue Waffen werden erfunden und ſo bewährt ſich der ewige Kampf der den Lebensprozeß, den Organismus der ganzen Welt bedingt. — Wie wenn in dieſer alles vergeiſtigenden Zeit, in dieſer Zeit, da die innige Verwandſchaft, der geheimnißvolle Verkehr des phyſiſchen und pſychiſchen Prinzips klarer, bedeutender hervortritt, da jede Krankheit des Körpers ſich ausſpricht im pſychiſchen Organismus, wie wenn da der Magnetismus die im Geiſt geſchaffene Waffe wäre die uns die Natur ſelbſt darreicht, das im Geiſt wohnende Uebel zu bekämpfen?“ —

Halt halt, rief Ottmar, wo gerathen wir hin! — Schon viel zu viel ſchwatzten wir zuvor von einer Materie die für uns

doch ein fremdes Gebiet bleibt, in dem wir nur einige durch Farbe und Aroma verlockende Früchtlein pflücken zum poetiſchen Verbrauch, oder woraus wir höchſtens ein hübſches Bäumchen verpflanzen dürfen in unſern kleinen poetiſchen Garten. Wie freute ich mich, daß Cyprians Erzählung das ermüdende Geſpräch unterbrach, und nun laufen wir Gefahr tiefer hinein zu fallen als vorher. — Von was anderm! — Doch ſtill! — erſt geb' ich Euch einen kleinen Pezzo von unſeres Freundes myſtiſchen Bemühungen der Euch munden wird. — Die Sache iſt kürzlich dieſe. — Vor geraumer Zeit war ich in einen kleinen Abendzirkel geladen, den unſer Freund mit einigen Bekannten gebildet. Geſchäfte hielten mich auf, es war ſehr ſpät geworden als ich hinging. Deſto mehr wunderte ich mich, daß, als ich vor die Stubenthüre trat, drinnen auch nicht das kleinſte Geräuſch, nicht der leiſeſte Laut zu vernehmen war. Sollte denn noch niemand ſich eingefunden haben? So dacht ich und drückte leiſe die Thüre auf. Da ſitzt mein Freund mir gegenüber mit den andern um einen kleinen Tiſch herum. Und alle ſteif und ſtarr wie Bildſäulen ſchauen todtenbleich, im tiefſten Schweigen herauf in die Höhe. — Die Lichter ſtehen auf einem entfernten Tiſch. Man bemerkt mich gar nicht. Voll Erſtaunen trete ich näher. Da gewahre ich einen goldnen funkelnden Ring, der ſich in den Lüften hin und her ſchwingt und dann ſich im Kreiſe zu bewegen beginnt. Da murmelt dieſer — jener: wunderbar — in der That — unerklärlich — ſeltſam ꝛc. Nun kann ich mich nicht länger halten, ich rufe laut: Aber um des Himmelswillen, was habt ihr vor!

Da fahren ſie alle in die Höhe, aber Freund Vinzenz ruft mit ſeiner gellenden Stimme: Abtrünniger! — obſkurer Nikodemus, der wie ein Nachtwandler hineinſchleicht und die herr-

lichsten Experimente unterbricht! — Wisse daß sich eben eine Erfahrung, die Ungläubige ohne weiteres in die Kathegorie der fabelhaften Wunder stellten, auf das herrlichste bewährt hat. Es kam darauf an, bloß durch den fest fixirten Willen die Pendulschwingungen eines Ringes zu bestimmen. — Ich unternahm es meinen Willen zu fixiren und dachte fest die kreisförmige Schwingung. Lange, lange blieb der an einem seidnen Faden an der Decke befestigte Ring ruhig, doch endlich bewegte er sich in scharfer Diagonale nach mir her und begann eben den Kreis als Du uns unterbrachst. „Wie, sprach ich, wie wär' es aber, lieber Vinzenz, wenn nicht Dein fester Wille, sondern der Luftzug, der hineinströmte als ich die Thüre öffnete, den halsstarrig still hängenden Ring zur Schwingung vermocht?" — O Prosaiker, Prosaiker, rief Vinzenz; aber alle lachten! —

Ey, sprach Theodor, die Pendulschwingungen des Ringes haben mich einmal halb wahnsinnig gemacht. So viel ist nämlich gewiß und jeder kann es versuchen, daß die Schwingungen eines goldnen einfachen Ringes, den man an einem feinen Faden über die flache Hand hält, sich ganz entschieden nach dem innern Willen bestimmen. Nicht beschreiben kann ich aber, wie tief, wie spukhaft diese Erfahrung auf mich wirkte. Unermüdlich ließ ich den Ring nach meinem Willen in den verschiedensten Richtungen sich schwingen. Zuletzt ging ich ganz fantastischer Weise so weit, daß ich mir ein förmliches Orakel schuf. Ich dachte nämlich im Innern: wird dies oder jenes geschehen so soll der Ring die Diagonale vom kleinen Finger zum Daumen beschreiben, geschieht es nicht, aber die Fläche der Hand queer durchschneiden u. s. w.

Allerliebst, rief Lothar, Du statuirtest also in Deinem eignen Innern ein höheres geistiges Prinzip das auf mystische

Weiſe von Dir beſchworen ſich Dir kund thun ſollte. Da haſt Du den wahren spiritum familiarem, den Sokratiſchen Genius. — Nun giebt es nur noch einen ganz kleinen Schritt bis zu den wirklichen Geſpenſter- und Spukgeſchichten, die ſehr bequem in der Einwirkung eines fremden pſychiſchen Prinzips ihren Grund finden können.

Und, nahm Cyprian das Wort, und dieſen Schritt thue ich wirklich indem ich Euch auf der Stelle den wackerſten Spuk auftiſche den es jemals gegeben. — Die Geſchichte hat das eigenthümliche, daß ſie von glaubhaften Perſonen verbürgt iſt, und daß ich ihr allein die aufgeregte, oder wenn Ihr wollt, verſtörte Stimmung zuſchreiben muß, die Lothar vorhin an mir bemerken wollte.

Cyprian ſtand auf und ging, wie er zu thun pflegte, wenn irgend etwas ſo ſein ganzes inneres Gemüth erfüllte, daß er die Worte ordnen mußte, um es auszuſprechen, im Zimmer einigemal auf und ab.

Die Freunde lächelten ſich ſchweigend an. Man las in ihren Blicken: Was werden wir nur wieder abentheuerliches hören! —

Cyprian ſetzte ſich und begann:

Ihr wißt, daß ich mich vor einiger Zeit, und zwar kurz vor dem letzten Feldzuge auf dem Gute des Obriſten von P. befand. Der Obriſte war ein muntrer jovialer Mann, ſo wie ſeine Gemahlin die Ruhe, die Unbefangenheit ſelbſt.

Der Sohn befand ſich als ich dorten war, bei der Armee, ſo daß die Familie außer dem Ehepaar nur noch aus zwei Töchtern und einer alten Franzöſin beſtand, die eine Art von Gouvernante vorzuſtellen ſich mühte, unerachtet die Mädchen ſchon über die Zeit des Gouvernirens hinaus ſchienen. Die

älteſte war ein munteres Ding bis zur Ausgelaſſenheit lebendig, nicht ohne Geiſt, aber ſo wie ſie nicht fünf Schritte gehen konnte, ohne wenigſtens drei Entrechats zu machen, ſo ſprang ſie auch im Geſpräch, in all ihrem Thun raſtlos von einem Dinge zum andern. Ich hab' es erlebt, daß ſie in weniger als zehn Minuten ſtickte — las — zeichnete — ſang — tanzte — daß ſie in einem Moment weinte um den armen Couſin der in der Schlacht geblieben und die bittern Thränen noch in den Augen in ein hell aufquiekendes Gelächter ausbrach, als die Franzöſin unverſehens ihre Tabacksdoſe über den kleinen Mops ausſchüttete, der ſofort entſetzlich zu nieſen begann, worauf die Alte lamentirte: Ah che fatalita! — ah carino — poverino! — Sie pflegte nämlich mit beſagtem Mops nur in italiäniſcher Zunge zu reden, da er aus Padua gebürtig — und dabei war das Fräulein die lieblichſte Blondine die es geben mag und in allen ihren ſeltſamen Capriccios voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſo daß ſie überall einen unwiderſtehlichen Zauber übte, ohne es zu wollen.

Das ſeltſamſte Widerſpiel bildete die jüngere Schweſter, Adelgunde geheißen. Vergebens ringe ich nach Worten Euch den ganz eignen wunderbaren Eindruck zu beſchreiben den das Mädchen auf mich machte, als ich ſie zum erſten Male ſah. Denkt Euch die ſchönſte Geſtalt, das wunderherrlichſte Antlitz. Aber eine Todtenbläſſe liegt auf Lipp' und Wangen, und die Geſtalt bewegt ſich leiſe, langſam, gemeſſenen Schrittes, und wenn dann ein halblautes Wort von den kaum geöffneten Lippen ertönt und im weiten Saal verklingt, fühlt man ſich von geſpenſtiſchen Schauern durchbebt. — Ich überwand wohl bald dieſe Schauer und mußte, als ich das tief in ſich gekehrte Mädchen zum Sprechen vermocht, mir ſelbſt geſtehen, daß das

seltsame ja spukhafte dieser Erscheinung nur im Aeußern liege, keinesweges sich aber aus dem Innern heraus offenbare. In dem Wenigen was das Mädchen sprach, zeigte sich ein zarter weiblicher Sinn, ein heller Verstand, ein freundliches Gemüth. Keine Spur irgend einer Ueberspannung war zu finden, wiewohl das schmerzliche Lächeln, der thränenschwere Blick wenigstens irgend einen physischen Krankheits-Zustand, der auch auf das Gemüth des zarten Kindes feindlich einwirken mußte, vermuthen ließ. Sehr sonderbar fiel es mir auf, daß die Familie, keinen, selbst die alte Französin nicht, ausgeschlossen, beängstet schien, so wie man mit dem Mädchen sprach und versuchte das Gespräch zu unterbrechen, sich darin manchmal auf gar erzwungene Weise einmischend. Das Seltsamste war aber, daß so wie es Abends acht Uhr geworden, das Fräulein erst von der Französin, dann von Mutter, Schwester, Vater gemahnt wurde sich in ihr Zimmer zu begeben, wie man kleine Kinder zu Bette treibt, damit sie nicht übermüden, sondern fein ausschlafen. Die Französin begleitete sie und so kam es, daß beide niemals das Abendessen, welches um neun Uhr angerichtet wurde, abwarten durften. — Die Obristin, meine Verwunderung wohl bemerkend, warf einmal um jeder Frage vorzubeugen, leicht hin, daß Adelgunde viel kränkle, daß sie vorzüglich Abends um neun Uhr von Fieberanfällen heimgesucht werde, und daß daher der Arzt gerathen sie zu dieser Zeit der unbedingtesten Ruhe zu überlassen. — Ich fühlte, daß es noch eine ganz andere Bewandtniß damit haben müsse, ohne irgend deutliches ahnen zu können. Erst heute erfuhr ich den wahren entsetzlichen Zusammenhang der Sache und das Ereigniß, das den kleinen glücklichen Familien-Kreis auf furchtbare Weise verstört hat. —

Adelgunde war ſonſt das blühendſte munterſte Kind, das man nur ſehen konnte. Ihr vierzehnter Geburtstag wurde gefeiert, eine Menge Geſpielinnen waren dazu eingeladen. — Die ſitzen in dem ſchönen Boskett des Schloßgartens im Kreiſe umher und ſcherzen und lachen und kümmern ſich nicht darum, daß immer finſtrer und finſtrer der Abend heraufzieht, da die lauen Juliuslüfte erquickend wehen und erſt jetzt ihre Luſt recht aufgeht. In der magiſchen Dämmerung beginnen ſie allerlei ſeltſame Tänze indem ſie Elfen und andre flinke Spukgeiſter vorſtellen wollen. „Hört, ruft Adelgunde als es im Boskett ganz finſter geworden, hört Kinder, nun will ich Euch einmal als die weiße Frau erſcheinen, von der unſer alte verſtorbene Gärtner ſo oft erzählt hat. Aber da müßt ihr mit mir kommen bis ans Ende des Gartens, dorthin, wo das alte Gemäuer ſteht.“ — Und damit wickelt ſie ſich in ihren weißen Shawl und ſchwebt leichtfüßig fort durch den Laubgang und die Mädchen laufen ihr nach in vollem Schäckern und Lachen. Aber kaum iſt Adelgunde an das alte halb eingefallene Gewölbe gekommen, als ſie erſtarrt — gelähmt an allen Gliedern ſtehen bleibt. Die Schloßuhr ſchlägt neun. „Seht ihr nichts, ruft Adelgunde mit dem dumpfen hohlen Ton des tiefſten Entſetzens, ſeht ihr nichts — die Geſtalt — die dicht vor mir ſteht — Jeſus! — ſie ſtreckt die Hand nach mir aus — ſeht ihr denn nichts?“ — Die Kinder ſehen nicht das Mindeſte, aber alle erfaßt Angſt und Grauen. Sie rennen fort, bis auf eine, die die beherzteſte ſich ermuthigt, auf Adelgunden zuſpringt, ſie in die Arme faſſen will. Aber in dem Augenblick ſinkt Adelgunde todtähnlich zu Boden. Auf des Mädchens gellendes Angſtgeſchrei eilt alles aus dem Schloſſe herzu. Man bringt Adelgunde hinein. Sie erwacht endlich aus der Ohnmacht und

erzählt an allen Gliedern zitternd, daß, kaum sei sie vor das Gewölbe getreten, dicht vor ihr eine luftige Gestalt, wie in Nebel gehüllt, gestanden und die Hand nach ihr ausgestreckt habe. — Was war natürlicher, als daß man die ganze Erscheinung den wunderbaren Täuschungen des dämmernden Abendlichts zuschrieb. Adelgunde erholte sich in derselben Nacht so ganz und gar von ihrem Schreck, daß man durchaus keine böse Folgen befürchtete, sondern die ganze Sache für völlig abgethan hielt. — Wie ganz anders begab sich Alles! — Kaum schlägt es den Abend darauf neun Uhr, als Adelgunde mitten in der Gesellschaft, die sie umgiebt, entsetzt aufspringt, und ruft: da ist es — da ist es — seht Ihr denn nichts! — dicht vor mir steht es! — Genug seit jenem unglückseeligen Abende behauptete Adelgunde, so wie es Abends neune schlug, daß die Gestalt dicht vor ihr stehe und einige Sekunden weile, ohne daß irgend ein Mensch außer ihr auch nur das mindeste wahrnehmen konnte, oder in irgend einer psychischen Empfindung die Nähe eines unbekannten geistigen Prinzips gespürt haben sollte. Nun wurde die arme Adelgunde für wahnsinnig gehalten und die Familie schämte sich in seltsamer Verkehrtheit dieses Zustandes der Tochter, der Schwester. Daher jene sonderbare Art sie zu behandeln, deren ich erst erwähnte. Es fehlte nicht an Aerzten und an Mitteln die das arme Kind von der fixen Idee, wie man die von ihr behauptete Erscheinung zu nennen beliebte, befreien sollten, aber alles blieb vergebens und sie bat unter vielen Thränen, man möge sie doch nur in Ruhe lassen, da die Gestalt, die in ihren ungewissen unkenntlichen Zügen an und vor sich selbst gar nichts schreckliches habe, ihr kein Entsetzen mehr errege, wiewohl es jedesmal nach der Erscheinung ihr zu Muthe sey als wäre ihr Innerstes mit allen

Gedanken hinausgewendet und ſchwebe körperlos außer ihr ſelbſt umher, wovon ſie krank und matt werde. — Endlich machte der Obriſt die Bekanntſchaft eines berühmten Arztes, der in dem Ruf ſtand, Wahnſinnige auf eine überaus pfiffige Weiſe zu heilen. Als der Obriſt dieſem entdeckt hatte, wie es ſich mit der armen Adelgunde begebe, lachte er laut auf und meinte, nichts ſey leichter als dieſen Wahnſinn zu heilen, der bloß in der überreizten Einbildungskraft ſeinen Grund finde. Die Idee der Erſcheinung des Geſpenſtes ſey mit dem Ausſchlagen der neunten Abendſtunde ſo feſt verknüpft, daß die innere Kraft des Geiſtes ſie nicht mehr trennen könne und es käme daher nur darauf an dieſe Trennung von außen her zu bewirken. Dies könne aber nun wieder ſehr leicht dadurch geſchehen, daß man das Fräulein in der Zeit täuſche und die neunte Stunde vorübergehen laſſe, ohne daß ſie es wiſſe. Wäre dann das Geſpenſt nicht erſchienen, ſo würde ſie ſelbſt ihren Wahn einſehen und phyſiſche Erkräftigungs-Mittel würden dann die Cur glücklich vollenden. — Der unſeelige Rath wurde ausgeführt! — In einer Nacht ſtellte man ſämmtliche Uhren im Schloſſe, ja ſelbſt die Dorfuhr, deren dumpfe Schläge herabſummten, um eine Stunde zurück, ſo daß Adelgunde, ſo wie ſie am frühen Morgen erwachte in der Zeit um eine Stunde irren mußte. Der Abend kam heran. Die kleine Familie war wie gewöhnlich in einem heiter verzierten Eckzimmer verſammelt, kein Fremder zugegen. Die Obriſtin mühte ſich allerlei luſtiges zu erzählen, der Obriſt fing an, wie es ſeine Art war, wenn er vorzüglich bei Laune, die alte Franzöſin ein wenig aufzuziehen, worin ihm Auguſte (das ältere Fräulein) beiſtand. Man lachte, man war fröhlicher als je. — Da ſchlägt die Wanduhr achte (es war alſo die neunte Stunde) und leichenblaß ſinkt Adel-

gunde in den Lehnſeſſel zurück — das Nähzeug entfällt ihren Händen! Dann erhebt ſie ſich, alle Schauer des Entſetzens im Antlitz, ſtarrt hin in des Zimmers öden Raum, murmelt dumpf und hohl: — Was! — eine Stunde früher? — ha ſeht ihr's? — ſeht ihr's? — da ſteht es dicht vor mir — dicht vor mir! — Alle fahren auf vom Schrecken erfaßt, aber als niemand auch nur das mindeſte gewahrt, ruft der Obriſt: Adelgunde! — faſſe dich! — es iſt nichts, es iſt ein Hirngeſpinſt, ein Spiel deiner Einbildungskraft, was dich täuſcht, wir ſehen nichts, gar nichts und müßten wir, ließe ſich wirklich dicht vor dir eine Geſtalt erſchauen, müßten wir ſie nicht eben ſo gut wahrnehmen als Du? — Faſſe dich — faſſe dich Adelgunde! — „O Gott — o Gott, ſeufzt Adelgunde, will man mich denn wahnſinnig machen! — Seht da ſtreckt es den weißen Arm lang aus nach mir — es winkt.“ — Und wie willenlos, unverwandten ſtarren Blickes, greift nun Adelgunde hinter ſich, faßt einen kleinen Teller der zufällig auf dem Tiſche ſteht, reicht ihn vor ſich hin in die Luft, läßt ihn los — und der Teller, wie von unſichtbarer Hand getragen, ſchwebt langſam im Kreiſe der Anweſenden umher und läßt ſich dann leiſe auf den Tiſch nieder! — Die Obriſtin, Auguſte lagen in tiefer Ohnmacht, der ein hitziges Nervenfieber folgte. Der Obriſt nahm ſich mit aller Kraft zuſammen, aber man merkte wohl an ſeinem verſtörten Weſen die tiefe feindliche Wirkung jenes unerklärlichen Phänomens.

Die alte Franzöſin hatte, auf die Knie geſunken, das Geſicht zur Erde gebeugt, ſtill gebetet, ſie blieb ſo wie Adelgunde frei von allen böſen Folgen. In kurzer Zeit war die Obriſtin hingerafft. Auguſte überſtand die Krankheit, aber wünſchenswerther war gewiß ihr Tod, als ihr jetziger Zuſtand. — Sie,

die volle herrliche Jugendluſt ſelbſt, wie ich ſie erſt beſchrieben, iſt von einem Wahnſinn befallen, der mir wenigſtens grauenvoller, entſetzlicher vorkommt als irgend einer, den jemals eine fixe Idee erzeugte. Sie bildet ſich nämlich ein, ſie ſey jenes unſichtbare körperloſe Geſpenſt Adelgundens, flieht daher alle Menſchen oder hütet ſich wenigſtens, ſobald ein anderer zugegen, zu reden, ſich zu bewegen. Kaum wagt ſie es zu athmen, denn feſt glaubt ſie, daß, verrathe ſie ihre Gegenwart auf dieſe, jene Weiſe, jeder vor Entſetzen des Todes ſeyn müſſe. Man öffnet ihr die Thüre, man ſetzt ihr Speiſen hin, dann ſchlüpft ſie verſtohlen hinein und heraus — ißt eben ſo heimlich u. ſ. w. Kann ein Zuſtand quaalvoller ſeyn? —

Der Obriſt ganz Gram und Verzweiflung folgte den Fahnen zum neuen Feldzuge. Er blieb in der ſiegreichen Schlacht bei W. — Merkwürdig, höchſt merkwürdig iſt es, daß Adelgunde ſeit jenem verhängnißvollen Abende von dem Fantom befreit iſt. Sie pflegt getreulich die kranke Schweſter und ihr ſteht die alte Franzöſin bei. So wie Sylveſter mir heute ſagte, iſt der Oheim der armen Kinder hier, um mit unſerm wackern R— über die Kurmethode, die man allenfalls bei Auguſten verſuchen könne, zu Rathe zu gehen. — Gebe der Himmel daß die unwahrſcheinliche Rettung möglich.

Cyprian ſchwieg und auch die Freunde blieben ſtill indem ſie gedankenvoll vor ſich hinſchauten. Endlich brach Lothar los: das iſt ja eine ganz verdammte Spukgeſchichte! — Aber ich kann's nicht läugnen, mir bebt die Bruſt, unerachtet mir das ganze Ding mit dem ſchwebenden Teller kindiſch und abgeſchmackt bedünken will. „Nicht ſo raſch, nahm Ottmar das Wort, nicht ſo raſch lieber Lothar! — Du weißt, was ich von Spukgeſchichten halte, Du weißt, daß ich mich gegen alle

Viſionairs damit brüſte, daß die Geiſterwelt, unerachtet ich ſie oft mit verwogener Keckheit in die Schranken rief, noch niemals ſich bemühte mich für meinen Frevel zu züchtigen, aber Cyprians Erzählung giebt einen ganz andern Punkt zu bedenken, als den der bloßen chimäriſchen Spukerei. — Mag es mit Adelgundens Fantom, mag es mit dem ſchwebenden Teller denn nun eine Bewandniß gehabt haben welche es wolle, genug die Thatſache bleibt ſtehen: daß ſich an jenem Abende in dem Kreiſe der Familie des Obriſten von P. etwas zutrug, worüber drei Perſonen zu gleicher Zeit in einen ſolchen verſtörten Gemüthszuſtand geriethen, der bei einer den Tod, bei der andern Wahnſinn herbeiführte, wollen wir nicht auch, wenigſtens mittelbar, den Tod des Obriſten jenem Ereigniß zuſchreiben. Denn eben fällt mir ein von Offizieren gehört zu haben, der Obriſt ſey beim Angriff plötzlich wie von Furien getrieben ins feindliche Feuer hineingeſprengt. Nun iſt aber auch die Geſchichte mit dem Teller ſo ohne alle Staffirung gewöhnlicher Spukgeſchichten, ſelbſt die Stunde allem ſpukiſchen Herkommen entgegen, und das Ganze ſo ungeſucht, ſo einfach, daß gerade in der Wahrſcheinlichkeit die das Unwahrſcheinlichſte dadurch erhält, für mich das Grauenhafte liegt. Doch, nehmen wir an, daß Adelgundens Einbildung, Vater, Mutter, Schweſter, mit fortriß, daß der Teller nur innerhalb ihres Gehirns im Kreiſe umherſchwebte, wäre dieſe Einbildung in einem Moment wie ein elektriſcher Schlag drei Perſonen zum Tode treffend, nicht eben der entſetzlichſte Spuk den es geben könnte?" —

Allerdings, ſprach Theodor, und ich theile mit Dir Ottmar, das lebhafte Gefühl, daß gerade in der Einfachheit der Geſchichte ihre tiefſten Schauer liegen. — Ich kann mir es denken, daß ich den plötzlichen Schreck irgend einer grauen-

haften Erſcheinung wohl ertragen könnte, das unheimliche, den äußern Sinn in Anſpruch nehmende Treiben eines unſichtbaren Weſens, würde mich dagegen unfehlbar wahnſinnig machen. Es iſt das Gefühl der gänzlichen hülfloſeſten Ohnmacht, das den Geiſt zermalmen müßte. Ich erinnere mich, daß ich dem tiefſten Grauſen kaum widerſtehen konnte, daß ich wie ein einfältiges verſchüchtertes Kind nicht allein in meinem Zimmer ſchlafen mochte als ich einſt von einem alten Muſiker las, den ein entſetzlicher Spuk mehrere Zeit hindurch verfolgte und ihn auch beinahe zum hellen Wahnſinn trieb. Nachts ſpielte nehmlich ein unſichtbares Weſen auf ſeinem Flügel die wunderbarſten Kompoſitionen mit der Kraft und Fertigkeit des vollendeten Meiſters. Er hörte jeden Ton, er ſah wie die Taſten niedergedrückt wurden, wie die Saiten zitterten, aber nicht den leiſeſten Schimmer einer Geſtalt. —

Nein, rief Lothar, nein es iſt nicht auszuhalten, wie das Tolle wieder unter uns luſtig fortwuchert! — Ich hab' es Euch geſtanden, daß mir der verdammte Teller das Innerſte aufgeregt hat. Ottmar hat Recht; hält man ſich nur an das Reſultat irgend eines Ereigniſſes das ſich wirklich begeben, ſo iſt dies Reſultat der gräßlichſte Spuk den es geben kann. Ich verzeihe deshalb unſerm Cyprian die verſtörte Stimmung, die er beim Eintreten merken ließ, die aber jetzt ſchon ziemlich nachgelaſſen. Doch jetzt kein Wort mehr von allem geſpenſtiſchen Unweſen. — Schon längſt bemerke ich, daß Ottmar'n ein Manuſkript aus der Buſentaſche hervorkuckt auf Erlöſung hoffend. Mag er es denn erlöſen!

Nein, nein, ſprach Theodor, der Strom der in krauſen Wellen daher brauste muß ſanft abgeleitet werden, und dazu iſt ein Fragment ſehr tauglich, das ich vor langer Zeit, beſon-

ders dazu angeregt, aufſchrieb. Es kommt viel Myſtiſches darin vor, an pſychiſchen Wundern und ſeltſamen Hypotheſen iſt auch gar kein Mangel, und doch lenkt es hübſch ein ins gewöhnliche Leben.

Theodor las:

Die Automate.

Der redende Türke machte allgemeines Aufſehen, ja er brachte die ganze Stadt in Bewegung, denn Jung und Alt, Vornehm und Gering ſtrömte vom Morgen bis in die Nacht hinzu, um die Orakelſprüche zu vernehmen, die von den ſtarren Lippen der wunderlichen lebendigtodten Figur den Neugierigen zugeflüſtert wurden. Wirklich war auch die ganze Einrichtung des Automats von der Art, daß jeder das Kunſtwerk von allen ähnlichen Tändeleien, wie ſie wohl öfters auf Meſſen und Jahrmärkten gezeigt werden, gar ſehr unterſcheiden und ſich davon angezogen fühlen mußte. In der Mitte eines nicht eben großen nur mit dem nothwendigſten Geräth verſehenen Zimmers ſaß die lebensgroße, wohlgeſtaltete Figur, in reicher geſchmackvoller türkiſcher Kleidung, auf einem niedrigen wie ein Dreifuß geformten Seſſel, den der Künſtler auf Verlangen wegrückte, um jede Vermuthung der Verbindung mit dem Fußboden zu widerlegen, die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen frei ſtehenden Tiſch gelegt. Die ganze Figur war, wie geſagt, in richtigen Verhältniſſen wohlgeſtaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine wahrhaft orientaliſch geiſtreiche Phyſiognomie gab dem Ganzen ein Leben, wie man es ſelten bei Wachsbildern, wenn ſie ſelbſt den charaktervollen Geſichtern geiſtreicher Men-

ſchen nachgeformt ſind, findet. Ein leichtes Geländer umſchloß das Kunſtwerk und wehrte den Anweſenden das nahe Hinzutreten, denn nur der, welcher ſich von der Struktur des Ganzen, ſo weit es der Künſtler ſehen laſſen konnte, ohne ſein Geheimniß zu verrathen überzeugen wollte, oder der eben Fragende durfte in das Innere und dicht an die Figur treten. Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Türken die Frage ins rechte Ohr geflüſtert, ſo drehte er erſt die Augen, dann aber den ganzen Kopf nach dem Fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde ſtrömte, daß die leiſe Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Jedesmal wenn einige Antworten gegeben worden, ſetzte der Künſtler einen Schlüſſel in die linke Seite der Figur ein, und zog mit vielem Geräuſch ein Uhrwerk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künſtliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß hatten, indeſſen doch augenſcheinlich ſo viel Platz einnahmen, daß ſich in dem übrigen Theil der Figur unmöglich ein Menſch, war er auch kleiner, als der berühmte Zwerg Auguſts, der aus der Paſtete kroch, verbergen konnte. Nächſt der Bewegung des Kopfs, die jedesmal vor der Antwort geſchah, pflegte der Türke auch zuweilen den rechten Arm zu erheben und entweder mit dem Finger zu drohen, oder mit der ganzen Hand gleichſam die Frage abzuweiſen. Geſchah dieſes, ſo konnte nur das wiederholte Andringen des Fragers eine mehrentheils zweideutige oder verdrießliche Antwort bewirken, und eben auf dieſe Bewegungen des Kopfs und Armes mochte ſich wohl jenes Räderwerk beziehen, unerachtet auch hier die Rückwirkung eines denkenden Weſens unerläßlich ſchien. Man

erſchöpfte ſich in Vermuthungen über das Medium der wunderbaren Mittheilung, man unterſuchte Wände, Nebenzimmer, Geräth, alles vergebens. Die Figur, der Künſtler waren von den Argusaugen der geſchickteſten Mechaniker umgeben, aber je mehr er ſich auf dieſe Art bewacht merkte, deſto unbefangener war ſein Betragen. Er ſprach und ſcherzte in den entlegenſten Ecken des Zimmers mit den Zuſchauern und ließ ſeine Figur wie ein ganz für ſich beſtehendes Weſen, das irgend einer Verbindung mit ihm nicht bedürfe, ihre Bewegungen machen und Antworten ertheilen; ja er konnte ſich eines gewiſſen ironiſchen Lächelns nicht enthalten, wenn der Dreifuß und der Tiſch auf allen Seiten herumgedreht und durchgeklopft, ja in die herabgenommene und weiter ans Licht gebrachte Figur mit Brillen und Vergrößerungsgläſern hineingeſchaut wurde, und dann die Mechaniker verſicherten, der Teufel möge aus dem wunderlichen Räderbau klug werden. Alles blieb vergebens und die Hypotheſe, daß der Hauch, der aus dem Munde der Figur ſtröme, leicht durch verborgene Ventile hervorgebracht werden könne, und der Künſtler ſelbſt als ein trefflicher Bauchredner die Antworten ertheile, wurde gleich dadurch vernichtet, daß der Künſtler in demſelben Augenblick, als der Türke eben eine Antwort ertheilte, mit einem der Zuſchauer laut und vernehmlich ſprach. Unerachtet der geſchmackvollen Einrichtung und des höchſt Räthſelhaften, Wunderbaren, was in dem ganzen Kunſtwerke lag, hätte das Intereſſe des Publikums daran doch wohl bald nachgelaſſen, wäre es dem Künſtler nicht möglich geweſen, auf eine andere Weiſe die Zuſchauer immer aufs neue an ſich zu ziehen. Dieſes lag nun in den Antworten ſelbſt, welche der Türke ertheilte, und die jedesmal mit tiefem Blick in die Individualität des Fragenden bald trocken, bald ziem-

lich grob spaßhaft, und dann wieder voll Geist und Scharfsinn und wunderbarer Weise bis zum Schmerzhaften treffend waren. Oft überraschte ein mystischer Blick in die Zukunft, der aber nur von dem Standpunkt möglich war, wie ihn sich der Fragende selbst tief im Gemüth gestellt hatte. Hierzu kam, daß der Türke oft, deutsch gefragt, doch in einer fremden Sprache antwortete, die aber eben dem Fragenden ganz geläufig war, und man fand alsdann, daß es kaum möglich war die Antwort so rund, so in wenigen Worten viel umfassend anders zu geben, als eben in der gewählten Sprache. Kurz jeden Tag wußte man von neuen geistreichen, treffenden Antworten des weisen Türken zu erzählen, und ob die geheimnißvolle Verbindung des lebenden menschlichen Wesens mit der Figur, oder nicht vielmehr eben dies Eingehen in die Individualität des Fragenden und überhaupt der seltene Geist der Antworten wunderbarer sey, das wurde in der Abendgesellschaft eifrigst besprochen, in welcher sich gerade die beiden akademischen Freunde Ludwig und Ferdinand befanden. Beide mußten zu ihrer Schande eingestehen, den Türken noch nicht besucht zu haben, ungeachtet es gewissermaßen zum guten Ton gehörte hinzugehen, und die miraculösen Antworten, die man auf verfängliche Fragen erhalten, überall aufzutischen. „Mir sind," sagte Ludwig, „alle solche Figuren, die dem Menschen nicht so wohl nachgebildet sind, als das Menschliche nachäffen, diese wahren Standbilder eines lebendigen Todes oder eines todten Lebens, im höchsten Grade zuwider. Schon in früher Jugend lief ich weinend davon, als man mich in ein Wachsfiguren-Kabinet führte, und noch kann ich kein solches Kabinet betreten, ohne von einem unheimlichen grauenhaften Gefühl ergriffen zu werden. Mit Macbeths Worten möchte ich rufen:

Was ſtarrſt du mich an mit Augen ohne Sehkraft? wenn ich die ſtieren, todten, gläſernen Blicke all' der Potentaten, berühmten Helden und Mörder und Spitzbuben auf mich gerichtet ſehe, und ich bin überzeugt, daß die mehrſten Menſchen dies unheimliche Gefühl, wenn auch nicht in dem hohen Grade wie es in mir waltet, mit mir theilen, denn man wird finden, daß im Wachsfigurenkabinet auch die größte Menge Menſchen nur ganz leiſe flüſtert, man hört ſelten ein lautes Wort; aus Ehrfurcht gegen die hohen Häupter geſchieht dies nicht, ſondern es iſt nur der Druck des Unheimlichen, Grauenhaften, der den Zuſchauern jenes Pianiſſimo abnöthigt. Vollends ſind mir die durch die Mechanik nachgeahmten menſchlichen Bewegungen todter Figuren ſehr fatal, und ich bin überzeugt, daß euer wunderbarer geiſtreicher Türke mit ſeinem Augenverdrehen, Kopfwenden und Armerheben mich wie ein negromantiſches Ungethüm vorzüglich in ſchlafloſen Nächten verfolgen würde. Ich mag deshalb nicht hingehen, und will nur lieber alles Witzige und Scharfſinnige, was er dieſem oder jenem geſagt, erzählen laſſen."

„Du weißt," nahm Ferdinand das Wort: „daß alles, was Du von dem tollen Nachäffen des Menſchlichen, von den lebendigtodten Wachsfiguren geſagt haſt, mir recht aus der Seele geſprochen iſt. Allein bei den mechaniſchen Automaten kommt es wirklich ſehr auf die Art und Weiſe an, wie der Künſtler das Werk ergriffen hat. Einer der vollkommenſten Automate, die ich je ſah, iſt der Enslerſche Voltigeur, allein ſo wie ſeine kraftvollen Bewegungen wahrhaft imponirten, eben ſo hatte ſein plötzliches Sitzenbleiben auf dem Seil, ſein freundliches Nicken mit dem Kopfe, etwas höchſt ſkurriles. Gewiß hat niemanden jenes grauenhafte Gefühl ergriffen, das

ſolche Figuren vorzüglich bei ſehr reizbaren Perſonen nur zu leicht hervorbringen. Was nun unſern Türken betrifft, ſo hat es meines Bedünkens mit ihm eine andere Bewandniß. Seine, nach der Beſchreibung aller, die ihn ſahen, höchſt anſehnliche, ehrwürdige Figur iſt etwas ganz Untergeordnetes, und ſein Augenverdrehen und Kopfwenden gewiß nur da, um unſere Aufmerkſamkeit ganz auf *ihn*, wo gerade der Schlüſſel des Geheimniſſes *nicht* zu finden iſt, hinzulenken. Daß der Hauch aus dem Munde des Türken ſtrömt, iſt möglich, oder vielleicht gewiß, da die Erfahrung es beweiſt; hieraus folgt aber noch nicht, daß jener Hauch wirklich von den geſprochenen Worten erregt wird. Es iſt gar kein Zweifel, daß ein menſchliches Weſen, vermöge uns verborgener und unbekannter akuſtiſcher und optiſcher Vorrichtungen mit dem Fragenden in ſolcher Verbindung ſteht, daß es ihn ſieht, ihn hört und ihm wieder Antworten zuflüſtern kann. Daß noch niemand, ſelbſt unter unſern geſchickten Mechanikern, auch nur im mindeſten auf die Spur gekommen, wie jene Verbindung wohl hergeſtellt ſeyn kann, zeigt, daß des Künſtlers Mittel ſehr ſinnreich erfunden ſeyn müſſen, und ſo verdient von dieſer Seite ſein Kunſtwerk allerdings die größte Aufmerkſamkeit. Was mir aber viel wunderbarer ſcheint und mich in der That recht anzieht, das iſt die geiſtige Macht des unbekannten menſchlichen Weſens, vermöge deſſen es in die Tiefe des Gemüths des Fragenden zu dringen ſcheint — es herrſcht oft eine Kraft des Scharfſinns und zugleich ein grauſenhaftes Helldunkel in den Antworten, wodurch ſie zu Orakelſprüchen im ſtrengſten Sinn des Worts werden. Ich habe von mehreren Freunden in dieſer Hinſicht Dinge gehört, die mich in das größte Erſtaunen ſetzten, und ich kann nicht länger dem Drange widerſtehen, den

wundervollen Sehergeiſt des Unbekannten ſelbſt auf die Probe zu ſtellen, weshalb ich mich entſchloſſen, morgen Vormittags hinzugehen, und dich hiermit, lieber Ludwig! feierlichſt eingeladen haben will, alle Scheu vor lebendigen Puppen abzulegen, und mich zu begleiten."

So ſehr ſich Ludwig ſträubte, mußte er doch, um nicht für einen Sonderling gehalten zu werden, nachgeben, als mehrere auf ihn einſtürmten, ja ſich nicht von der beluſtigenden Partie auszuſchließen, und im Verein mit ihnen morgen dem mirakulöſen Türken auf den Zahn zu fühlen. Ludwig und Ferdinand gingen wirklich mit mehreren muntern Jünglingen, die ſich deshalb verabredet, hin. Der Türke, dem man orientaliſche Grandezza gar nicht abſprechen konnte, und deſſen Kopf, wie geſagt, ſo äußerſt wohl gelungen war, kam Ludwigen doch im Augenblick des Eintretens höchſt poſſierlich vor, und als nun vollends der Künſtler den Schlüſſel in die Seite einſetzte und die Räder zu ſchnurren anfingen, wurde ihm das ganze Ding ſo abgeſchmackt und verbraucht, daß er unwillkührlich ausrief: „Ach, meine Herren! hören Sie doch, wir haben höchſtens Braten im Magen, aber die türkiſche Exzellenz da einen ganzen Bratenwender dazu!" Alle lachten, und der Künſtler, dem der Scherz nicht zu gefallen ſchien, ließ ſogleich vom weitern Aufziehen des Räderwerks ab. Sey es nun, daß die joviale Stimmung der Geſellſchaft dem weiſen Türken mißfiel, oder daß er den Morgen gerade nicht bei Laune war, genug, alle Antworten, die zum Theil durch recht witzige, geiſtreiche Fragen veranlaßt wurden, blieben nichtsbedeutend und ſchaal, Ludwig hatte vorzüglich das Unglück, beinahe niemals von dem Orakel richtig verſtanden zu werden und ganz ſchiefe Antworten zu erhalten; ſchon wollte man unbefriedigt das

Automat und den sichtlich verstimmten Künstler verlassen, als Ferdinand sprach: „Nicht wahr meine Herren, Sie sind alle mit dem weisen Türken nicht sonderlich zufrieden, aber vielleicht lag es an uns selbst, an unsern Fragen, die dem Manne nicht gefielen — eben daß er jetzt den Kopf dreht und die Hand aufhebt (die Figur that dies wirklich) scheint meine Vermuthung als wahr zu bestätigen! — ich weiß nicht, wie mir jetzt es in den Sinn kommt, noch eine Frage zu thun, deren Beantwortung, ist sie treffend, die Ehre des Automats mit einem Male retten kann.“ Ferdinand trat zu der Figur hin und flüsterte ihr einige Worte leise ins Ohr; der Türke erhob den Arm, er wollte nicht antworten, Ferdinand ließ nicht ab, da wandte der Türke den Kopf zu ihm hin. —

Ludwig bemerkte, daß Ferdinand plötzlich erblaßte, nach einigen Sekunden aber aufs neue fragte und gleich die Antwort erhielt. Mit erzwungenem Lächeln sagte Ferdinand zur Gesellschaft: „Meine Herren, ich kann versichern, daß wenigstens für mich der Türke seine Ehre gerettet hat; damit aber das Orakel ein recht geheimnißvolles bleibe, so erlassen Sie es mir wohl zu sagen, was ich gefragt und was er geantwortet.“

So sehr Ferdinand seine innere Bewegung verbergen wollte, so äußerte sie sich doch nur zu deutlich in dem Bemühen, froh und unbefangen zu scheinen, und hätte der Türke die wunderbarsten treffendsten Antworten ertheilt, so würde die Gesellschaft nicht von dem sonderbaren, beinahe grauenhaften Gefühl ergriffen worden seyn, das eben jetzt Ferdinands sichtliche Spannung hervorbrachte. Die vorige Heiterkeit war verschwunden, statt des sonst fortströmenden Gesprächs fielen nur einzelne abgebrochene Worte, und man trennte sich in gänzlicher Verstimmung.

Kaum war Ferdinand mit Ludwig allein, so fing er an: „Freund! Dir mag ich es nicht verheelen, daß der Türke in mein Innerstes gegriffen, ja, daß er mein Innerstes verletzt hat, so daß ich den Schmerz wohl nicht verwinden werde, bis mir die Erfüllung des gräßlichen Orakelspruchs den Tod bringt."

Ludwig blickte den Freund voll Verwunderung und Erstaunen an, aber Ferdinand fuhr fort: „Ich sehe nun wohl, daß dem unsichtbaren Wesen, das sich uns durch den Türken auf eine geheimnißvolle Weise mittheilt, Kräfte zu Gebote stehen, die mit magischer Gewalt unsre geheimsten Gedanken beherrschen, und vielleicht erblickt die fremde Macht klar und deutlich den Keim des Zukünftigen, der in uns selbst im mystischen Zusammenhange mit der Außenwelt genährt wird, und weiß so alles, was in fernen Tagen auf uns einbrechen wird, so wie es Menschen giebt mit der unglücklichen Sehergabe, den Tod zur bestimmten Stunde voraus zu sagen."

„Du mußt Merkwürdiges gefragt haben," erwiderte Ludwig, „vielleicht legst du aber selbst in die zweideutige Antwort des Orakels das Bedeutende, und was das Spiel des launenhaften Zufalls in seltsamer Zusammenstellung gerade Eingreifendes, Treffendes hervorbrachte, schreibst Du der mystischen Kraft des gewiß ganz unbefangenen Menschen zu, der sich durch den Türken vernehmen läßt."

„Du widersprichst," nahm Ferdinand das Wort, „in dem Augenblick dem, was wir sonst einstimmig zu behaupten pflegen, wenn von dem sogenannten Zufall die Rede ist. Damit Du alles wissen, damit Du es recht fühlen mögest, wie ich heute in meinem Innersten aufgeregt und erschüttert bin, muß ich Dir etwas aus meinem frühern Leben vertrauen, wovon ich

Digitized by Google

bis jetzt ſchwieg. Es ſind ſchon mehrere Jahre her, als ich von den in Oſtpreußen gelegenen Gütern meines Vaters nach B. zurückkehrte. In K. traf ich mit einigen jungen Kurländern zuſammen, die ebenfalls nach B. wollten, wir reiſten zuſammen in drei mit Poſtpferden beſpannten Wagen, und Du kannſt denken, daß bei uns, die wir in den Jahren des erſten, kräftigen Aufbrauſens mit wohlgefülltem Beutel ſo in die Welt hineinreiſen konnten, die Lebensluſt beinahe bis zur wilden Ausgelaſſenheit überſprudelte. Die tollſten Einfälle wurden im Jubel ausgeführt, und ich erinnere mich noch, daß wir in M., wo wir gerade am Mittage ankamen, den Dormeuſenvorrath der Poſthalterin plünderten, und ihrer Proteſtationen unerachtet mit dem Raube gar zierlich geſchmückt Tabak rauchend vor dem Hauſe, unter großem Zulauf des Volks, auf- und abſpazierten, bis wir wieder unter dem luſtigen Hörnerſchall der Poſtillione abfuhren. In der herrlichſten jovialſten Gemüthsſtimmung kamen wir nach D., wo wir der ſchönen Gegenden wegen einige Tage verweilen wollten. Jeden Tag gab es luſtige Partien; einſt waren wir bis zum ſpäten Abend auf dem Karlsberge und in der benachbarten Gegend herumgeſtreift, und als wir in den Gaſthof zurückkehrten, erwartete uns ſchon der köſtliche Punſch, den wir vorher beſtellt, und den wir uns, von der Seeluft durchhaucht, wacker ſchmekken ließen, ſo daß ohne eigentlich berauſcht zu ſeyn, mir doch alle Pulſe in den Adern hämmerten und ſchlugen, und das Blut wie ein Feuerſtrom durch die Nerven glühte. Ich warf mich, als ich endlich in mein Zimmer zurückkehren durfte, auf das Bett, aber trotz der Ermüdung war mein Schlaf doch nur mehr ein träumeriſches Hinbrüten, in dem ich alles vernahm, was um mich vorging. Es war mir, als würde in dem

Nebenzimmer leiſe geſprochen und endlich unterſchied ich deutlich eine männliche Stimme, welche ſagte: Nun ſo ſchlafe denn wohl und halte dich fertig zur beſtimmten Stunde. Eine Thür wurde geöffnet und wieder geſchloſſen, und nun trat eine tiefe Stille ein, die aber bald durch einige leiſe Akkorde eines Fortepianos unterbrochen wurde. Du weißt, Ludwig! welch ein Zauber in den Tönen der Muſik liegt, wenn ſie durch die ſtille Nacht hallen. So war es auch jetzt, als ſpräche in jenen Akkorden eine holde Geiſterſtimme zu mir; ich gab mich dem wohlthätigen Eindruck ganz hin, und glaubte es würde nun wohl etwas Zuſammenhängendes, irgend eine Fantaſie, oder ſonſt ein muſikaliſches Stück folgen, aber wie wurde mir, als die herrliche göttliche Stimme eines Weibes in einer herzergreifenden Melodie die Worte ſang:

Mio ben ricordati
s'avvien ch'io mora,
quanto quest' anima
fedel t'amò.
Lo se pur amano
le fredde ceneri
nel urna ancora
t'adorerò!

Wie ſoll ich es denn anfangen, Dir das nie gekannte, nie geahnete Gefühl nur anzudeuten, welches die langen — bald anſchwellenden — bald verhallenden Töne in mir aufregten. Wenn die ganz eigenthümliche, nie gehörte Melodie — ach es war ja die tiefe, wonnevolle Schwermuth der inbrünſtigſten Liebe ſelbſt — wenn ſie den Geſang in einfachen Melismen bald in die Höhe führte, daß die Töne wie helle Kryſtallglocken erklangen, bald in die Tiefe hinabſenkte, daß er in den dumpfen Seufzern einer hoffnungsloſen Klage zu erſterben ſchien, dann

fühlte ich, wie ein unnennbares Entzücken mein Innerſtes durchbebte, wie der Schmerz der unendlichen Sehnſucht meine Bruſt krampfhaft zuſammenzog, wie mein Athem ſtockte, wie mein Selbſt unterging in namenloſer, himmliſcher Wolluſt. Ich wagte nicht, mich zu regen, meine ganze Seele, mein ganzes Gemüth war nur Ohr. Schon längſt hatten die Töne geſchwiegen, als ein Thränenſtrom endlich die Ueberſpannung brach, die mich zu vernichten drohte. Der Schlaf mochte mich doch zuletzt übermannt haben, denn als ich von dem gellenden Ton eines Poſthorns geweckt auffuhr, ſchien die helle Morgenſonne in mein Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ich nur im Traume des höchſten Glücks, der höchſten Seligkeit, die für mich auf der Erde zu finden, theilhaftig worden. — Ein herrliches blühendes Mädchen war in mein Zimmer getreten; es war die Sängerin und ſie ſprach zu mir mit gar lieblicher, holdſeliger Stimme: „So konnteſt Du mich dann wieder erkennen, lieber, lieber Ferdinand! aber ich wußte ja wohl, daß ich nur ſingen durfte, um wieder ganz in Dir zu leben; denn jeder Ton ruhte ja in Deiner Bruſt, und mußte in meinem Blick erklingen.“ — Welches unnennbare Entzücken durchſtrömte mich, als ich nun ſah, daß es die Geliebte meiner Seele war, die ich ſchon von früher Kindheit an im Herzen getragen, die mir ein feindliches Geſchick nur ſo lange entriſſen, und die ich Hochbeglückter nun wieder gefunden. Aber meine inbrünſtige Liebe erklang eben in jener Melodie der tief klagenden Sehnſucht, und unſere Worte, unſere Blicke wurden zu herrlichen anſchwellenden Tönen, die wie in einem Feuerſtrom zuſammenfloſſen. — Nun ich erwacht war, mußte ich mirs eingeſtehen, daß durchaus keine Erinnerung aus früher Zeit ſich an das holdſelige Traumbild knüpfte — ich hatte das herrliche

Mädchen zum erſten Male geſehen. Es wurde vor dem Hauſe laut und heftig geſprochen — mechaniſch raffte ich mich auf und eilte ans Fenſter; ein ältlicher, wohl gekleideter Mann zankte mit den Poſtknechten, die etwas an dem zierlichen Reiſewagen zerbrochen. Endlich war alles hergeſtellt, und nun rief der Mann herauf: Jetzt iſt alles in Ordnung, wir wollen fort. Ich wurde gewahr, daß dicht neben mir ein Frauenzimmer zum Fenſter herausgeſehen, die nun ſchnell zurückfuhr, ſo daß ich, da ſie einen ziemlich tiefen Reiſehut aufgeſetzt hatte, das Geſicht nicht erkennen konnte. Als ſie aus der Hausthüre trat, wandte ſie ſich um und ſah zu mir herauf. — Ludwig! — es war die Sängerin! — es war das Traumbild — der Blick des himmliſchen Auges fiel auf mich, und es war mir, als träfe der Strahl eines Kryſtalltons meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich, daß ich den Schmerz phyſiſch fühlte, daß alle meine Fibern und Nerven erbebten und ich vor unnennbarer Wonne erſtarrte — Schnell war ſie im Wagen — der Poſtillion blies wie im jubelnden Hohn ein munteres Stückchen. Im Augenblick waren ſie um die Straßenecke verſchwunden. Wie ein Träumender blieb ich im Fenſter, die Kurländer traten ins Zimmer, mich zu einer verabredeten Luſtfahrt hinabzuholen — ich ſprach kein Wort — man hielt mich für krank — wie hätte ich auch nur das Mindeſte davon äußern können, was geſchehen! Ich unterließ es, mich nach den Fremden, die neben mir gewohnt, im Hauſe zu erkundigen, denn es war, als entweihe jedes Wort andrer Lippen, das ſich auf die Herrliche bezöge, das zarte Geheimniß meines Herzens. Getreulich wollte ich es fortan in mir tragen und nie mehr laſſen von der, die nun die Ewiggeliebte meiner Seele worden, ſollte ich ſie auch nimmer wieder ſchauen. Du, mein

Herzensfreund! erkennſt wohl ganz den Zuſtand, in den ich mich verſetzt fühlte; Du tadelſt mich daher nicht, daß ich alles und jedes vernachläſſigte, mir auch nur eine Spur von der unbekannten Geliebten zu verſchaffen. Die luſtige Geſellſchaft der Kurländer wurde mir in meiner Stimmung höchſt zuwider, ehe ſie ſichs verſahen, war ich in einer Nacht auf und davon, und eilte nach B., meiner damaligen Beſtimmung zu folgen. Du weißt, daß ich ſchon ſeit früher Zeit ziemlich gut zeichnete; in B. legte ich mich unter der Anleitung geſchickter Meiſter auf das Miniaturmalen und brachte es in kurzer Zeit ſo weit, daß ich den einzigen mir vorgeſteckten Zweck, nämlich das höchſt ähnliche Bild der Unbekannten würdig zu malen, erfüllen konnte. Heimlich, bei verſchloſſenen Thüren, malte ich das Bild. Kein menſchliches Auge hat es jemals geſehen, denn ein anderes Bild gleicher Größe, ließ ich faſſen, und ſetzte mit Mühe dann ſelbſt das Bild der Geliebten ein, das ich ſeit der Zeit auf bloßer Bruſt trug." —

„Zum erſten Mal in meinem Leben habe ich heute von dem höchſten Moment meines Lebens geſprochen, und Du Ludwig! biſt der Einzige, dem ich mein Geheimniß vertraut! — Aber auch heute iſt eine fremde Macht feindſelig in mein Inneres gedrungen! — Als ich zu dem Türken hintrat, fragte ich, der Geliebten meines Herzens denkend: Werde ich künftig noch einen Moment erleben, der dem gleicht, wo ich am glücklichſten war? Der Türke wollte, wie Du bemerkt haben wirſt, durchaus nicht antworten; endlich, als ich nicht nachließ, ſprach er: die Augen ſchauen in deine Bruſt, aber das ſpiegelblanke Gold, das mir zugewendet, verwirrt meinen Blick — wende das Bild um! — Habe ich denn Worte für das Gefühl, das mich durchbebte? — Dir wird meine innre Bewegung nicht

entgangen seyn. Das Bild lag wirklich so auf meiner Brust, wie es der Türke angegeben; ich wandte es unbemerkt um, und wiederholte meine Frage, da sprach die Figur im düstern Ton: Unglücklicher! in dem Augenblick, wenn Du sie wieder siehst, hast Du sie verloren!"

Eben wollte Ludwig es versuchen, den Freund, der in tiefes Nachdenken versunken war, mit tröstenden Worten aufzurichten, als sie durch mehrere Bekannte, die auf sie zuschritten, unterbrochen wurden.

Schon hatte sich das Gerücht von der neuen mysteriösen Antwort, die der weise Türke ertheilte, in der Stadt verbreitet, und man erschöpfte sich in Vermuthungen, was für eine unglückliche Prophezeihung wohl den vorurtheilsfreien Ferdinand so aufgeregt haben könne; man bestürmte die Freunde mit Fragen, und Ludwig wurde genöthigt, um seinen Freund aus dem Gedränge zu retten, ein abentheuerliches Geschichtchen aufzutischen, das desto mehr Eingang fand, je weiter es sich von der Wahrheit entfernte. Dieselbe Gesellschaft, in welcher Ferdinand angeregt wurde, den wunderbaren Türken zu besuchen, pflegte sich wöchentlich zu versammeln, und auch in der nächsten Zusammenkunft kam wieder der Türke um so mehr an die Reihe, als man sich immer noch bemühte, recht viel von Ferdinand selbst über ein Abenteuer zu hören, daß ihn in die düstre Stimmung versetzt hatte, welche er vergebens zu verbergen suchte. Ludwig fühlte es nur zu lebhaft, wie sein Freund im Innersten erschüttert seyn mußte, als er das tief in der Brust treu bewahrte Geheimniß einer fantastischen Liebe von einer fremden grauenvollen Macht durchschaut sah, und auch er war eben so gut wie Ferdinand fest überzeugt, daß dem das Geheimste durchdringenden Blick jener Macht auch wohl der mysteriöse Zusam-

menhang, vermöge deſſen ſich das Zukünftige dem Gegenwärtigen anreiht, offenbar ſeyn könne. Ludwig mußte an den Spruch des Orakels glauben, aber das feindſelige ſchonungsloſe Verrathen des böſen Verhältniſſes, das dem Freunde drohte, brachte ihn gegen das verſteckte Weſen, das ſich durch den Türken vernehmen ließ, auf. Er bildete daher ſtandhaft gegen die zahlreichen Bewunderer des Kunſtwerks die Oppoſition, und behauptete, als jemand bemerkte, in den natürlichen Bewegungen des Automats liege etwas ganz beſonders Impoſantes, wodurch der Eindruck der orakelmäßigen Antworten erhöht werde, gerade das Augenverdrehen und Kopfwenden des ehrbaren Türken habe für ihn was unbeſchreiblich Poſſierliches gehabt, weshalb er auch durch ein Bonmot, das ihm entſchlüpft, den Künſtler und auch vielleicht das unſichtbar wirkende Weſen in üblen Humor verſetzt, welchen letzteres auch durch eine Menge ſchaaler, nichts bedeutender Antworten an den Tag gelegt. Ich muß geſtehen, fuhr Ludwig fort, daß die Figur gleich beim Eintreten mich lebhaft an einen überaus zierlichen künſtlichen Nußknacker erinnerte, den mir einſt, als ich noch ein kleiner Knabe war, ein Vetter zum Weihnachten verehrte. Der kleine Mann hatte ein überaus ernſthaft komiſches Geſicht und verdrehte jedesmal mittelſt einer innern Vorrichtung die großen aus dem Kopfe herausſtehenden Augen, wenn er eine harte Nuß knackte, was denn ſo etwas poſſierlich Lebendiges in die ganze Figur brachte, daß ich ſtundenlang damit ſpielen konnte, und der Zwerg mir unter den Händen zum wahren Alräunchen wurde. Alle noch ſo vollkommne Marionetten waren mir nachher ſteif und leblos gegen meinen herrlichen Nußknacker. Von den höchſt wunderbaren Automaten im Danziger Arſenal war mir gar viel erzählt worden, und vorzüglich deshalb unterließ

ich nicht hineinzugehen, als ich mich gerade vor einigen Jahren in Danzig befand. Bald nachdem ich in den Saal getreten, schritt ein altdeutscher Soldat keck auf mich los und feuerte seine Büchse ab, daß es durch die weiten Gewölbe recht derb knallte — noch mehrere Spielereien der Art, die ich in der That wieder vergessen, überraschten hin und wieder, aber endlich führte man mich in den Saal in welchem der Gott des Krieges, der furchtbare Mavors, sich mit seiner ganzen Hofhaltung befand. — Mars selbst saß in ziemlich grotesker Kleidung auf einem mit Waffen aller Art geschmückten Thron, von Trabanten und Kriegern umgeben. So bald wir vor den Thron getreten, fingen ein Paar Trommelschläger an, auf ihren Trommeln zu wirbeln, und Pfeifer bliesen dazu ganz erschrecklich, daß man sich vor dem kakophonischen Getöse hätte die Ohren zuhalten mögen. Ich bemerkte, daß der Gott des Krieges eine durchaus schlechte, seiner Majestät unwürdige Kapelle habe, und man gab mir recht. — Endlich hörte das Trommeln und Pfeifen auf — da fingen an die Trabanten die Köpfe zu drehen und mit den Hellebarden zu stampfen, bis der Gott des Krieges, nachdem er auch mehrmals die Augen verdreht, von seinem Sitz aufsprang und keck auf uns zuschreiten zu wollen schien. Bald aber warf er sich wieder in seinen Thron, und es wurde noch etwas getrommelt und gepfiffen, bis alles wieder in die alte hölzerne Ruhe zurückkehrte. Als ich denn nun alle diese Automate geschaut, sagte ich im Herausgehen zu mir selbst: Mein Nußknacker war mir doch lieber, und jetzt, meine Herren! nachdem ich den weisen Türken geschaut, sage ich abermals: mein Nußknacker war mir doch lieber! — Man lachte sehr, meinte aber einstimmig, daß Ludwigs Ansicht von der Sache mehr lustig sey als wahr, denn abgesehen von dem sel-

tenen Geiſt, der doch mehrentheils in den Antworten des Automats liege, ſey doch auch die durchaus nicht zu entdeckende Verbindung des verborgenen Weſens mit dem Türken, das nicht allein durch ihn rede, ſondern auch ſeine von den Fragen motivirte Bewegungen veranlaſſen müßte, höchſt wunderbar und in jedem Fall ein Meiſterwerk der Mechanik und Akuſtik.

Dies mußte nun wohl ſelbſt Ludwig eingeſtehen, und man pries allgemein den fremden Künſtler. Da ſtand ein ältlicher Mann, der in der Regel wenig ſprach, und ſich auch dieſes Mal noch gar nicht ins Geſpräch gemiſcht hatte, vom Stuhl auf, wie er zu thun pflegte, wenn er auch endlich ein Paar Worte, die aber jedes Mal ganz zur Sache gehörten, anbringen wollte, und fing nach ſeiner höflichen Weiſe an: „Wollen Sie gütigſt erlauben — ich bitte gehorſamſt, meine Herren! — Sie rühmen mit Recht das ſeltene Kunſtwerk, das nun ſchon ſo lange uns anzuziehen weiß; mit Unrecht nennen Sie aber den ordinären Mann, der es zeigt, den Künſtler, da er an allem dem, was in der That an dem Werk vortrefflich iſt, gar keinen Antheil hat, ſelbiges vielmehr von einem in allen Künſten der Art gar tief erfahrnen Mann herrührt, der ſich ſtets und ſchon ſeit vielen Jahren in unſern Mauern befindet, und den wir alle kennen und höchlich verehren.“ Man gerieth in Erſtaunen, man ſtürmte mit Fragen auf den Alten ein, der alſo fortfuhr: „Ich meine niemanden anders, als den Profeſſor X. — Der Türke war ſchon zwei Tage hier, ohne daß jemand ſonderlich Notiz von ihm genommen hätte, der Profeſſor X. dagegen unterließ nicht, bald hinzugehen, da ihn alles, was nur Automat heißt, auf das höchſte intereſſirt. Kaum hatte er aber von dem Türken ein Paar Antworten erhalten, als er den Künſtler bei Seite zog, und ihm einige Worte ins Ohr ſagte.

Dieſer erblaßte und verſchloß das Zimmer, als es von den wenigen Neugierigen, die ſich eingefunden, verlaſſen war; die Anſchlagzettel verſchwanden von den Straßenecken und man hörte nichts mehr von dem weiſen Türken, bis nach vierzehn Tagen eine neue Ankündigung erſchien, und man den Türken mit dem neuen ſchönen Haupte und die ganze Einrichtung, ſo wie ſie jetzt als ein unauflösliches Räthſel beſteht, wieder fand. Seit der Zeit ſind auch die Antworten ſo geiſtreich und bedeutungsvoll. Daß aber dies alles das Werk des Profeſſor X. iſt, unterliegt gar keinem Zweifel, da der Künſtler in der Zwiſchenzeit, als er ſein Automat nicht zeigte, täglich bei ihm war, und auch, wie man gewiß weiß, der Profeſſor mehrere Tage hintereinander ſich in dem Zimmer des Hotels befand, wo die Figur aufgeſtellt und noch jetzt ſteht. Ihnen wird übrigens, meine Herren! doch bekannt ſeyn, daß der Profeſſor ſelbſt ſich in dem Beſitz der herrlichſten, vorzüglich aber muſikaliſcher Automate befindet, daß er ſeit langer Zeit mit dem Hofrath B—, mit dem er ununterbrochen über allerlei mechaniſche und auch wohl magiſche Künſte korreſpondirt, darin wetteifert, und daß es nur an ihm liegt, die Welt in das höchſte Erſtaunen zu ſetzen? Aber er arbeitet und ſchafft im Verborgenen, wiewohl er jedem, der wahre Luſt und wahres Belieben daran findet, ſeine ſeltenen Kunſtwerke gar gern zeigt."

Man wußte zwar, daß der Profeſſor X., deſſen Hauptwiſſenſchaften Phyſik und Chemie waren, nächſtdem ſich auch gern mit mechaniſchen Kunſtwerken beſchäftigte, kein einziger von der Geſellſchaft hatte aber ſeinen Einfluß auf den weiſen Türken geahnet, und nur von Hörenſagen kannte man das Kunſtkabinet, von dem der Alte geſprochen. Ferdinand und Ludwig fühlten ſich durch des Alten Bericht über den Pro-

feſſor X. und über ſein Einwirken auf das fremde Automat gar ſeltſam angeregt.

„Ich kann dir's nicht verhehlen," — ſagte Ferdinand, „mir dämmert eine Hoffnung auf, vielleicht die Spur des Geheimniſſes zu finden, das mich jetzt ſo grauenvoll befängt, wenn ich dem Profeſſor X. näher trete. Ja es iſt möglich, daß die Ahnung des wunderbaren Zuſammenhanges, in dem der Türke, oder vielmehr die verſteckte Perſon die ihn zum Organ ihrer Orakelſprüche braucht, mit meinem Ich ſteht, mich vielleicht tröſtet, und den Eindruck jener für mich ſchrecklichen Worte entkräftet. Ich bin entſchloſſen, unter dem Vorwande, ſeine Automate zu ſehen, die nähere Bekanntſchaft des myſteriöſen Mannes zu machen, und da ſeine Kunſtwerke, wie wir hörten, muſikaliſch ſind, wird es für Dich nicht ohne Intereſſe ſeyn, mich zu begleiten." —

„Als wenn," erwiederte Ludwig, „es nicht für mich genug wäre, daß ich in Deiner Angelegenheit Dir beiſtehen ſoll mit Rath und That! Daß mir aber eben heute, als der Alte von der Einwirkung des Profeſſors X. auf die Maſchine ſprach, ganz beſondere Ideen durch den Kopf gegangen ſind, kann ich nicht läugnen, wiewohl es möglich iſt, daß ich das auf entlegenem Wege ſuche, was vielleicht uns ganz nahe liegt. — Iſt es nämlich, um eben die Auflöſung des Räthſels ganz nahe zu ſuchen, nicht denkbar, daß die unſichtbare Perſon wußte, daß Du ein Bild auf der Bruſt trägſt, und konnte nicht eine glückliche Kombination ſie gerade wenigſtens das ſcheinbar Richtige treffen laſſen? Vielleicht rächte ſie durch die unglückliche Weiſſagung ſich an uns des Muthwillens wegen, in dem wir die Weisheit des Türken höhnten."

„Keine menſchliche Seele," erwiederte Ferdinand, „hat,

Digitized by Google

wie ich Dir ſchon vorhin ſagte, das Bildniß geſehen, niemanden habe ich jemals jenen auf mein ganzes Leben einwirkenden Vorfall erzählt — auf gewöhnliche Weiſe kann der Türke unmöglich von dem Allen unterrichtet worden ſeyn! — vielleicht nähert ſich das, was Du auf entlegenem Wege ſuchſt, weit mehr der Wahrheit!"

„So meine ich denn nun," ſagte Ludwig: „daß unſer Automat, ſo ſehr ich heute auch das Gegentheil zu behaupten ſchien, wirklich zu den merkwürdigſten Erſcheinungen gehört, die man jemals ſah, und Alles beweiſet, daß dem, der als Dirigent über dem ganzen Kunſtwerke ſchwebt, tiefere Kenntniſſe zu Gebote ſtehen, als die wohl glauben, welche nur ſo etwas leichtſinnig begaffen, und ſich über das Wunderbare nur wundern. Die Figur iſt nichts weiter als die Form der Mittheilung, aber es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Form geſchickt gewählt iſt, da das ganze Anſehen und auch die Bewegungen des Automats dazu geeignet ſind, die Aufmerkſamkeit zu Gunſten des Geheimniſſes zu feſſeln, und vorzüglich den Fragenden auf gewiſſe Weiſe nach dem Zweck des antwortenden Weſens zu ſpannen. In der Figur kann kein menſchliches Weſen ſtecken, das iſt ſo gut als erwieſen, daß wir daher die Antworten aus dem Munde des Türken zu empfangen glauben, beruht ſicherlich auf einer akuſtiſchen Täuſchung; wie dies bewerkſtelligt iſt, wie die Perſon, welche antwortet, in den Stand geſetzt wird, die Fragenden zu ſehen, zu vernehmen und ſich ihnen wieder verſtändlich zu machen, iſt und bleibt mir freilich ein Räthſel; allein es ſetzt nur gute akuſtiſche und mechaniſche Kenntniſſe und einen vorzüglichen Scharfſinn oder auch vielleicht beſſer geſagt eine konſequente Schlauheit des Künſtlers voraus, der kein Mittel unbeachtet ließ, uns zu täuſchen, und ich muß

geſtehen, daß mich die Auflöſung dieſes Geheimniſſes weniger intereſſirt, als es von dem nur allein höchſt merkwürdigen Umſtande überwogen wird, daß der Türke oft die Seele des Fragenden zu durchſchauen, ja, wie Du ſchon, noch ehe es Dir ſelbſt bewieſen wurde, bemerkteſt, in die tiefſte Tiefe des Gemüths zu dringen ſcheint. Wie wenn es dem antwortenden Weſen möglich wäre, ſich durch uns unbekannte Mittel einen pſychiſchen Einfluß auf uns zu verſchaffen, ja ſich mit uns in einen ſolchen geiſtigen Rapport zu ſetzen, daß es unſere Gemüthsſtimmung, ja unſer ganzes inneres Weſen in ſich auffaßt, und ſo, wenn auch nicht das in uns ruhende Geheimniß deutlich ausſpricht, doch wie in einer Extaſe, die eben der Rapport mit dem fremden geiſtigen Prinzip erzeugte, die Andeutungen alles deſſen, was in unſerer eigenen Bruſt ruht, wie es hell erleuchtet dem Auge des Geiſtes offenbar wird, hervorruft. Es iſt die pſychiſche Macht, die die Saiten in unſerm Innern, welche ſonſt nur durch einander rauſchten, anſchlägt, daß ſie vibriren und ertönen, und wir den reinen Akkord deutlich vernehmen; ſo ſind wir aber es ſelbſt, die wir uns die Antworten ertheilen, indem wir die innere Stimme durch ein fremdes geiſtiges Prinzip geweckt außer uns verſtändlicher vernehmen und verworrene Ahndungen, in Form und Weiſe des Gedankens feſt gebannt, nun zu deutlichen Sprüchen werden; ſo wie uns oft im Traum eine fremde Stimme über Dinge belehrt, die wir gar nicht wußten, oder über die wir wenigſtens in Zweifel waren, unerachtet die Stimme, welche uns fremdes Wiſſen zuzuführen ſcheint, doch nur aus unſerm eignen Innern kommt und ſich in verſtändlichen Worten ausſpricht. — Daß der Türke, worunter ich natürlich jenes verſteckte geiſtige Weſen verſtehe, ſehr ſelten nöthig haben wird, ſich mit dem Fragenden

in jenen pſychiſchen Rapport zu ſetzen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Hundert Fragende werden eben ſo oberflächlich abgefertigt, als es ihre Individualität verdient, und oft genügt ein witziger Einfall, dem der natürliche Scharfſinn oder die geiſtige Lebendigkeit des antwortenden Weſens die treffende Spitze giebt, wo von irgend einer Tiefe, in der die Frage aufzufaſſen iſt, nicht die Rede ſeyn kann. Irgend eine exaltirte Gemüthsſtimmung des Fragenden wird den Türken augenblicklich auf ganz andere Weiſe anſprechen und dann wendet er die Mittel an, die es ihm möglich machen, den pſychiſchen Rapport hervorzubringen, der ihm die Macht giebt, aus dem tiefſten Innern des Fragenden ſelbſt zu antworten. Die Weigerung des Türken, auf ſolche tief geſtellte Fragen gleich zu antworten, iſt vielleicht nur der Aufſchub, den er ſich gönnt, um für die Anwendung jener geheimnißvollen Mittel Momente zu gewinnen. Dies iſt meine innige Herzensmeinung, und Du ſiehſt, daß mir das Kunſtwerk nicht ſo verächtlich iſt, als ich es Euch heute glauben machen wollte — vielleicht nehme ich die Sache zu ernſt! — Doch mochte ich Dir nichts verhehlen, wiewohl ich einſehe, daß wenn Du in meine Idee eingehſt, ich Dir gerade nichts zur innern Beruhigung geſagt habe!"

„Du irrſt, mein geliebter Freund," erwiederte Ferdinand: „gerade, daß Deine Ideen ganz mit dem übereinſtimmen, was mir gleich dunkel vor der Seele lag, beruhigte mich auf eine wunderbare Weiſe; ich habe es mit mir ſelbſt allein zu thun, mein liebes Geheimniß blieb unentweiht, denn mein Freund wird es treulich bewahren, wie ein anvertrautes Heiligthum. Doch muß ich jetzt noch eines ganz beſondern Umſtandes erwähnen, deſſen ich bisher noch nicht gedachte. Als der Türke die verhängnißvollen Worte ſprach, war es mir, als hörte ich

die tiefklagende Melodie: Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora in einzeln abgebrochenen Lauten — und dann war es wieder als ſchwebe nur ein langgehaltener Ton der göttlichen Stimme, die ich in jener Nacht hörte, an mir vorüber."

„So mag ich es Dir auch nicht verſchweigen," ſagte Ludwig: „daß ich, als Du gerade die leiſe Antwort erhieltest, zufällig die Hand auf das Geländer, welches das Kunſtwerk umſchließt, gelegt hatte; es dröhnte fühlbar in meiner Hand und auch mir war es als gleite ein muſikaliſcher Ton, Geſang kann ich es nicht nennen, durchs Zimmer. Ich achtete nicht ſonderlich darauf, weil, wie Du weißt, immer meine ganze Fantaſie von Muſik erfüllt iſt, und ich deshalb ſchon auf die wunderlichſte Weiſe getäuſcht worden bin; nicht wenig erſtaunte ich aber im Innern als ich den myſteriöſen Zuſammenhang jenes tiefklagenden Tons mit der verhängnißvollen Begebenheit in D., die Deine Frage an den Türken veranlaßte, erfuhr."

Ferdinand hielt es nur für einen Beweis des pſychiſchen Rapports mit ſeinem geliebten Freunde, daß auch dieſer den Ton gehört hatte, und als ſie noch tiefer eingingen in die Geheimniſſe der pſychiſchen Beziehungen verwandter geiſtiger Prinzipe, als immer lebendiger wunderbare Reſultate ſich erzeugten, da war es ihm endlich, als ſey die ſchwere Laſt, die ſeit jenem Augenblick, als er die Antwort erhalten, ſeine Bruſt gedrückt, ihm wieder entnommen; er fühlte ſich ermuthigt, jedem Verhängniß keck entgegen zu treten. Kann ich ſie denn verlieren, ſagte er: ſie, die ewig in meinem Innern waltet, und ſo eine intenſive Exiſtenz behauptet, die nur mit meinem Seyn untergeht?

Voller Hoffnung, über manche jener Vermuthungen, die für beide die größte innere Wahrheit hatten, näheren Aufſchluß

zu erhalten, gingen ſie zum Profeſſor X. Sie fanden an ihm einen hochbejahrten, altfränkiſch gekleideten Mann muntern Anſehens, deſſen kleine graue Augen unangenehm ſtechend blickten, und um deſſen Mund ein ſarkaſtiſches Lächeln ſchwebte, das eben nicht anzog.

Als ſie den Wunſch äußerten, ſeine Automate zu ſehen, ſagte er: Ey! ſind Sie doch auch wohl Liebhaber von den mechaniſchen Kunſtwerken, vielleicht ſelbſt Kunſtdilettanten? Nun Sie finden bei mir was ſie in ganz Europa, ja in der ganzen bekannten Welt vergebens ſuchen. Des Profeſſors Stimme hatte etwas höchſt widriges, es war ein hoher kreiſchender diſſonirender Tenor, der gerade zu der marktſchreieriſchen Art paßte, womit er ſeine Kunſtwerke ankündigte. Er holte mit vielem Geräuſch die Schlüſſel und öffnete den geſchmackvoll, ja prächtig verzierten Saal, in welchem die Kunſtwerke ſich befanden. In der Mitte ſtand auf einer Erhöhung ein großer Flügel, neben demſelben rechts eine lebensgroße männliche Figur mit einer Flöte in der Hand, links ſaß eine weibliche Figur vor einem Clavierähnlichen Inſtrumente, hinter derſelben zwei Knaben mit einer großen Trommel und einem Triangel. Im Hintergrunde erblickten die Freunde das ihnen ſchon bekannte Orcheſtrion und rings an den Wänden umher mehrere Spieluhren. Der Profeſſor ging nur flüchtig an dem Orcheſtrion und den Spieluhren vorüber, und berührte kaum merklich die Automate; dann ſetzte er ſich aber an den Flügel und fing pianiſſimo ein marſchmäßiges Andante an; bei der Repriſe ſetzte der Flötenbläſer die Flöte an den Mund und ſpielte das Thema, nun paukte der Knabe richtig im Takte ganz leiſe auf der Trommel, indem der andere einen Triangel kaum hörbar berührte. Bald darauf fiel das Frauenzimmer mit vollgriffigen

Akkorden ein, indem ſie durch das Niederdrücken der Taſten einen harmonikaähnlichen Ton hervorbrachte! Aber nun wurde es immer reger und lebendiger im ganzen Saal, die Spieluhren fielen nach einander mit der größten rhythmiſchen Genauigkeit ein, der Knabe ſchlug immer ſtärker ſeine Trommel, der Triangel gellte durch das Zimmer und zuletzt trompetete und paukte das Orcheſtrion im Fortiſſimo dazu, daß alles zitterte und bebte, bis der Profeſſor mit ſeinen Maſchienen auf einen Schlag im Schluß-Akkord endete. Die Freunde zollten dem Profeſſor den Beifall, den ſein ſchlau und zufrieden lächelnder Blick zu begehren ſchien; er war im Begriff noch mehr muſikaliſche Produktionen der Art vorzubereiten, indem er ſich den Automaten näherte, aber die Freunde, als hätten ſie ſich vorher dazu verabredet, ſchützten einſtimmig ein dringendes Geſchäft vor, das ihnen nicht erlaube länger zu verweilen und verließen den Mechaniker und ſeine Maſchinen. Nun, war das nicht Alles überaus künſtlich und ſchön? frug Ferdinand, aber Ludwig brach los wie im lange verhaltenen Zorn: Ey daß den verdammten Profeſſor der — ey wie ſind wir doch ſo bitter getäuſcht worden! wo ſind die Aufſchlüſſe, nach denen wir trachteten, wie blieb es mit der lehrreichen Unterhaltung, in der uns der weiſe Profeſſor erleuchten ſollte, wie die Lehrlinge zu Sais? Dafür, ſagte Ferdinand, haben wir aber in der That merkwürdige mechaniſche Kunſtwerke geſehen; auch in muſikaliſcher Hinſicht! Der Flötenbläſer iſt offenbar die berühmte Vaucanſonſche Maſchine, und derſelbe Mechanismus rückſichtlich der Fingerbewegung auch bei der weiblichen Figur angewendet, die auf ihrem Inſtrumente recht wohllautende Töne hervorbringt: die Verbindung der Maſchinen iſt wunderbar. Das alles iſt es eben, fiel Ludwig ein, was mich ganz toll machte!

ich bin von all der Maſchinen-Muſik, wozu ich auch des Profeſſors Spiel auf dem Flügel rechne, ordentlich durchgewalkt und durchgeknetet, daß ich es in allen Gliedern fühle und lange nicht verwinden werde.

Schon die Verbindung des Menſchen mit todten das Menſchliche in Bildung und Bewegung nachäffenden Figuren zu gleichem Thun und Treiben hat für mich etwas drückendes, unheimliches, ja entſetzliches. Ich kann mir es denken, daß es möglich ſeyn müßte, Figuren vermöge eines im Innern verborgenen Getriebes gar künſtlich und behende tanzen zu laſſen, auch müßten dieſe mit Menſchen gemeinſchaftlich einen Tanz aufführen und ſich in allerlei Touren wenden und drehen, ſo daß der lebendige Tänzer die todte hölzerne Tänzerin faßte und ſich mit ihr ſchwenkte, würdeſt Du den Anblick ohne inneres Grauen eine Minute lang ertragen? Aber vollends die Maſchinenmuſik iſt für mich etwas heilloſes und gräuliches, und eine gute Strumpfmaſchine übertrift nach meiner Meinung an wahrem Werth himmelweit die vollkommenſte prächtigſte Spieluhr.

Iſt es denn nur allein der aus dem Munde ſtrömende Hauch, der dem Blasinſtrumente, ſind es nur allein die gelenkigen geſchmeidigen Finger, die dem Saiteninſtrumente Töne entlocken, welche uns mit mächtigem Zauber ergreifen, ja in uns die unbekannten unausſprechlichen Gefühle erregen, welche mit nichts Irdiſchem hienieden verwandt, die Ahndungen eines fernen Geiſterreichs und unſers höhern Seyns in demſelben hervorrufen? Iſt es nicht vielmehr das Gemüth, welches ſich nur jener phyſiſchen Organe bedient, um das, was in ſeiner tiefſten Tiefe erklungen, in das rege Leben zu bringen, daß es andern vernehmbar ertönt und die gleichen Anklänge im Innern

erweckt, welche dann im harmonischen Wiederhall dem Geist das wundervolle Reich erschließen, aus dem jene Töne wie entzündende Strahlen hervordrangen? Durch Ventile, Springfedern, Hebel, Walzen und was noch alles zu dem mechanischen Apparat gehören mag, musikalisch wirken zu wollen, ist der unsinnige Versuch, die Mittel allein das vollbringen zu lassen, was sie nur durch die innere Kraft des Gemüths belebt und von derselben in ihrer geringsten Bewegung geregelt ausführen können. Der größte Vorwurf, den man dem Musiker macht, ist, daß er ohne Ausdruck spiele, da er dadurch eben dem eigentlichen Wesen der Musik schadet, oder vielmehr in der Musik die Musik vernichtet, und doch wird der geist- und empfindungsloseste Spieler noch immer mehr leisten als die vollkommenste Maschine, da es nicht denkbar ist, daß nicht irgend einmal eine augenblickliche Anregung aus dem Innern auf sein Spiel wirken sollte, welches natürlicherweise bei der Maschine nie der Fall seyn kann.

Das Streben der Mechaniker, immer mehr und mehr die menschlichen Organe zum Hervorbringen musikalischer Töne nachzuahmen, oder durch mechanische Mittel zu ersetzen, ist mir der erklärte Krieg gegen das geistige Prinzip, dessen Macht nur noch glänzender siegt, je mehr scheinbare Kräfte ihm entgegengesetzt werden; eben darum ist mir gerade die nach mechanischen Begriffen vollkommenste Maschine der Art eben die verächtlichste, und eine einfache Drehorgel, die im Mechanischen nur das Mechanische bezweckt, immer noch lieber als der Vaucansonsche Flötenbläser und die Harmonikaspielerin.

Ich muß dir ganz beistimmen, sagte Ferdinand: denn du hast nur in Worten deutlich ausgesprochen, was ich längst und vorzüglich heute bei dem Professor im Innern lebhaft gefühlt.

Ohne so ganz in der Musik zu leben und zu weben, wie Du und ohne daher für alle Mißgriffe sogar empfindlich zu seyn, ist mir doch das Todte, Starre der Maschinenmusik von je her zuwider gewesen und ich erinnre mich noch, daß schon als Kind in dem Hause meines Vaters mir eine große Harfenuhr, welche stündlich ihr Stückchen abspielte, ein recht quälendes Mißbehagen erregte. Es ist Schade, daß recht geschickte Mechaniker ihre Kunst dieser widrigen Spielerei, und nicht vielmehr der Vervollkommung der musikalischen Instrumente zuwenden. Das ist wahr, erwiederte Ludwig: vorzüglich rücksichtlich der Tasteninstrumente wäre noch manches zu thun, denn gerade diese öffnen dem geschickten Mechaniker ein weites Feld, und wirklich ist es zu bewundern, wie weit z. B. der Flügel, in seiner Struktur, die auf Ton und Behandlungsart den entschiedensten Einfluß hat, vorgerückt ist.

Sollte es aber nicht die höhere musikalische Mechanik seyn, welche die eigenthümlichsten Laute der Natur belauscht, welche die in den heterogensten Körpern wohnende Töne erforscht und welche dann diese geheimnißvolle Musik in irgend ein Organon fest zu bannen strebt, das sich dem Willen des Menschen fügt und in seiner Berührung erklingt. Alle Versuche, aus metallenen, gläsernen Cylindern, Glasfäden, Glas, ja Marmorstreifen Töne zu ziehen oder Saiten auf ganz andere als die gewöhnliche Weise vibriren und ertönen zu lassen, scheinen mir daher im höchsten Grade beachtenswerth, und dem weitern Vorschreiten dieses Bestrebens in die tiefen akustischen Geheimnisse, wie sie überall in der Natur verborgen, zu dringen, steht es nur im Wege, daß jeder mangelhafte Versuch gleich der Ostentation oder des Geldgewinns wegen, als eine neue schon zur Vollkommenheit gediehene Erfindung angepriesen und vorgezeigt

wird. Hierin liegt es, daß in kurzer Zeit so viele neue Instrumente zum Theil unter seltsamen oder prunkenden Namen entstanden und eben so schnell wieder verschwunden und in Vergessenheit gerathen sind. Deine höhere musikalische Mechanik, sagte Ferdinand, ist allerdings sehr interessant, wiewohl ich mir eigentlich nicht die Spitze oder das Ziel jener Bestrebungen denken kann.

Dies ist kein anderes, erwiederte Ludwig, als die Auffindung des vollkommensten Tons; ich halte aber den musikalischen Ton für desto vollkommner, je näher er den geheimnißvollen Lauten der Natur verwandt ist, die noch nicht ganz von der Erde gewichen. Mag es seyn, sagte Ferdinand, daß ich nicht so wie du in diese Geheimnisse eingedrungen, aber ich gestehe, daß ich dich nicht ganz fasse. Laß mich es wenigstens andeuten, fuhr Ludwig fort, wie mir das Alles so in Sinn und Gedanken liegt.

In jener Urzeit des menschlichen Geschlechts, als es, um mich ganz der Worte eines geistreichen Schriftstellers zu bedienen (Schubert in den Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft) in der ersten heiligen Harmonie mit der Natur lebte, erfüllt von dem göttlichen Instinkt der Weissagung und Dichtkunst, als der Geist des Menschen nicht die Natur, sondern diese den Geist des Menschen erfaßte, und die Mutter das wunderbare Wesen, das sie geboren, noch aus der Tiefe ihres Daseyns nährte, da umfing sie den Menschen wie im Wehen einer ewigen Begeisterung mit heiliger Musik, und wundervolle Laute verkündeten die Geheimnisse ihres ewigen Treibens. Ein Nachhall aus der geheimnißvollen Tiefe dieser Urzeit ist die herrliche Sage von der Sphärenmusik, welche mich schon als Knabe, als ich in Scipio's Traum zum ersten Mal davon las,

mit inbrünstiger Andacht erfüllte, so daß ich oft in stillen mondhellen Nächten lauschte, ob nicht im Säuseln des Windes jene wunderbaren Töne erklingen würden. Aber noch sind jene vernehmlichen Laute der Natur, wie ich schon vorhin sagte, nicht von der Erde gewichen, denn nichts anders ist jene Luftmusik oder Teufelsstimme auf Ceylon, deren eben jener Schriftsteller erwähnt, und die eine so tiefe Wirkung auf das menschliche Gemüth äußert, daß selbst die ruhigsten Beobachter sich eines tiefen Entsetzens, eines zerschneidenden Mitleids mit jenen den menschlichen Jammer so entsetzlich nachahmenden Naturtönen nicht erwehren können. Ja ich habe selbst in früherer Zeit eine ganz ähnliche Naturerscheinung, und zwar in der Nähe des Kurischen Hafs in Ostpreußen erlebt. Es war im tiefen Herbst, als ich mich einige Zeit auf einem dort gelegenen Landgute aufhielt, und in stillen Nächten bei mäßigem Winde deutlich lang gehaltene Töne hörte, die bald gleich einer tiefen gedämpften Orgelpfeife, bald gleich einer vibrirenden dumpfen Glocke erklangen. Oft konnte ich genau das tiefe F mit der anschlagenden Quinte C unterscheiden, oft erklang sogar die kleine Terz Es, so daß der schneidende Septimen-Akkord in den Tönen der tiefsten Klage meine Brust mit einer das Innerste durchdringenden Wehmuth, ja mit Entsetzen erfüllte.

In dem unvermerkten Entstehen, Anschwellen und Verschweben jener Naturlaute liegt etwas, das unser Gemüth unwiderstehlich ergreift, und das Instrument, dem dies zu Gebote steht, wird in eben dem Grade auf uns wirken müssen; mir scheint daher, daß die Harmonika rücksichtlich des Tons sich gewiß jener Vollkommenheit, die ihren Maßstab in der Wirkung auf unser Gemüth findet, am mehrsten nähert, und es ist eben

ſchön, daß gerade dieſes Inſtrument, welches jene Naturlaute ſo glücklich nachahmt und auf unſer Inneres in den tiefſten Beziehungen ſo wunderbar wirkt, ſich dem Leichtſinn und der ſchaalen Oſtentation durchaus nicht hingiebt, ſondern nur in der heiligen Einfachheit ihr eigenthümliches Weſen behauptet. Recht viel in dieſer Hinſicht wird auch gewiß das neuerfundene ſogenannte Harmonichord leiſten, welches ſtatt der Glocken, mittelſt einer geheimen Mechanik, die durch den Druck der Taſten und den Umſchwung einer Walze in Bewegung geſetzt wird, Saiten vibriren und ertönen läßt. Der Spieler hat das Entſtehen, Anſchwellen, Verſchweben des Tons beinahe noch mehr in der Gewalt, als bei der Harmonika, und nur den wie aus einer andern Welt herabgekommenen Ton dieſes Inſtruments hat das Harmonichord noch nicht im mindeſten erreicht. Ich habe dies Inſtrument gehört, ſagte Ferdinand, und muß geſtehen, daß ſein Ton recht in mein Inneres gedrungen, wiewohl es, nach meiner Einſicht, von dem Künſtler ſelbſt nicht eben vortheilhaft behandelt wurde. Uebrigens faſſe ich dich ganz, wiewohl mir die enge Beziehung jener Naturlaute, von denen du ſprichſt, mit der Muſik, die wir durch Inſtrumente hervorbringen, noch nicht deutlich einleuchtet. Kann denn, erwiederte Ludwig, die Muſik, die in unſerm Innern wohnt, eine andere ſeyn als die, welche in der Natur wie ein tiefes, nur dem höhern Sinn erforſchliches Geheimniß verborgen, und die durch das Organ der Inſtrumente nur wie im Zwange eines mächtigen Zaubers, deſſen wir Herr worden, ertönt? Aber im reinpſychiſchen Wirken des Geiſtes, im Traume iſt der Bann gelöſt, und wir hören ſelbſt im Konzert bekannter Inſtrumente jene Naturlaute, wie ſie wunderbar, in der Luft erzeugt, auf uns niederſchweben, anſchwellen und verhallen. Ich denke an

die Aeolsharfe, unterbrach Ferdinand den Freund; was hältſt du von dieſer ſinnigen Erfindung? Die Verſuche, erwiederte Ludwig, der Natur Töne zu entlocken, ſind allerdings herrlich und höchſt beachtenswerth, nur ſcheint es mir, daß man ihr bis jetzt nur ein kleinliches Spielzeug darbot, das ſie mehrentheils wie in gerechtem Unmuthe zerbrach. Viel größer in der Idee, als alle die Aeolsharfen, die nur als muſikaliſche Ableiter der Zugluft zum kindiſchen Spielwerk geworden, iſt die Wetterharfe, von der ich einmal geleſen. Dicke in beträchtlicher Weite im Freien ausgeſpannte Dräthe wurden von der Luft in Vibration geſetzt, und ertönten in mächtigem Klange.

Ueberhaupt bleibt hier dem ſinnigen, von höherem Geiſte beſeelten Phyſiker und Mechaniker noch ein weites Feld offen, und ich glaube, daß bei dem Schwunge, den die Naturwiſſenſchaft erhalten, auch tieferes Forſchen in das heilige Geheimniß der Natur eindringen, und manches, was nur noch geahnet, in das rege Leben ſichtlich und vernehmbar bringen wird. —

Plötzlich wehte ein ſeltſamer Klang durch die Luft, der im ſtärkern Anſchwellen dem Ton einer Harmonika ähnlich wurde. Die Freunde blieben von innerm Schauer ergriffen, wie an den Boden feſtgebannt, ſtehen; da wurde der Ton zur tiefklagenden Melodie einer weiblichen Stimme. Ferdinand ergriff des Freundes Hand und drückte ſie krampfhaft an ſeine Bruſt, aber leiſe und bebend ſprach Ludwig: Mio ben ricordati s'avvien ch' io mora. Sie befanden ſich außerhalb der Stadt, vor dem Eingange eines mit hohen Hecken und Bäumen umſchloſſenen Gartens; dicht vor ihnen hatte unbemerkt ein kleines niedliches Mädchen, im Graſe ſitzend, geſpielt, das ſprang nun ſchnell auf und ſprach: „Ach wie ſchön ſingt Schweſterchen wieder, ich

muß ihr nur eine Blume bringen, denn ich weiß ſchon, wenn ſie die bunten Nelken ſieht, dann ſingt ſie noch ſchöner und länger.“ Und damit hüpfte ſie, einen großen Blumenſtrauß in der Hand, in den Garten, deſſen Thüre offen ſtehen blieb, ſo daß die Freunde hineinſchauen konnten. Aber welch ein Erſtaunen, ja welch ein inneres Grauſen durchdrang ſie, als ſie den Profeſſor X. erblickten, der mitten im Garten unter einer hohen Eſche ſtand. Statt des zurückſchreckenden ironiſchen Lächelns, mit dem er die Freunde in ſeinem Hauſe empfing, ruhte ein tiefer melancholiſcher Ernſt auf ſeinem Geſicht, und ſein himmelwärts gerichteter Blick ſchien wie in ſeeliger Verklärung das geahnete Jenſeits zu ſchauen, was hinter den Wolken verborgen, und von dem die wunderbaren Klänge Kunde gaben, welche wie ein Hauch des Windes durch die Luft bebten. Er ſchritt langſam und abgemeſſen den Mittelgang auf und nieder, aber in ſeiner Bewegung wurde alles um ihn her rege und lebendig, und überall flimmerten kryſtallne Klänge aus den dunklen Büſchen und Bäumen empor und ſtrömten vereinigt im wundervollen Konzert wie Feuerflammen durch die Luft ins Innerſte des Gemüths eindringend, und es zur höchſten Wonne himmliſcher Ahndungen entzündend. Die Dämmerung war eingebrochen, der Profeſſor verſchwand in den Hecken, und die Töne erſtarben im Pianiſſimo. Endlich gingen die Freunde im tiefen Schweigen nach der Stadt zurück; aber als Ludwig ſich nun von dem Freunde trennen wollte, da drückte ihn Ferdinand feſt an ſich und ſprach: Sey mir treu! — ſey mir treu! — ach ich fühle es ja, daß eine fremde Macht in mein Inneres gedrungen, und alle die im Verborgenen liegenden Saiten ergriffen hat, die nun nach ihrer Willkühr erklingen müſſen, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen! —

War denn nicht die gehäſſige Ironie, womit uns der Profeſſor in ſeinem Hauſe empfing, nur der Ausdruck des feindlichen Prinzips, und hat er uns mit ſeinen Automaten nicht nur abfertigen wollen, um alle nähere Beziehung mit mir im extenſiven Leben von der Hand zu weiſen? — Du kannſt wohl Recht haben, erwiederte Ludwig: denn auch ich ahne es deutlich, daß auf irgend eine Weiſe, die uns nun freilich wenigſtens jetzt ein unauflösliches Räthſel bleibt, der Profeſſor in dein Leben, oder beſſer geſagt, in das geheimnißvolle pſychiſche Verhältniß, in dem Du mit jenem unbekannten weiblichen Weſen ſtehſt, eingreift. Vielleicht verſtärkt er ſelbſt wider ſeinen Willen, als feindliches Prinzip darin verflochten und dagegen ankämpfend, den Rapport, deſſen Kraft eben im Kampfe wächſt, und es wäre denkbar, daß ihm dein Nähertreten ſchon deshalb verhaßt ſeyn müßte, weil dein geiſtiges Prinzip dann wider ſeinen Willen, oder vielmehr einer konventionellen Abſicht entgegen, alle die Anklänge jenes pſychiſchen Rapports weckt und in neuen lebhafteren Schwung ſetzt. — Die Freunde beſchloſſen nun kein Mittel unverſucht zu laſſen, dem Profeſſor X. näher zu treten und vielleicht endlich das Räthſel zu löſen, das ſo tief auf Ferdinands Leben wirkte; ſchon am folgenden Morgen ſollte ein zweiter Beſuch bei dem Profeſſor das Fernere einleiten, ein Brief, den Ferdinand unvermuthet von ſeinem Vater erhielt, rief ihn aber nach B., er durfte ſich nicht den mindeſten Aufſchub verſtatten, und in wenigen Stunden eilte er ſchon mit Poſtpferden von dannen, indem er ſeinem Freunde verſicherte, daß ihn nichts abhalten würde, ſpäteſtens in vierzehn Tagen wieder in J. zu ſeyn. Merkwürdig war es Ludwigen im höchſten Grade, daß er bald nach Ferdinands Abreiſe von demſelben ältlichen Mann, der zuerſt von des Profeſſors

X. Einwirkung auf den Türken gesprochen, nun erfuhr, wie des Professors mechanische Kunstwerke nur aus einer untergeordneten Liebhaberei hervorgegangen, und daß tiefes Forschen, tiefes Eindringen in alle Theile der Naturwissenschaft eigentlich der unausgesetzte Zweck alles seines Strebens sey. Vorzüglich rühmte der Mann die Erfindungen des Professors in der Musik, die er aber bis jetzt niemanden mittheile. Sein geheimnißvolles Laboratorium sey ein schöner Garten bei der Stadt, und oft hätten schon Vorübergehende seltsame Klänge und Melodien ertönen gehört, als sey der Garten von Feen und Geistern bewohnt.

Vierzehn Tage vergingen, aber Ferdinand kehrte nicht wieder, endlich nach zwei Monaten erhielt Ludwig einen Brief aus B. des Inhalts:

„Lies und erstaune, aber erfahre nur das, was du vielleicht ahntest, nachdem Du dem Professor, wie ich hoffe, näher getreten. Im Dorfe P. werden Pferde gewechselt, ich stehe und schaue recht gedankenlos in die Gegend hinein.

Da fährt ein Wagen vorbei und hält vor der nahen offnen Kirche; ein einfach gekleidetes Frauenzimmer steigt aus, ihr folgt ein junger schöner Mann in russischer Jägeruniform mit Orden geschmückt; zwei Männer steigen aus einem zweiten Wagen. Der Posthalter sagt: das ist das fremde Paar, das unser Hr. Pastor heut traut. Mechanisch gehe ich in die Kirche und trete ein, als der Geistliche gerade mit dem Segen die Ceremonie endigt. Ich schaue hin, die Braut ist die Sängerin, sie erblickt mich, sie erblaßt, sie sinkt, der hinter ihr stehende Mann fängt sie auf in seine Arme, es ist der Professor X. — Was weiter vorgegangen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wie ich hieher gekommen, Du wirst es wohl vom Professor X.

erfahren. Jetzt ist eine nie gefühlte Ruhe und Heiterkeit in meine Seele gekommen. Der verhängnißvolle Spruch des Türken war eine verdammte Lüge erzeugt vom blinden Hintappen mit ungeschickten Fühlhörnern. Habe ich sie denn verloren? ist sie nicht im innern glühenden Leben ewig mein? Du wirst lange nicht von mir hören, denn ich gehe nach K., vielleicht auch in den tiefen Norden nach P."

Ludwig ersah aus seines Freundes Worten nur zu deutlich seinen zerrütteten Seelenzustand, und um so räthselhafter wurde ihm das Ganze, als er erfuhr, daß der Professor X. durchaus die Stadt nicht verlassen habe. Wie, dachte er, wenn es nur die Resultate des Conflikts wunderbarer psychischer Beziehungen, die vielleicht unter mehreren Personen Statt fanden, wären, die in das Leben traten, und selbst äußere von ihnen unabhängige Begebenheiten so in ihren Kreis zogen, daß sie der getäuschte innere Sinn für eine aus ihm unbedingt hervorgehende Erscheinung hielt und daran glaubte? — Doch vielleicht tritt künftig die frohe Ahnung ins Leben, die ich in meinem Innern trage, und die meinen Freund trösten soll! Der verhängnißvolle Spruch des Türken ist erfüllt, und vielleicht gerade durch diese Erfüllung der vernichtende Stoß abgewendet, der meinem Freunde drohte. — — —

Nun, sprach Ottmar, als Theodor plötzlich schwieg, nun ist das alles? Wo bleibt die Aufklärung, wie wurd' es mit Ferdinand, mit dem Professor X., mit der holden Sängerin, mit dem russischen Offizier? — Habe ich, erwiederte Theodor, denn nicht vorausgesagt, daß es nur ein Fragment sey, was ich vortragen wolle? Ueberdem dünkt mich, daß die merkwürdige Historie vom redenden Türken gerade von Haus aus fragmentarisch angelegt ist. Ich meine, die Fantasie des Lesers

oder Hörers ſoll nur ein paar etwas heftige Rucke erhalten und dann ſich ſelbſt beliebig fortſchwingen. Willſt du, lieber Ottmar, aber durchaus über Ferdinands Schickſal beruhigt ſeyn, ſo erinnere dich doch nur an das Geſpräch über die Oper, das ich vor einiger Zeit vorlas. Es iſt derſelbe Ferdinand der dort geſund an Leib und Seele mit freudiger Kampfluſt in das Feld zieht, der hier obſchon in einer früheren Periode ſeines Lebens aufgetreten, alles muß daher wohl mit der ſomnambulen Liebſchaft ſehr gut abgegangen ſeyn.

Und nun, nahm Ottmar das Wort, iſt noch hinzuzufügen, daß unſer Theodor ſich ehemals ſehr wohl darin gefiel in allerlei wunderbaren ja tollen Geſchichten mit aller möglichen Kraft die Fantaſie anzuregen und dann plötzlich abzubrechen. So wenig er ſelbſt daran denkt, wird ihn jeder wenigſtens einer unartigen Myſtifikation anklagen müſſen. — Aber es gab eine Zeit, wo ſein ganzes Thun und Treiben fragmentariſch erſchien. Er las damals nur zweite Theile ohne ſich um den erſten und letzten zu bekümmern, ſah im Schauſpiel zweite und dritte Akte u. ſ. f.

Und dieſe Neigung, ſprach Theodor, habe ich wohl noch. Nichts iſt mir mehr zuwider als wenn in einer Erzählung, in einem Roman der Boden, auf dem ſich die fantaſtiſche Welt bewegt hat, zuletzt mit dem hiſtoriſchen Beſen ſo rein gekehrt wird, daß auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt, wenn man ſo ganz abgefunden nach Hauſe geht, daß man gar keine Sehnſucht empfindet noch einmal hinter die Gardienen zu kucken. Dagegen dringt manches Fragment einer geiſtreichen Erzählung tief in meine Seele und verſchafft mir, da nun die Fantaſie die eignen Schwingen regt, einen lange dauernden Genuß. Wem iſt es nicht ſo gegangen mit Göthes nußbraunem Mädchen!

— Vor allen hat auf mich aber das Göthesche Fragment jenes allerliebsten Mährchens von der kleinen Frau die der Reisende im Kästchen mit sich führt, einen unbeschreiblichen Zauber geübt.

Genug, unterbrach Lothar den Freund, genug; wir erfahren nichts mehr von dem redenden Türken und eigentlich war auch die Geschichte gewissermaßen ganz aus. Darum soll nun aber unser Ottmar ohne weiteres zu Worte kommen.

Ottmar zog sein Manuskript hervor und las:

Doge und Dogaresse.

Mit diesem Namen war in dem Catalog der Kunstwerke, die die Akademie der Künste zu Berlin im September 1816 ausstellte, ein Bild bezeichnet, das der wackre tüchtige C. Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte und das mit besonderm Zauber jeden anzog, so daß der Platz davor selten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern schreitet, die eben so reich geschmückte Dogaresse an der Seite, auf einer Balustrade hervor, er ein Greis mit grauem Bart, sonderbar gemischte Züge, die bald auf Kraft, bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Uebermuth, bald auf Gutmüthigkeit deuten, im braunrothen Gesicht; sie ein junges Weib, sehnsüchtige Trauer, träumerisches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgespannten Sonnenschirm hält. Seitwärts an der Balustrade stößt ein junger Mensch in ein muschelförmig gewundenes Horn und vor derselben im Meer liegt eine reich verzierte mit der venetianischen Flagge geschmückte Gondel, auf der zwei Ruderer befindlich. Im Hintergrunde breitet sich das mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt

die Thürme und Paläſte des prächtigen Venedig, das aus den Fluten emporſteigt. Links unterſcheidet man San Marco, rechts mehr im Vorgrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldnen Rahmen des Bildes ſind die Worte eingeſchnizt:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare..

Ach! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu ſchweben
Mit dem Gatten ſelbſt des Meeres
Doch nicht Troſt dem Herzen geben.

Vor dieſem Bilde entſtand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künſtler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verſe hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünſche eines ſehnſuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geſchichtliche Begebenheit habe darſtellen wollen. Des Geſchwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, ſo daß zuletzt nur noch zwei der edlen Malerkunſt gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, fing der eine an, wie man ſich ſelbſt allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Deuteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit dieſem Dogen, mit dieſer Dogareſſa für eine Bewandniß hat im Leben, ſo ergreift mich auch auf ganz beſondere Weiſe der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet iſt. Sieh' dieſe Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie ſie der Welt gebietend in den Lüften flattert — O herrliches Venedig!“ Er fing an Turandots Räthſel

von dem adriatiſchen Löwen herzuſagen: Dimmi, qual sia quella terribil fera etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltönende Männerſtimme mit Calafs-Auflöſung einfiel: Tu quadrupede fera etc. Von den Freunden unbemerkt hatte ſich hinter ihnen ein Mann hingeſtellt von hohem edlen Anſehn, den grauen Mantel maleriſch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man gerieth ins Geſpräch und der Fremde ſagte mit beinahe feierlichem Tone: Es iſt ein eignes Geheimniß, daß in dem Gemüth des Künſtlers oft ein Bild aufgeht, deſſen Geſtalten, zuvor unkennbare körperloſe im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künſtlers erſt ſich zum Leben zu formen und ihre Heimath zu finden ſcheinen. Und plötzlich verknüpft ſich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft, und ſtellt nur dar, was wirklich geſchah oder geſchehen wird. Kolbe mag vielleicht ſelbſt noch nicht wiſſen, daß er auf dem Bilde dort, niemanden anders darſtellte, als den Dogen Marino Falieri und ſeine Gattin Annunziata. — Der Fremde ſchwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Räthſel ihnen ſo zu löſen, wie das Räthſel vom adriatiſchen Löwen. Da ſprach er: Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, ſo will ich Euch auf der Stelle mit Falieris Geſchichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? — Ich werde ſehr umſtändlich ſeyn, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir ſo lebendig vor Augen ſtehen, als habe ich ſie ſelbſt erſchaut. — Das kann auch wohl der Fall ſeyn, denn jeder Hiſtoriker, wie ich nun einmal einer bin, iſt ja eine Art redendes Geſpenſt aus der Vorzeit.

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann.

Vor gar langer Zeit und, irr' ich nicht, ſo war's im Monat Auguſt des Jahres Eintauſend dreihundert und vier und fünfzig, als der tapfere genueſiſche Feldherr, Paganino Doria geheißen, die Venetianer auf's Haupt geſchlagen und ihre Stadt Parenzo erſtürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun ſeine wohlbemannten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Gier auf und nieder rennen, ſpähend, wo die Beute am ſicherſten zu haſchen; und Todesſchrecken erfaßte Volk und Signorie. Alle Mannſchaft, jeder der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von San Nicolo ſammelte man die Haufen. Schiffe, Bäume wurden verſenkt, Kett' an Kette geſchloſſen, um dem Feinde den Eingang zu ſperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Laſten in das ſchäumende Meer niederdonnerten, ſah man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie ſie den kalten Schweiß ſich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verſtörtem Geſichte, mit heiſerer Stimme Prozente über Prozente boten für baares Geld, denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforſchlichen Rathſchluſſe der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieſer Zeit der höchſten Kümmerniß und Noth der bedrängten Heerde der treue Hirte entriſſen werden ſollte. Ganz erdrückt von der Laſt des Ungemachs ſtarb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk ſein liebes Gräfchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war und niemals über den Marcusplatz ſchritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Raths Bedürftigen, für dieſen Troſt im Munde, für jenen Zechinen in der Taſche zu führen. Wie es denn nun geſchieht, daß den vom Unglück Entmutheten jeder Schlag, ſonſt kaum gefühlt, doppelt ſchmerz-

lich trifft, ſo war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen ſchauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer ſich vor Jammer und Betrübniß. Nun ſey ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten ſie die Nacken beugen dem genueſiſchen Joch, ſo ſchrien ſie laut, unerachtet, was die eben nöthigen kriegeriſchen Operationen betraf, der Verluſt des Dandulo eben nicht ſo verderblich ſchien. Das gute Gräfchen lebte gerne in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Geſtirne als die räthſelhaften Verſchlingungen der Staatsklugheit; es verſtand ſich beſſer darauf am heiligen Oſterfeſte die Prozeſſion zu ordnen als ein Kriegsheer zu führen. Nun kam es darauf an einen Doge zu wählen, der gleich begabt mit muthigem Feldherrnſinn und tüchtiger Staatsklugheit das in ſeinen Grundveſten erſchütterte Venedig rette, von der bedrohlichen Gewalt des immer kühneren Feindes. Die Senatoren verſammelten ſich, aber da ſah man nichts als trübe Geſichter, ſtarre Blicke, zu Boden geſenkte in die Hand geſtützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das loſe Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteſte Rath, Marino Bodoeri geheißen, erhob endlich ſeine Stimme. „Hier um uns, unter uns, ſo ſprach er, hier werdet ihr ihn nicht finden, aber richtet Eure Blicke nach Avignon, auf Marino Falieri, den wir hinſchickten, um dem Pabſte Innozens Glück zu wünſchen zu ſeiner Erhebung, der kann jetzt was Beſſeres thun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu ſteuern. Ihr werdet einwenden, daß dieſer Marino Falieri ſchon an die achtzig Jahre alt iſt, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß ſein muntres Anſehen, ſein brennendes Auge, das Glühroth auf Naſe und Wangen, wie

Verläumder wollen, mehr dem guten Cyperwein als innerer Kraft zuzuſchreiben iſt, aber achtet das nicht. Erinnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieſer Marino Falieri als Provedditor der Flotte auf dem ſchwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienſte es ſeyn mußten, die die Prokuratoren von San Marco bewegen konnten, dieſen Falieri mit der reichen Grafſchaft Valdemarino zu belehnen?" — So ſtrich Bodoeri Falieris Verdienſte wacker heraus und wußte jedem Einwand im Voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen ſich zu Falieris Wahl einten. Mancher ſprach zwar noch viel von Falieris aufbrauſendem Zorn, von ſeiner Herrſchſucht, ſeinem Eigenwillen, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greiſe gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Derlei tadelnde Stimmen verhallten nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemeſſenen ausgelaſſenen Jubel. Weiß man nicht, daß in ſolch' gefahrvoller Zeit, in ſolcher Unruhe und Spannung jeder Entſchluß, iſt es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erſcheint? — So geſchah es, daß das gute Gräfchen mit all' ſeiner Frömmigkeit und Milde rein vergeſſen war, und daß Jeder rief: Beim heiligen Marcus, dieſer Marino hätte längſt unſer Doge ſeyn ſollen und der übermüthige Doria käße uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten ſtreckten mühſam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte und ſchrien: Das iſt der Falieri, der den Morbaßan ſchlug — der tapfere Heerführer, deſſen ſiegreiche Flaggen im ſchwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zuſammenſtand, erzählte einer von des alten Falieri Heldenthaten und, als ſey Doria ſchon geſchlagen, erhallten die Lüfte von wildem Jubelgeſchrei. Hiezu kam, daß

Nicolo Piſani, der, mag der Himmel wiſſen warum, ſtatt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien geſegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Piſani verurſachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino Falieri zugeſchrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatiſcher Verzückung über die glückliche Wahl und man beſchloß, damit das Außerordentliche geſchehe, den neuerwählten Dogen wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf Edle, jeder von zahlreicher glänzender Dienerſchaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geſchickt, wo die Geſandten der Republick dem Falieri, ſo wie er angekommen, nochmals ſeine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podeſta von Chioggia unter den Befehlen ſeines eignen Sohnes Taddeo Giuſtiniani ausgerüſtet, nahmen darauf in Chiozza den Dogen mit ſeinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigſten ſiegreichſten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in dieſem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu beſteigen im Begriff ſtand, und das war am dritten October Abends, da ſchon die Sonne zu ſinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaſter ausgeſtreckt, ein armer unglücklicher Menſch. Einige Lumpen geſtreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich und die ſonſt einem Schifferkleide, wie das gemeinſte Volk der Laſtträger und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben ſchienen, hingen um den abgemagerten Körper. Von Hemde war nichts mehr zu ſehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber ſo weiß und zart war, daß ſie der Edelſten

einer ohne Scheu und Schaam hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur deſto beſſer das reinſte Ebenmaaß der wohlgebauten Glieder und betrachtete man nun vollends die hell-kaſtanienbraune Locken, die zerzaust und verworren die ſchönſte Stirn umſchatteten, die blauen nur von troſtloſem Elend verdüſterten Augen, die Adler-Naſe, den feingeformten Mund des Unglücklichen, der höchſtens zwanzig Jahre zu zählen ſchien, ſo war es gewiß, daß irgend ein feindſeliges Schickſal den Fremdling von guter Geburt in die unterſte Claſſe des Volks geſchleudert haben mußte.

Wie geſagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling und ſtarrte, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt, mit ſtierem gedankenloſen Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken ſollen, das Leben ſey von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildſäule verſteinert, hätte er nicht dann und wann tief wie im unſäglichſten Schmerz aufgeſeufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgeſtreckt hatte auf dem Pflaſter und der mit blutigen Lumpen umwickelt, ſchwer verwundet zu ſeyn ſchien. —

Alle Arbeit ruhte, das Getöſe des Gewerbes ſchwieg, ganz Venedig ſchwamm in tauſend Barken und Gondeln dem hochgeprieſenen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Menſch in troſtloſer Hülfloſigkeit ſeinen Schmerz verſeufzte. Doch eben als ſein mattes Haupt herabſank auf das Pflaſter und er der Ohnmacht nahe ſchien, rief eine heiſere Stimme recht kläglich mehrmals hinter einander: Antonio — mein lieber Antonio! — Antonio erhob ſich endlich mühſam mit halbem Leibe, und indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana hinter denen die Stimme hervorzukommen ſchien,

hinrichtete, ſprach er ganz matt und kaum vernehmbar: Wer iſt's, der mich ruft? — Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen, denn bald werde ich hier umgekommen ſeyn! — Da keuchte und hüſtelte ſich ein kleines ſteinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling und indem ſie neben ihm hinkauerte, brach ſie aus in ein widriges Kichern und Lachen. „Thörigt' Kind, ſo lispelte dann die Alte, thörigt' Kind, willſt hier umkommen, willſt hier ſterben, weil das goldne Glück dir aufgeht? — Schau nur hin, ſchau nur hin dort im Abend die lodernden Flammen, das ſind Zechinen für dich. — Aber du mußt eſſen, lieber Antonio, eſſen und trinken, denn der Hunger nur iſt es, der dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaſter! — Der Arm iſt ſchon heil, ſchon wieder heil!" — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das ſeltſame Bettelweib, das auf den Stufen der Franziskanerkirche die Andächtigen immer kichernd und lachend, um Allmoſen anzuſprechen pflegte und der er manchmal, von innerm unerklärlichem Hange getrieben, einen ſauer verdienten Quattrino, den er ſelbſt nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruhe, ſprach er, laß mich in Ruhe, altes wahnſinniges Weib, wohl iſt es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht, ſeit drei Tagen hab' ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollt' ich nach dem Kloſter und ſehen ein Paar Löffel Krankenſuppe zu erhaſchen, aber alle Kameraden ſind fort — keiner, der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgeſunken und werde wohl niemals wieder aufſtehen." „Hi hi hi hi, kicherte die Alte, warum gleich verzweifeln? warum gleich verzagen, du biſt durſtig, du biſt hungrig, dafür hab' ich Rath. Hier ſind ſchöne gedörrte Fiſchlein, erſt heute auf der Zecca eingekauft, hier

iſt Limonienſaft, hier ein artig weißes Brödlein, iß mein Söhnlein, dann wollen wir nach dem wunden Arm ſchauen.“ Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr wie eine Kapuze auf dem Rücken hing und hoch hinüberragte über das gebückte Haupt, Fiſche, Brod und Limonienſaft hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verſchrumpften Lippen genetzt hatte mit dem kühlen Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt und er verſchlang gierig Fiſche und Brod. Die Alte war indeſſen drüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln und da fand es ſich denn, daß der Arm zwar hart zerſchlagen, die Wunde aber ſchon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschen befindlich und die ſie mit dem Hauch des Mundes erwärmt, darauf ſtrich, frug ſie: Aber wer hat dich denn ſo arg geſchlagen, mein armes Söhnlein? Antonio ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte ſich ganz aufgerichtet; mit blitzenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: Ha! — Nicolo der Spitzbube wollte mich lahm ſchlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt Alte, daß ich mühſam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Laſten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutſchen, in den ſogenannten Fontego, (du kennſt es ja wohl das Gebäude), ſchleppen half. — So wie Antonio das Wort „Fontego“ ausſprach, kicherte und lachte die Alte recht abſcheulich auf und plapperte immer fort: Fontego — Fontego — Fontego. — Laß dein tolles Lachen, Alte wenn ich erzählen ſoll, rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich ſtill und Antonio fuhr fort: Nun hatte ich einige Quattrino's verdient, mir ein neues Wamms gekauft, ſah ganz ſtattlich aus und kam in die Zahl

der Gondolieres. Weil ich immer frohen Muthes war, wacker arbeitete und manch' schönes Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Neid unter den Kameraden. Sie verschwärzten mich bei meinem Herrn, der mich fortjagte, überall wo ich ging und stand, riefen sie mir nach, „deutscher Hund! verfluchter Ketzer!" und vor drei Tagen, als ich bei San Sebastian eine Barke ans Land rollen half, überfielen sie mich mit Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut, aber da traf mich der tückische Nicolo mit einem Ruderschlage, der mein Haupt streifend und den Arm schwer verletzend mich zu Boden warf. — Nun, du hast mich satt gemacht, Alte und in der That fühle ich, daß deine Salbe meinem wunden Arm auf wunderbare Weise wohl thut. Sieh nur, wie ich den Arm schon zu schwingen vermag — nun will ich wieder tapfer rudern! Antonio war vom Boden aufgestanden und schwang den wunden Arm kräftig hin und her, aber die Alte kicherte und lachte wieder laut auf, und rief, indem sie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tänzelnd hin und her trippelte: Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen, denn vor ihm hatte sich das allerherrlichste Schauspiel aufgethan. Von San Clemens her schwamm der Bucentoro, den adriatischen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderschlage daher wie ein kräftigbeschwingter goldner Schwan. Umringt von tausend Barken und Gondeln schien er, sein fürstlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit

glänzenden Häuptern aufgetaucht war, aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendsonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, so, daß Alles in lodernden Flammen stand; aber wie Antonio in Vergessenheit alles Kummers ganz entzückt hinschaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Sausen ging durch die Lüfte und wie ein furchtbares Echo hallte es wieder aus der Tiefe des Meers. Der Sturm kam daher gefahren auf schwarzen Wolken und hüllte Alles in dicke Finsterniß ein, während aus dem brausenden Meere höher und höher die Wellen wie zischende schäumende Ungeheuer emporstiegen und Alles zu verschlingen drohten. Gleich zerstäubtem Gefieder sah man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro, mit seinem flachen Boden unfähig dem Sturme zu widerstehen, schwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angstgeschrei der Bedrängten.

Erstarrt schaute Antonio hin, dicht vor ihm rasselte es wie mit Ketten, er schaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geschaukelt, da fiel es wie ein Blitzstrahl in seine Seele. Er sprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darinnen fand und stach kühn und muthvoll hinaus in die See, geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, desto deutlicher vernahm er das Hülfsgeschrei auf dem Bucentoro: „Hinan! — hinan! — rettet dem Doge! rettet den Doge!" — Es ist bekannt, daß kleine Fischerkähne im Golf, wenn er stürmt, gerade sicherer sind und besser zu handhaben als größere Barken, und so kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des Marino Falieri zu retten. Aber im Le-

ben geſchieht es ja immer, daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelingen einer kühnen That als ſein Eigen zugetheilt hat, ſo daß alle Andere ſich ganz vergebens darum bemühen. So war es dießmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuerwählten Doge zugedacht war und deshalb gelang es ihm ganz allein, ſich mit ſeinem kleinen geringen Fiſcherkahn glücklich hinanzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit ſolcher Gefahr vertraut, ſtieg, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, rüſtig heraus aus dem prächtigen, aber verrätheriſchen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brauſenden Wellen leicht weggleitend wie ein Delphin in wenigen Minuten hinüberruderte nach dem Platze des heiligen Marcus. Mit durchnäßten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Geſichtern die Ceremonien des Einzuges beendete. Das Volk eben ſo wie die Signorie beſtürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnliche Miſſethäter hingerichtet zu werden pflegen, verſtummte mitten im Jubel und ſo endete der feſtlich begonnene Tag traurig und düſter.

An den Retter des Doge ſchien niemand zu denken, und Antonio ſelbſt dachte nicht daran, ſondern lag todmüde, halb ohnmächtig von Schmerz den ihm die neuaufgereizte Wunde verurſachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palaſtes. Deſto verwunderlicher war es ihm, als, da beinahe die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern packte, und mit den Worten: Komm guter Freund, in den Palaſt und in die Zimmer des Doge hineinſtieß. Der Alte

kam ihm freundlich entgegen und ſprach, indem er auf ein Paar Beutel wieß, die auf dem Tiſche lagen: „Du haſt dich wacker gehalten, mein guter Sohn, hier! — nimm dieſe dreitauſend Zechinen, willſt du mehr, ſo fordere, aber erzeige mir den Gefallen und laſſe dich nie mehr vor meinem Angeſicht ſehen.“ Bei den letzten Worten blitzten Funken aus den Augen des Alten und die Naſenſpitze röthete ſich höher. Antonio wußte nicht, was der Alte wollte, ließ ſich das auch gar nicht zu Herzen gehn, ſondern laſtete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

Leuchtend im Glanz der neuerlangten Herrſchaft, ſah andern Morgens der alte Falieri aus den hohen Bogenfenſtern des Palaſtes herab auf das Volk, das ſich unter ihm in allerlei Waffenübungen luſtig tummelte. Da trat Bodoeri, ſeit den Jünglingsjahren in unwandelbarer Freundſchaft mit dem Dogen feſt verkettet, ins Gemach, und als nun dieſer ganz verſunken in ſich und ſeine Würde ihn gar nicht zu bemerken ſchien, ſchlug er die Hände zuſammen und rief laut lachend aus: Ei Falieri, welche erhabene Gedanken mögen brüten und gedeihen in deinem Kopfe ſeit dem Augenblicke, daß die krumme Mütze darauf ſitzt? — Falieri, wie aus einem Traum erwachend, kam dem Alten mit erzwungener Freundlichkeit entgegen. Er fühlte, daß es doch eigentlich Bodoeri war, dem er die Mütze zu verdanken und jene Rede ſchien ihn daran zu mahnen. Da nun aber jede Verpflichtung ſein ſtolzes herrſchſüchtiges Gemüth wie eine Laſt drückte und er den älteſten Rath, den bewährten Freund nicht abfertigen konnte wie den armen Antonio, ſo zwang er ſich einige Worte des Dankes ab und fing dann gleich an, von den Maaßregeln zu ſprechen die jetzt den überall ſich regenden Feinden entgegengeſtellt wer-

den müßten. „Das," fiel ihm Bodoeri mit ſchlauem Lächeln in die Rede, „das und alles Uebrige, was ſonſt noch der Staat von dir fordert, wollen wir nach ein Paar Stunden im verſammelten großen Rath reiflich erwägen und überlegen. Nicht darum bin ich ſo früh gekommen, um mit dir die Mittel aufzufinden, wie man den kecken Doria ſchlägt oder wie man den ungariſchen Ludwig, dem es wieder nach unſern dalmatiſchen Seeſtädten gelüſtet, zur Vernunft bringt. Nein, Marino, nur an dich ſelbſt hab' ich gedacht und zwar, was du vielleicht nicht rathen würdeſt, an deine Vermählung." „Wie konnteſt du, erwiederte der Doge, indem er ganz verdrießlich aufſtand und dem Bodoeri den Rücken gewendet, hinausſchaute durch das Fenſter, — wie konnteſt du nur daran denken. Noch lange iſt's hin bis zum Himmelfahrtstage. Dann, hoff ich, ſoll der Feind geſchlagen, Sieg, Ehre, neuer Reichthum, glänzendere Macht dem meergebornen adriatiſchen Löwen erworben ſeyn. Die keuſche Braut ſoll den Bräutigam ihrer würdig finden." „Ach, fiel ihm Bodoeri ungeduldig in die Rede, ach du ſprichſt von der ſeltſamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn du den goldnen Ring vom Bucentoro hinabſchleudernd in die Wellen, dich zu vermählen gedenkſt mit dem adriatiſchen Meer. Du Marino, du, dem Meer Verwandter, kennſt du denn keine andere Braut, als das kalte, feuchte verrätheriſche Element, dem du zu gebieten wähnſt, und das erſt geſtern gar bedrohlich ſich gegen dich auflehnte? — Ei wie magſt du liegen wollen in den Armen einer ſolchen Braut, die ein eigenſinnig tolles Ding, gleich, als du auf dem Bucentoro daher gleitend ihr nur die bläulich gefrornen Wangen ſtreicheltest, zankte und tobte. Reicht denn ein ganzer Veſuv voll Gluth dazu hin, den eiſigen Buſen eines falſchen Weibes

zu erwärmen, die in steter Treulosigkeit immer und immer sich neu vermählend die Ringe nicht empfängt als theures Liebespfand, sondern hinabreißt den Tribut der Sclaven? Nein Marino, ich gedachte, daß du dich vermählen solltest mit dem schönsten Erdenkinde, das nur zu finden." „Du faselst, murmelte Falieri, ohne sich vom Fenster wegzuwenden, du faselst Alter. Ich, ein achtzigjähriger Greis, belastet mit Mühe und Arbeit, niemals verheirathet gewesen, kaum mehr fähig zu lieben" — Halt ein, rief Bodoeri, lästere dich nicht selbst. — Streckt nicht der Winter, so rauh und kalt als er auch seyn mag, doch nicht zuletzt voll Sehnsucht die Arme aus nach der holden Göttin, die ihm entgegen zieht von lauen Westwinden getragen? — Und wenn er sie dann an den erstarrten Busen drückt, wenn sanfte Gluth seine Adern durchrinnt, wo bleibt da Eis und Schnee! Du sagst, du seyst an die achtzig Jahre alt, das ist wahr, aber berechnest du das Greisthum denn blos nach den Jahren? — Trägst du dein Haupt nicht so aufrecht, gehst du nicht mit solchem festen Schritt einher wie vor vierzig Sommern? — Oder fühlst du vielleicht doch daß deine Kraft abgenommen, daß du ein geringeres Schwerdt tragen mußt, daß du im raschen Gange ermattest, daß du die Treppen des herzoglichen Palastes heraufkeuchst. — Nein, beim Himmel! unterbrach Falieri den Freund, indem er mit rascher heftiger Bewegung vom Fenster weg und auf ihn zutrat, nein, beim Himmel! von dem Allen spüre ich nichts. — Nun dann, fuhr Bodoeri fort, so genieße als Greis mit allen Zügen alles Erdenglück, was dir noch zugedacht. Erhebe das Weib, das ich für dich wählte, zur Dogaressa, und die Frauen von Venedig werden, was Schönheit und Tugend betrifft, so gut in ihr die Erste anerkennen müssen, als die Venetianer in dir ihr Oberhaupt

an Tapferkeit, Geiſt und Kraft. Bodoeri fing nun an das Bild eines Weibes zu entwerfen und wußte die Farben ſo geſchickt zu miſchen und ſo lebendig aufzutragen, daß des alten Falieri Augen blitzten, daß er im ganzen Geſicht röther und röther wurde, daß die Lippen ſich ſpitzten und ſchmatzten als genöſſe er ein Gläslein feurigen Syrakuſer nach dem andern. „Ei, ſprach er endlich ſchmunzelnd, ei was iſt denn das für ein Ausbund von Liebreiz, von dem Du ſprichſt?“ — Kein anderes Weib, erwiederte Bodoeri, kein anderes Weib meine ich, als mein liebes Nichtchen. Was, fiel ihm Falieri in die Rede, deine Nichte? Die wurde ja, als ich Podeſta von Treviſo war, an Bertuccio Nenolo verheirathet? Ei, ſprach Bodoeri weiter, Du denkſt an meine Nichte Franzeska und deren Töchterlein iſt es, die ich dir zugedacht. Du weißt, daß den wilden barſchen Nenolo der Krieg ins Meer verlockte. Franzeska voller Gram und Schmerz begrub ſich in ein römiſches Kloſter, ſo ließ ich die kleine Annunziata erziehen in tiefer Einſamkeit auf meiner Villa in Treviſo. — Was, unterbrach Falieri den Alten voller Ungeduld aufs neue, was, die Tochter Deiner Nichte ſoll ich zu meiner Gemahlin erheben? — Wie lange iſt's, daß Nenolo ſich vermählte? — Annunziata muß ein Kind ſeyn von höchſtens zehn Jahren. Als ich Podeſta von Treviſo wurde, war an Nenolos Vermählung noch nicht zu denken und das ſind — 25 Jahre her, fiel Bodoeri ihm lachend in die Rede, ei! wie magſt du dich ſo verrechnen in der Zeit, die dir ſchnell vergangen. Annunziata iſt ein Mädchen von 19 Jahren, ſchön wie die Sonne, ſittſam, demüthig, in der Liebe unerfahren, denn ſie ſah kaum einen Mann. Sie wird dir anhängen mit kindlicher Liebe und anſpruchloſer Ergebenheit. „Ich will ſie ſehen, ich will ſie ſehen,“ rief der Doge,

dem das Bild, das Bodoeri von der ſchönen Annunziata entworfen, wieder vor Augen kam. Sein Wunſch wurde ſelbigen Tages erfüllt, denn kaum als er aus dem großen Rath in ſeine Gemächer zurückgekehrt war führte ihm der ſchlaue Bodoeri, der mancherlei Urſachen haben mochte, ſeine Nichte als Dogareſſa an Falieris Seite zu ſehen, die holde Annunziata ganz heimlich zu. Als nun der alte Falieri das Engelskind erblickte, war er ganz beſtürzt über das Wunder von Schönheit und vermochte kaum, unverſtändliche Worte ſtammelnd, um ſie zu werben. Annunziata, wohl von Bodoeri ſchon unterrichtet, ſank, hohe Röthe auf den Wangen, nieder vor dem fürſtlichen Greiſe. Sie ergriff ſeine Hand, die ſie an die Lippen drückte und liſpelte leiſe: O Herr, wollt ihr mich denn würdigen Euch zur Seite den fürſtlichen Thron zu beſteigen? — Nun ſo will ich Euch aus dem Grunde meiner Seele verehren und Eure treue Magd ſeyn bis zum letzten Athemzuge. Der alte Falieri war außer ſich vor Wonne und Entzücken. Als Annunziata ſeine Hand ergriff, fühlt' er es durch alle Glieder zucken und dann begann er dermaßen mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe zu wackeln und zu zittern, daß er nur ganz geſchwinde ſich in den großen Lehnſtuhl ſetzen mußte. Es ſchien als ſolle Bodoeris gute Meinung von dem kräftigen Alter der achtziger Jahre widerlegt werden. Der konnte freilich ein ſeltſames Lächeln, das um ſeine Lippen zuckte, nicht unterdrükken, die unſchuldige unbefangene Annunziata bemerkte nichts und ſonſt war zum Glück niemand zugegen. — Mocht' es ſeyn, daß der alte Falieri, dacht' er daran ſich dem Volke als Bräutigam eines neunzehnjährigen Mädchens zu zeigen, das Unbequeme dieſer Lage fühlte, daß ſogar eine Ahnung in ihm ſich regte, daß man die zum Spott geneigten Venetianer dazu

eben nicht aufreizen dürfe und daß es beſſer ſey, den kritiſchen Zeitpunkt des Bräutigamsſtandes ganz zu verſchweigen, genug mit Bodoeris Uebereinſtimmung wurde beſchloſſen, daß die Trauung in der größten Heimlichkeit vollzogen und dann einige Tage darauf die Dogareſſa als mit Falieri längſt vermählt und als ſey ſie eben aus Treviſo angekommen, wo ſie ſich während Falieris Sendung nach Avignon aufgehalten, der Signorie und dem Volk vorgeſtellt werden ſollte.

Richten wir unſern Blick auf jenen ſauber gekleideten bildſchönen Jüngling, der, den Beutel mit Zechinen in der Hand, den Rialto auf und abgeht, mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen ſpricht, die verdüſterte Stirn wieder abwendet, weiter ſchreitet, ſtehen bleibt, wieder umkehrt und endlich ſich nach dem Marcusplatz gondeln läßt, wo er mit ungewiſſem zaudernden Schritt, die Arme übereinander geſchlagen, den Blick zur Erde geſenkt, auf und abwandelt und nicht bemerkt, nicht ahnt, daß manches Flüſtern, manches Räuſpern aus dieſem, jenem Fenſter, von dieſem, jenem reich behängten Balkon herab, Liebeszeichen ſind, die ihm gelten. Wer würde in dieſem Jünglinge ſo leicht den Antonio erkennen, der noch vor wenigen Tagen zerlumpt, arm und elend auf dem Marmorpflaſter vor der Dogana lag! Söhnlein, mein goldnes Söhnlein Antonio, guten Tag! — guten Tag! So rief ihm das alte Bettelweib entgegen, die auf den Stufen der Marcuskirche ſaß und bei der er vorüberſchreiten wollte ohne ſie zu ſehen. So wie er, ſich raſch umwendend, die Alte erblickte, griff er in den Beutel und holte eine Hand voll Zechinen heraus, die er ihr zuwerfen wollte. „O laß doch dein Gold ſtecken, kicherte und lachte die Alte, was ſoll ich denn mit deinem Golde anfangen, bin ich denn nicht reich genug? — Aber wenn du mir

Gutes thun willſt, ſo laß mir eine neue Kapuze machen, denn die, die ich trage, will nicht mehr halten gegen Wind und Wetter! — Ja das thue, mein Söhnlein, mein goldnes Söhnlein — aber bleib weg vom Fontego — vom Fontego!" — Antonio ſtarrte der Alten ins bleichgelbe Antlitz, in dem die tiefen Furchen auf ſeltſame grauliche Weiſe zuckten, und als ſie nun die dürren Knochenhände klappernd zuſammenſchlug und mit heulender Stimme und widrigem Kichern fortplapperte, bleib' weg vom Fontego! Da rief Antonio: kannſt du denn niemals dein tolles wahnſinniges Treiben laſſen, du — Hexenweib! So wie Antonio dies Wort ausſprach, kugelte die Alte, wie vom Blitz getroffen, die hohen Marmorſtufen herab. Antonio ſprang hinzu, faßte die Alte mit beiden Händen und verhinderte den ſchweren Fall. „O mein Söhnlein, ſprach jetzt die Alte mit leiſer kläglicher Stimme, o mein Söhnlein, was für ein entſetzliches Wort ſprachſt du aus! O tödte mich lieber, als daß du dieſes Wort noch einmal wiederholſt. — Ach du weißt nicht, wie ſchwer du mich verletzt haſt, mich, die dich ja ſo getreulich im Herzen trägt — ach du weißt nicht." — Die Alte brach plötzlich ab, verhüllte ihr Haupt mit dem dunkelbraunen Tuchlappen, der ihr wie ein kurzes Mäntelchen um die Schultern hing und ſeufzte und wimmerte wie in tauſend Schmerzen. Antonio fühlte ſich im Innerſten auf ſeltſame Weiſe bewegt, er faßte die Alte und trug ſie hinauf bis in das Portal der Marcuskirche, wo er ſie auf eine Marmorbank, die dort befindlich, hinſetzte. „Du haſt mir Gutes gethan, Alte, fing er dann an, nachdem er des Weibes Haupt befreit hatte von dem häßlichen Tuchlappen, du haſt mir Gutes gethan, dir hab' ich eigentlich meinen ganzen Wohlſtand zu verdanken, denn ſtandeſt du mir nicht bei in der Todesnoth, ſo läge ich längſt

im Meeresgrunde, ich rettete nicht den alten Dogen, ich erhielt nicht die wackern Zechinen. Aber ſelbſt, hätteſt du das auch nicht gethan, ſo fühle ich, daß ich doch mit ganz beſonderer Neigung dir anhängen müßte mein Lebenlang, unerachtet du mir wieder mit deinem wahnſinnigen Treiben, wenn du ſo widerlich kicherſt und lachſt, oft inneres Grauen genug erregſt. In der That, Alte, als ich noch mit Laſtnazen und Rudern mühſam mein Leben friſtete, da war mir es ja immer, als müſſe ich ſchärfer arbeiten, nur um dir ein Paar Quattrino's abgeben zu können.“ „O mein Herzensſöhnlein, mein goldner Tonino, rief die Alte, indem ſie die verſchrumpften Arme hoch empor hob, ſo daß ihr Stab klappernd auf den Marmor niederfiel und weit fort rollte, o mein Tonino! ich weiß es ja, ich weiß es ja, daß du mir, ſtellſt du dich auch an wie du nur magſt, mit ganzer Seele anhängen mußt, denn — doch ſtill — ſtill — ſtill.“ — Die Alte bückte ſich mühſam herab nach ihrem Stabe; Antonio hob ihn auf und reichte ihn ihr hin. Das ſpitze Kinn auf den Stab geſtützt, den ſtarren Blick auf den Boden gerichtet, ſprach die Alte nun mit zurückgehaltener dumpfer Stimme: Sage mir, mein Kind! magſt du dich denn gar nicht der früheren Zeit erinnern, wie es ging, wie es war mit dir, ehe du hier, ein armer elender Menſch, kaum dein Leben friſten konnteſt? Antonio ſeufzte tief auf, er nahm Platz neben der Alten und fing dann an: Ach, Mutter, nur zu gut weiß ich, daß ich von Eltern geboren wurde, die in dem blühendſten Wohlſtande lebten, aber, wer ſie waren, wie ich von ihnen kam, nicht die leiſeſte Ahnung davon blieb und konnte davon in meiner Seele bleiben. Ich erinnere mich ſehr gut eines großen ſchönen Mannes, der mich oft auf den Arm nahm, mich abherzte und mir Zuckerwerk in den Mund

ſteckte. Eben ſo gedenke ich einer freundlichen hübſchen Frau, die mich aus und anzog, mich jeden Abend in ein weiches Bettchen legte und mir überhaupt Gutes that auf jede Weiſe. Beide ſprachen mit mir in einer fremden volltönenden Sprache und ich ſelbſt lallte manches Wort in dieſer Sprache ihnen nach. Als ich noch ruderte, pflegten meine feindlichen Kameraden immer zu ſagen, ich müſſe meiner Haare, meiner Augen, meines ganzen Körperbaues halber, deutſcher Abkunft ſeyn. Das glaub' ich auch, jene Sprache meiner Pfleger (der Mann war gewiß mein Vater) war deutſch. Die lebhafteſte Erinnerung jener Zeit iſt das Schreckbild einer Nacht, in der ich durch ein entſetzliches Jammergeſchrei aus tiefem Schlaf geweckt wurde. Man rannte im Hauſe umher, Thüren wurden auf und zugeſchlagen, mir wurde unbeſchreiblich bange, laut fing ich an zu weinen. Da ſtürzte die Frau, die mich pflegte hinein, riß mich aus dem Bette, verſtopfte mir den Mund, wickelte mich ein in Tücher und rannte mit mir von dannen. Seit dieſem Augenblicke ſchweigt meine Erinnerung. Ich finde mich wieder in einem prächtigen Hauſe, das in der anmuthigſten Gegend lag. Das Bild eines Mannes tritt hervor, den ich „Vater" nannte, und der ein ſtattlicher Herr war von edlem und dabei gutmüthigem Anſehen. Er, ſo wie Alle im Hauſe ſprachen italiäniſch. Mehrere Wochen hatte ich den Vater nicht geſehen, da kamen eines Tages fremde Leute von häßlichem Anſehen, die machten viel Lärm im Hauſe und ſtöberten Alles durch. Als ſie mich erblickten, fragten ſie, wer ich denn ſey und was ich hier im Hauſe mache? — „Ich bin ja Antonio, der Sohn vom Hauſe!" Als ich das erwiederte, lachten ſie mir ins Geſicht, riſſen mir die guten Kleider vom Leibe und ſtießen mich zum Hauſe hinaus, mit der Drohung, daß ich, wage ich

es mich wieder zu zeigen, fortgeprügelt werden ſolle. Laut jammernd lief ich von dannen. Kaum hundert Schritte vom Hauſe trat mir ein alter Mann entgegen, in dem ich einen Diener meines Pflegevaters erkannte. „Komm Antonio, rief er, indem er mich bei der Hand faßte; komm Antonio, armer Junge! für uns Beide iſt das Haus dort auf immer verſchloſſen. Wir müſſen nun Beide zuſehen, wo wir ein Stück Brod finden.“ Der Alte nahm mich mit hierher. Er war nicht ſo arm als er ſeiner ſchlechten Kleidung nach zu ſeyn ſchien. Kaum angekommen, ſah ich wie er die Zechinen aus dem zertrennten Wamms hervorholte und den ganzen Tag ſich auf dem Rialto umhertreibend bald den Unterhändler, bald den Handelsmann ſelbſt machte. Ich mußte immer hinter ihm her ſeyn, und er pflegte, hatte er den Handel gemacht, noch immer um eine Kleinigkeit für den figliulo zu bitten. Jeder dem ich recht dreiſt in die Augen ſah, rückte noch gern einige Quattrinos heraus, die er mit vieler Behaglichkeit einſteckte, indem er, mir die Wangen ſtreichelnd verſicherte, er ſammle das Alles für mich zum neuen Wamms. Ich befand mich wohl bei dem Alten, den die Leute, ich weiß nicht warum, Väterchen Blaunas' nannten. Doch das dauerte nicht lange. Du erinnerſt dich, Alte, jener Schreckenzeit, als eines Tages die Erde zu beben begann, als in den Grundveſten erſchüttert Thürme und Palläſte wankten, als wie von unſichtbaren Rieſenarmen gezogen die Glocken läuteten. Es ſind ja kaum ſieben Jahre darüber vergangen. — Glücklich rettete ich mich mit dem Alten aus dem Hauſe, das hinter uns zuſammenſtürzte. Alles Geſchäft ruhte, auf dem Rialto lag Alles in todter Betäubung. Aber mit dieſem entſetzlichen Ereigniß kündigte ſich nur das herannahende Ungeheuer an, das bald ſeinen giftigen Athem aushauchte über

Stadt und Land. Man wußte, daß die Peſt aus der Levante zuerſt nach Sicilien gedrungen, ſchon in Toscana wüthete. Noch war Venedig davon befreit. Da handelte eines Tages mein Väterchen Blaunas' auf dem Rialto mit einem Armenier. Sie wurden Handels einig, und ſchüttelten ſich wacker die Hände. Mein Väterchen hatte einige gute Waaren dem Armenier abgelaſſen um geringen Preis und forderte nun die gewöhnliche Kleinigkeit per il ſiglinlo. Der Armenier, ein großer ſtarker Mann mit dickem krauſem Bart (noch ſteht er vor mir) ſchaute mich an mit freundlichem Blick, dann küßte er mich und drückte mir ein Paar Zechinen in die Hand, die ich haſtig einſteckte. Wir gondelten nach San Marco. Unterweges forderte Väterchen mir die Zechinen ab und ich weiß ſelbſt nicht, wie ich darauf kam zu behaupten, daß ich mir ſie ſelbſt verwahren müſſe, da der Armenier es ſo gewollt. Der Alte wurde verdrießlich, aber indem er mit mir zankte, bemerkte ich, daß ſein Geſicht ſich mit einer widerlichen erdgelben Farbe überzog, und daß er allerlei tolles unzuſammenhängendes Zeug in ſeine Reden miſchte. Auf dem Platz angekommen, taumelte er hin und her wie ein Betrunkener bis er dicht vor dem herzoglichen Palaſt todt nieder ſtürzte. Mit lautem Jammergeſchrei warf ich mich auf den Leichnam. Das Volk rannte zuſammen, aber ſo wie der fürchterliche Ruf: die Peſt — die Peſt, erſcholl, ſtäubte Alles voll Entſetzen auseinander. In dem Augenblick ergriff mich eine dumpfe Betäubung, mir ſchwanden die Sinne. Als ich erwachte, fand ich mich in einem geräumigen Zimmer auf einer geringen Matratze mit einem wollenen Tuche bedeckt. Um mich herum lagen auf ähnlichen Matratzen wohl zwanzig bis dreißig elende bleiche Geſtalten. So wie ich ſpäter erfuhr, hatten mich mitleidige Mönche, die

gerade aus San Marco kamen, da sie Leben in mir verspürten, in eine Gondel bringen und nach der Giudekka in das Kloster San Giorgio Maggiore, wo die Benediktiner ein Hospital angelegt hatten, schaffen lassen. — Wie vermag ich dir denn, Alte, diesen Augenblick des Erwachens zu beschreiben! Die Wuth der Krankheit hatte mir alle Erinnerung des Vergangenen gänzlich geraubt. Gleich als wäre in die todtstarre Bildsäule plötzlich der Lebensfunken gefahren, gab es für mich nur augenblickliches Daseyn, das sich an nichts knüpfte. Du kannst es dir denken, Alte! welchen Jammer, welche Trostlosigkeit dies Leben, nur ein im leeren Raum ohne Halt schwimmendes Bewußtseyn zu nennen, über mich bringen mußte! — Die Mönche konnten mir nur sagen, daß man mich bei Väterchen Blaunas' gefunden, für dessen Sohn ich allgemein gegolten. Nach und nach sammelten sich zwar meine Gedanken und ich besann mich auf mein früheres Leben, aber was ich dir erzählte Alte, das ist Alles was ich davon weiß und das sind doch nur einzelne Bilder ohne Zusammenhang. Ach! dieses trostlose Alleinstehen in der Welt, das läßt mich zu keiner Fröhlichkeit kommen, so gut es mir nun auch gehen mag. — „Tonino, mein lieber Tonino, sprach die Alte, begnüge dich mit dem, was dir die helle Gegenwart schenkt." — Schweig, Alte, unterbrach sie Antonio, schweig, noch etwas ist es, was mir mein Leben verkümmert, mich rastlos verfolgt, was mich über kurz oder lang rettungslos verderben wird. Ein unaussprechliches Verlangen, eine mein Innerstes verzehrende Sehnsucht nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen, nicht zu denken vermag, hat, seitdem ich im Spital zum Leben erwachte, mein ganzes Wesen erfaßt. Wenn ich als ein Armer, Elender, ermüdet, zerschlagen von der mühseligen Arbeit Nachts

auf dem harten Lager ruhte, dann kam der Traum und goß, mir in lindem Säuseln die heiße Stirn fächelnd, alle Seligkeit irgend eines glücklichen Moments, in dem mir die ewige Macht die Wonne des Himmels ahnen ließ und deſſen Bewußtſeyn tief in meiner Seele ruht, in mein Inneres. Jetzt ruhe ich auf weichen Kiſſen und keine Arbeit verzehrt meine Kraft, aber erwache ich aus dem Traum oder kommt mir wachend das Bewußtſeyn jenes Moments in den Sinn, ſo fühle ich, daß mein armes verlaſſenes Daſeyn mir ja eben ſo wie damals eine drückende Bürde iſt, die abzuwerfen ich trachten möchte. Alles Sinnen, alles Forſchen iſt vergebens, ich kann es nicht ergründen, was mir früher im Leben ſo Hochherrliches geſchah, deſſen dunkler, ach mir unverſtändlicher Nachklang mich mit ſolcher Seligkeit erfüllt, aber wird dieſe Seligkeit nicht zum brennendſten Schmerz, der mich zu Tode foltert, wenn ich erkennen muß, daß alle Hoffnung verloren iſt, jenes unbekannte Eden wieder zu finden, ja es nur zu ſuchen? Gibt es denn Spuren des ſpurlos Verſchwundenen? Antonio hielt inne, indem er aus tiefer Bruſt ſchwer aufſeufzte. Die Alte hatte ſich während ſeiner Erzählung gebehrdet wie einer, der ganz hingeriſſen von dem Leid des andern Alles ſelbſt fühlt, und jede Bewegung, die dieſem der Schmerz abnöthigt, wie ein Spiegel zurückgiebt. „Tonino, fing ſie jetzt mit weinerlicher Stimme an, mein lieber Tonino, darum willſt du verzagen, weil dir im Leben etwas Hochherrliches begegnet iſt, deſſen Erinnerung dir erloſchen? — Thörichtes Kind, thörichtes Kind — merk auf — hi hi hi.“ — Die Alte begann nach ihrer gewöhnlichen Weiſe widerlich zu kichern und zu lachen und auf dem Marmorboden herumzuhüpfen. — Leute kamen, die Alte kauerte nieder, man warf ihr Almoſen zu. — „An-

tonio — Antonio, bring' mich fort — fort ans Meer!" So kreiſchte ſie auf, Antonio wußte nicht, wie ihm geſchah, beinahe willkürlos faßte er die Alte und führte ſie über den Marcusplatz langſam fort. Während ſie gingen, murmelte die Alte leiſe und feierlich: „Antonio — ſiehſt du wohl die dunklen Blutflecken hier auf dem Boden? — ja Blut — viel Blut, überall viel Blut! — aber hi — hi — hi! — aus dem Blut entſprießen Roſen, ſchöne rothe Roſen zum Kranze für dich — für dein Liebchen. — O du Herr des Lebens, welcher holde Engel des Lichts iſt es denn — der dort ſo anmuthig, ſo ſternenklar lächelnd auf dich zuſchreitet? — Die lilienweißen Arme breiten ſich aus um dich zu umarmen. O Antonio, hochbeglücktes Kind — halte dich wacker — halte dich wakker! — Und Myrthen kannſt du pflücken im ſüßen Abendroth, Myrthen für die Braut, für die jungfräuliche Wittwe — hi — hi — hi — Myrthen, im Abendroth gepflückt, aber ſie blühen erſt um Mitternacht — hörſt du wohl das Geflüſter des Nachtwindes — das ſehnſüchtig klagende Sauſen des Meeres? — Rudere wacker zu, mein kühner Schiffer, rudere wacker zu!" — Antonio fühlte ſich von tiefem Grauen erfaßt bei den wunderlichen Reden der Alten, die ſie mit ganz ſeltſamer fremder Stimme unter beſtändigem Kichern hermurmelte. Sie waren an die Säule gekommen, die den adriatiſchen Löwen trägt. Die Alte wollte immer weiter fortmurmelnd vorüberſchreiten, Antonio, von der Alten Betragen gepeinigt, von den Vorübergehenden ob ſeiner Dame verwunderlich angegafft, blieb aber ſtehen und ſprach mit barſchem Ton: Hier — auf dieſe Stufen ſetz dich hin, Alte, und halt ein mit deinen Reden, die mich toll machen könnten. Es iſt wahr, du haſt meine Zechinen in den Flammengebilden der Wolken geſehen, aber eben

deshalb — was ſchwatzeſt du von Engeln des Lichts — von Braut — jungfräulicher Wittwe — von Roſen und Myrthen? — willſt du mich bethören, entſetzliches Weib, daß irgend ein wahnſinniges Streben mich in den Abgrund ſchleudert? Eine neue Kaputze ſollſt du haben, Brod — Zechinen — Alles, was du willſt, aber laß ab von mir. — Antonio wollte raſch fort, allein die Alte ergriff ihn beim Mantel und rief mit ſchneidender Stimme: „Tonino — mein Tonino, ſieh mich doch nur noch einmal recht an, ſonſt muß ich ja hin bis an den äußerſten Rand des Platzes dort, und mich troſtlos hinabſtürzen in das Meer.“ — Antonio, um nicht noch mehr Blicke auf ſich zu ziehen als ſich auf ihn zu richten begannen, blieb wirklich ſtehen. Tonino, fuhr die Alte fort, ſetze dich her zu mir, es drückt mir das Herz ab, ich muß dir es ſagen — o ſetze dich her zu mir. Antonio ließ ſich auf die Stufen ſo nieder, daß er der Alten den Rücken zuwandte und zog ſein Rechnungsbuch hervor, deſſen weiße Blätter von dem Eifer zeugten, mit dem er ſeine Handelsgeſchäfte auf dem Rialto betrieb. „Tonino, liſpelte nun die Alte ganz leiſe, Tonino, wenn du ſo in mein verſchrumpftes Antlitz ſchauſt, dämmert denn gar keine leiſe Ahnung in deinem Innern auf, daß du mich wohl in früher, früher Zeit gekannt haben könnteſt!“ „Ich ſagte dir ſchon, erwiederte Antonio eben ſo leiſe und ohne ſich umzuwenden, ich ſagte dir ſchon, Alte, daß ich auf eine mir unerklärliche Weiſe mich zu dir hingeneigt fühle, aber daran iſt dein häßliches, verſchrumpftes Geſicht nicht Schuld. Schaue ich vielmehr deine ſeltſamen ſchwarzen blitzenden Augen, deine ſpitze Naſe, deine blauen Lippen, dein langes Kinn, dein ſtruppiges eisgraues Haar an, hör' ich dein widriges Kichern und Lachen — deine verworrenen Reden — ei ſo möcht

ich mit Abſcheu mich von dir abwenden und gar glauben, irgend verruchte Mittel ſtünden dir zu Gebote, mich an dich zu locken.“ „O Herr des Himmels, heulte die Alte, von unſäglichem Schmerz erfaßt, o Herr des Himmels, welcher böſe hölliſche Geiſt gab dir ſolche entſetzliche Gedanken ein! O Tonino, mein ſüßer Tonino, das Weib, das dich als Kind ſo zärtlich hegte und pflegte, das dich in jener Schreckensnacht rettete aus dringender Todesgefahr, das Weib war ich.“ Im plötzlichen Schreck der Ueberraſchung drehte ſich Antonio raſch um, aber wie er nun der Alten in das abſcheuliche Geſicht ſtarrte, rief er zornig: So gedenkſt du mich zu bethören, altes verruchtes wahnſinniges Weib? — Die wenigen Bilder, die aus meiner Kindheit mir geblieben, ſind lebendig und friſch. Jene holde freundliche Frau, die mich pflegte, o ich ſehe ſie lebhaft vor Augen! — Sie hatte ein volles friſch gefärbtes Geſicht — mild blickende Augen — ſchönes dunkelbraunes Haupthaar — zierliche Hände — ſie mochte kaum dreißig Jahre alt ſeyn — und du? — ein neunzigjähriges Mütterchen — „O all ihr Heiligen, fiel die Alte ihm ſchluchzend in die Rede, o all ihr Heiligen, wie beginn' ich es denn, daß mein Tonino an mich, an ſeine treue Margaretha glaubt.“ — „Margaretha? — murmelte Antonio, Margaretha? — Der Name fällt wie vor langer Zeit gehörte längſt vergeſſene Muſik mir in die Ohren. — Aber es iſt nicht möglich — es iſt nicht möglich!“ — Wohl war, fuhr die Alte ruhiger fort, indem ſie geſenkten Blicks mit dem Stabe auf dem Boden hin und herkritzelte, wohl war der große ſchöne Mann, der dich auf den Arm nahm, dich abherzte und dir Zuckerwerk in den Mund ſteckte, wohl war das dein Vater, Tonino! wohl war es das herrliche volltönende Deutſch, das wir mit einander ſprachen. Dein Vater

war ein angeſehener reicher Kaufmann in Augsburg. Sein ſchönes junges Weib ſtarb ihm, als ſie dich gebar. Da zog er, weil er ſich ſelbſt nicht dulden konnte an dem Ort, wo ſein Liebſtes begraben lag, hierher nach Venedig und nahm mich mit, mich deine Amme, deine Pflegerin. In jener Nacht erlag dein Vater einem grauſenden Schickſal, das auch dich bedrohte. Es gelang mir dich zu retten. Ein edler Venetianer nahm dich auf. Aller Hülfsmittel beraubt mußt ich in Venedig bleiben. Von Kindheit auf machte mich mein Vater, ein Wundarzt, dem man nachſagte, er treibe nebenher verbotene Wiſſenſchaften, bekannt mit den geheimen Heilkräften der Natur. Von ihm lernte ich, durch Wald und Flur ſtreifend, die Abzeichen manches heilbringenden Krauts, manches unſcheinbaren Mooſes, die Stunde, wenn es gepflückt, geleſen werden mußte, die verſchiedene Miſchung der Säfte kennen. Aber dieſer Wiſſenſchaft geſellte ſich eine beſondere Gabe bei, die der Himmel mir verlieh in unerforſchlicher Abſicht. — Wie in einem fernen dunkeln Spiegel erſchaue ich oft künftige Ereigniſſe und beinahe ohne eignen Willen, in mir oft ſelbſt unverſtändlichen Redensarten das, was ich erſchaut, auszuſprechen, zwingt mich dann die unbekannte Macht, der ich nicht zu widerſtehen vermag. — Als ich nun einſam, von aller Welt verlaſſen, zurückbleiben mußte, in Venedig, gedachte ich durch meine erprobte Kunſt mein Leben zu friſten. Ich heilte die bedenklichſten Uebel in kurzer Zeit. Kam nun noch hinzu, daß meine Erſcheinung auf die Kranken wohlthuend wirkte, daß oft das ſanfte Beſtreichen mit meiner Hand in wenigen Augenblicken die Criſis löste, ſo konnt' es nicht fehlen, daß mein Ruf bald die Stadt durchdrang und mir die Fülle des Geldes zufloß. Da erwachte der Neid der Aerzte, der Ciarla-

tani, die auf dem Marcusplatz, auf dem Rialto, auf der Zecca ihre Pillen, ihre Essenzen verkauften und die Kranken vergifteten statt sie zu heilen. Ich stehe mit dem leidigen Satan im Bündniß, das sprengten sie aus, und fanden Glauben bei dem abergläubischen Volk. Bald wurde ich verhaftet und vor das geistliche Gericht gestellt. O mein Tonino, mit welchen gräßlichen Martern suchte man mir das Geständniß des abscheulichsten Bündnisses zu erpressen. Ich blieb standhaft. Meine Haare verbleichten, mein Körper schrumpfte ein zur Mumie — Füße und Hände erlahmten. — Die entsetzlichste Folter, die sinnreichste Erfindung des höllischen Geistes war noch übrig, die entlockte mir ein Geständniß, vor dem ich noch jetzt zusammenschaudre. Ich sollte verbrannt werden, als aber das Erdbeben die Grundmauern der Palläste, des großen Gefängnisses erschütterte, sprangen die Thüren des unterirdischen Kerkers, in dem ich gefangen saß, von selbst auf, ich wankte wie aus tiefem Grabe durch Schutt und Trümmer hervor. Ach Tonino, du nanntest mich ein neunzigjähriges Mütterchen, da ich kaum über fünfzig Jahre alt. Dieser knochendürre Leib, dieses abscheulich verzogene Gesicht, dieses eisige Haar — diese erlahmten Füße — nein, nicht Jahre, nur unsägliche Martern konnten das kräftige Weib in wenigen Monden umwandeln in ein Scheusal. — Und dieses widrige Kichern und Lachen — die letzte Folter, vor der sich noch meine Haare sträuben und mein ganzes Selbst entbrennt wie im glühenden Panzer eingeschlossen, hat mir das ausgepreßt, und seit der Zeit überfällt mich es wie ein steter unbezwingbarer Krampf. Entsetze dich nun nicht mehr vor mir, mein Tonino! — Ach, dein Herz hat es dir ja doch gesagt, daß du, ein kleiner Knabe, an meinem Busen lagst. — „Weib, sprach Antonio dumpf und in sich

gekehrt, Weib, es iſt mir ſo, als wenn ich dir glauben müßte. Aber wer war mein Vater? wie hieß er? welchem grauſigen Schickſal mußte er erliegen in jener Schreckensnacht? — Wer war es, der mich aufnahm? und — was geſchah in meinem Leben, das noch jetzt wie ein mächtiger Zauber aus fremder unbekannter Welt mein ganzes Selbſt unwiderſtehlich beherrſcht, ſo daß alle meine Gedanken ſich verlaufen wie in ein düſtres nächtiges Meer? — Das Alles ſollſt du mir ſagen, du räthſelhaftes Weib, dann werde ich dir glauben!" — Tonino, erwiederte die Alte ſeufzend, dir zum Heil muß ich ſchweigen, aber bald, bald wird es an der Zeit ſeyn. — Der Fontego, der Fontego — bleib weg vom Fontego! — O, rief Antonio erzürnt, deiner dunklen Worte bedarf es nicht mehr, mich mit verruchter Kunſt zu verlocken. — Mein Inneres iſt zerriſſen — du mußt ſprechen oder — Halt ein, unterbrach ihn die Alte, keine Drohungen, — bin ich nicht deine treue Amme, deine Pflegerin! — Ohne abzuwarten, was die Alte weiter ſprechen wollte, raffte ſich Antonio auf und rannte ſchnell von dannen. Aus der Ferne rief er dem Weibe zu: die neue Kapuze ſollſt du doch haben, und Zechinen obendrein ſo viel du willſt. — —

Es war in der That ein wunderlich Schauſpiel, den alten Dogen Marino Falieri zu ſehen mit ſeiner blutjungen Gattin. Er, zwar ſtark und robuſt genug, aber mit greiſem Bart, tauſend Runzeln im braunrothen Geſicht, mit mühſam zurückgebogenem Nacken, pathetiſch daher ſchreitend; Sie, die Anmuth ſelbſt, fromme Engelsmilde im himmliſch ſchönen Antlitz, unwiderſtehlichen Zauber im ſehnſüchtigen Blick, Hoheit und Würde auf der offnen lilienweißen von dunklen Locken umſchatteten Stirne, ſüßes Lächeln auf Wang' und Lippen, — das Köpfchen geneigt in holder Demuth, den ſchlanken Leib leicht tragend —

daher ſchwebend — ein herrliches Frauenbild, heimathlich in anderer höherer Welt. — Nun, ihr kennt wohl ſolche Engelsgeſtalten, wie ſie die alten Maler zu erfaſſen und darzuſtellen wußten. — So war Annunziata. Kount' es denn fehlen, daß Jeder, der ſie ſah, in Erſtaunen und Entzücken gerieth, daß jeder feurige Jüngling von der Signorie aufloderte in hellen Flammen und den Alten mit ſpöttiſchen Blicken meſſend, im Herzen ſchwur, der Mars dieſes Vulkans zu werden, koſte es was es wolle? Annunziata ſah ſich bald von Anbetern umringt, deren ſchmeichleriſche verführeriſche Reden ſie ſtill und freundlich aufnahm, ohne ſich was Beſonderes dabei zu denken. Ihr engelreines Gemüth hatte das Verhältniß zu dem alten fürſtlichen Gemahl nicht anders begriffen, als daß ſie ihn wie ihren hohen Herrn verehren und ihm anhängen müſſe mit der unbedingten Treue einer unterwürfigen Magd! Er war freundlich, ja zärtlich gegen ſie, er drückte ſie an ſeine eiskalte Bruſt, er nannte ſie ſein Liebchen, er beſchenkte ſie mit allen Koſtbarkeiten, die es nur gab; was hatte ſie ſonſt noch für Wünſche, für Rechte an ihn? Auf dieſe Weiſe konnte der Gedanke, daß es möglich ſey, dem Alten untreu zu werden, ſich in keiner Art in ihr geſtalten, Alles was außer dem engen Kreiſe jenes beſchränkten Verhältniſſes lag, war ein fremdes Gebiet, deſſen verbotene Gränze im dunklen Nebel lag — ungeſehen — ungeahnet von dem frommen Kinde. So kam es, daß alle Bewerbungen fruchtlos blieben. Keiner von Allen war aber ſo heftig in wildem Liebesfeuer entbrannt für die ſchöne Dogareſſa, als Michaele Steno. Seiner Jugend unerachtet, bekleidete er die wichtige einflußreiche Stelle eines Raths der Vierzig. Darauf, ſo wie auf ſeine äußere Schönheit bauend, war er ſeines Sieges gewiß. Er fürchtete den alten

Marino Falieri nicht, und in der That, dieſer ſchien, ſo wie er verheirathet, ganz abzulaſſen von ſeinem jähen aufbrauſenden Zorn, von ſeiner rohen unbezähmbaren Wildheit. An der Seite der ſchönen Annunziata ſaß er in den reichſten bunteſten Kleidern aufgeſchniegelt und geputzt da, ſchmunzelnd und lächelnd und mit ſüßem Blick aus den grauen Augen, denen manchmal ein Thränchen enttriefte die Andern herausfordernd, ob ſich ſolcher Gemahlin einer rühmen könne. Statt des herriſchen rauhen Tons, in dem er ſonſt zu ſprechen pflegte, lispelte er, die Lippen kaum bewegend, nannte Jeden ſeinen Allerliebſten und bewilligte die widerſinnigſten Geſuche. Wer hätte in dieſem weichlichen verliebten Alten den Falieri erkennen ſollen, der in Treviſo in toller Hitze am Frohnleichnamsfeſte dem Biſchoff ins Geſicht ſchlug, der den tapfern Morbaſſan beſiegte. Dieſe zunehmende Schwäche feuerte den Michaele Steno an zu den raſendſten Unternehmungen. Annunziata verſtand nicht, was Michaele, ſie unaufhörlich mit Blicken und Worten verfolgend, von ihr eigentlich wollte, ſie blieb in ſteter milder Ruhe und Freundlichkeit und das eben, das Troſtloſe was in dieſem unbefangenen ſtets gleichen Weſen lag, brachte ihn zur Verzweiflung. Er ſann auf verruchte Mittel. Es gelang ihm einen Liebeshandel mit Annunziata's vertrauteſtem Kammermädchen, anzuſpinnen die ihm endlich nächtliche Beſuche verſtattete. So glaubte er den Weg gebahnt zu Annunziata's unentweihtem Gemach, aber die ewige Macht des Himmels wollte, daß ſolche trügeriſche Tücke zurückfallen mußte auf das Haupt des boshaften Urhebers. — Es begab ſich, daß eines Nachts der Doge, der eben die böſe Nachricht von der Schlacht, die Nicolo Piſani bei Portelongo gegen den Doria verloren, erhalten, ſchlaflos in tiefer Kümmerniß und Sorge die Gänge

des herzoglichen Pallaſtes durchſtrich. Da gewahrte er einen Schatten, der wie aus Annunziata's Gemächern ſchlüpfend nach den Treppen ſchlich. Schnell eilte er darauf los, es war Michaele Steno, der von ſeinem Liebchen kam. Ein entſetzlicher Gedanke durchfuhr den Falieri; mit dem Schrei: Annunziata! rannte er ein auf den Steno mit gezogenem Stilet. Aber Steno, kräftiger und gewandter als der Alte, unterlief ihn, warf ihn mit einem tüchtigen Fauſtſchlage zu Boden und ſtürzte laut auflachend: Annunziata, Annunziata! die Treppe herab. Der Alte raffte ſich auf, und ſchlich, brennende Qualen der Hölle im Herzen, nach Annunziata's Gemächern. Alles ruhig — ſtill wie im Grabe. — Er klopfte an, ein fremdes Kammermädchen, nicht die, welche ſonſt gewohnt neben Annunziata's Gemach zu ſchlafen, öffnete ihm die Thüre. „Was befiehlt mein fürſtlicher Gemahl um dieſe ſpäte ungewohnte Zeit?" — ſo ſprach Annunziata, die unterdeſſen ein leichtes Nachtgewand umgeworfen und herausgetreten, mit ruhigem engelsmildem Ton. Der Alte ſtarrte ſie an, dann hob er beide Hände hoch in die Höhe und rief: Nein es iſt nicht möglich, es iſt nicht möglich! „Was iſt nicht möglich, mein fürſtlicher Herr!" fragte die über den feierlichen dumpfen Ton des Alten ganz beſtürzte Annunziata. Aber Falieri, ohne zu antworten, wandte ſich an das Kammermädchen: Warum ſchläfſt du, warum ſchläft Luigia nicht hier wie gewöhnlich? „Ach erwiederte die Kleine, Luigia wollte durchaus mit mir tauſchen dieſe Nacht, die ſchläft im Vordergemach dicht neben der Treppe." „Dicht neben der Treppe?" rief Falieri voller Freude und eilte mit raſchen Schritten nach dem Vordergemach. Luigia öffnete auf ſtarkes Klopfen, und als ſie nun das zornrothe Antlitz, die funkenſprühenden Augen des fürſtlichen Herrn erblickte, fiel ſie nieder auf

die nackten Knie und bekannte ihre Schmach, über die auch ein Paar zierliche Männerhandschuhe, die auf dem Polsterstuhle lagen, und deren Ambrageruch den stutzerhaften Eigenthümer verrieth, gar keinen Zweifel ließen. Ganz ergrimmt über Stenos unerhörte Frechheit schrieb der Doge ihm andern Morgens: Bei Strafe der Verbannung aus der Stadt habe er den herzoglichen Pallast, jede Nähe des Dogen und der Dogaressa zu vermeiden. Michaele Steno war toll vor Wuth über das Mißlingen des wohlangelegten Plans, über die Schmach der Verbannung aus der Nähe seines Abgotts. Als er nun aus der Ferne sehen mußte, wie die Dogaressa mild und freundlich, ihr Wesen war nun einmal so, — mit andern Jünglingen von der Signorie sprach, so gab ihm der Neid, die Wuth der Leidenschaft den bösen Gedanken ein, daß die Dogaressa wohl nur deshalb ihn verschmäht haben möge, weil Andere ihm mit besserem Glück zuvorgekommen, und er unterstand sich davon laut und öffentlich zu sprechen. Sey es nun, daß der alte Falieri Kunde erhielt von solchen unverschämten Reden, oder daß das Bild jener Nacht ihm erschien wie ein warnender Wink des Schicksals, oder daß ihm selbst bei aller Ruhe und Behaglichkeit, bei vollem Vertrauen auf die Frömmigkeit seines Weibes doch die Gefahr des unnatürlichen Mißverhältnisses mit der Gattin, hell vor Augen kam, kurz, er wurde grämlich und mürrisch, alle tausend Eifersuchtsteufel zwickten ihn wund, er sperrte Annunziata ein in die innern Gemächer des herzoglichen Pallastes und kein Mensch bekam sie mehr zu sehen. Bodoeri nahm sich seiner Großnichte an und schalt den alten Falieri wacker aus, der aber von der Aenderung seines Betragens gar nichts wissen wollte. Dies geschah Alles kurz vor dem Giovedi grasso. Es ist Sitte, daß bei den Volksfesten,

die an dieſem Tage auf dem Marcusplatz ſtatt finden, die Dogareſſa unter dem Thronhimmel, der auf einer dem kleinen Platz gegenüber ſtehenden Gallerie angebracht iſt, neben dem Dogen Platz nimmt. Bodoeri erinnerte ihn daran und meinte, daß es ſehr abgeſchmackt ſeyn und er ganz gewiß von Volk und Signorie ob ſeiner verkehrten Eiferſucht weidlich ausgelacht werden würde, wenn er aller Sitte und Gewohnheit entgegen Annunziata von dieſer Ehre ausſchlöſſe. „Glaubſt du, erwiederte der alte Falieri, deſſen Ehrgeiz auf einmal angeregt wurde, glaubſt du, daß ich, ein alter blödſinniger Thor, mich denn ſcheue mein koſtbarſtes Kleinod zu zeigen aus Furcht vor diebiſchen Händen, denen ich nicht den Raub wehren könnte mit meinem guten Schwerdte? — Nein Alter, du irrſt, morgenden Tages wandle ich mit Annunziata in feierlich glänzendem Zuge über den Marcusplatz, damit das Volk ſeine Dogareſſa ſehe, und am Giovedi graſſo empfängt ſie den Blumenſtrauß von dem kühnen Segler, der ſich aus den Lüften zu ihr herabſchwingt.“ Der Doge dachte, indem er dieſe Worte ſprach, an eine uralte Gewohnheit. Am Giovedi graſſo fährt nemlich irgend ein kühner Menſch aus dem Volke an Seilen, die aus dem Meere ſteigen und in der Spitze des Marcusthurms befeſtigt ſind, in einer Maſchine, die einem kleinen Schiffchen gleicht, herauf, und ſchießt dann von der Spitze des Thurms pfeilſchnell herab bis zu dem Platz, wo Doge und Dogareſſa ſitzen, der er den Blumenſtrauß, den ſonſt der Doge, iſt er allein, erhält, überreicht. — Andern Tages that der Doge, wie er verheißen. Annunziata mußte die prächtigſten Kleider anlegen, und von der Signorie umringt, von Edelknaben und Trabanten begleitet, wandelte Falieri über den vom Volk überſtrömten Marcusplatz. Man ſtieß und drängte ſich halb todt,

um die ſchöne Dogareſſa zu ſehen, und wem es gelang ſie zu erblicken, der glaubte, er habe ins Paradies geſchaut und das ſchönſte Engelsbild ſey ihm ſtrahlend und herrlich aufgegangen. — Wie die Venetianer nun ſind, mitten unter den tollſten Ausbrüchen wahnſinniger Verzückung, hörte man hie und da allerlei ſpöttiſche Redensarten und Reime, die derb genug, auf den alten Falieri mit der jungen Frau losfuhren. Falieri ſchien aber davon nichts zu bemerken, ſondern ſchritt, von aller Eiferſucht dasmal verlaſſen, obgleich er überall Blicke des brennendſten Verlangens auf die ſchöne Gattin gerichtet ſah, ſchmunzelnd und lächelnd mit dem ganzen Geſicht, ſo pathetiſch als möglich an Annunziata's Seite daher. Vor dem Hauptportal des Pallaſtes hatten die Trabanten das Volk mit Mühe auseinander getrieben, ſo daß, als der Doge mit ſeiner Gemahlin hineinſchritt, nur hin und wieder einzelne kleine Haufen beſſer gekleideter Bürger ſtanden, denen man ſelbſt den Eintritt in den innern Hof des Pallaſtes nicht wohl verwehren konnte. Da geſchah es, daß in dem Augenblicke, als die Dogareſſa in den Hof trat, ein junger Menſch, der nebſt wenigen andern Leuten am Säulengange ſtand, mit dem lauten Schrei: O du Gott des Himmels! entſeelt auf das harte Marmorpflaſter niederſchlug. Alles lief herbei und umringte den Todten, ſo daß die Dogareſſa ihn nicht erblicken konnte, aber ſo wie der Jüngling niederſtürzte, durchfuhr plötzlich ein glühender Dolchſtich ihre Bruſt, ſie erbleichte, ſie wankte, nur die Riechfläſchchen der herbeieilenden Frauen retteten ſie von tiefer Ohnmacht. Der alte Falieri, voller Schreck und Beſtürzung über den Unfall, wünſchte den jungen Menſchen mit ſammt ſeinem Schlagfluß zu allen Teufeln und trug, ſo ſauer es ihm auch wurde, ſeine Annunziata, die das Köpfchen mit geſchloſſenen Augen über

die Bruſt hing, wie eine kranke Taube, die Treppe hinauf in die inneren Gemächer. —

Unterdeſſen hatte ſich dem Volke, das immer mehr im innern Hofe des Palaſtes zuſammengelaufen, ein wunderlich ſeltſames Schauſpiel eröffnet. Man wollte den jungen Menſchen, den man unbedingt für todt hielt, aufheben und forttragen, da hinkte mit lautem Jammergeſchrei ein altes häßliches zerlumptes Bettelweib heran, machte ſich, die ſpitzen Ellenbogen in Seiten und Rücken bohrend, im dickſten Haufen Platz und rief, als ſie endlich bei dem entſeelten Jünglinge ſtand: Laßt ihn liegen — Narren! — tolles Volk! — er iſt ja nicht todt. Nun kauerte ſie nieder, nahm den Kopf des Jünglings auf den Schooß und nannte, ſeine Stirn ſanft ſtreichend und reibend, ihn bei den ſüßeſten Namen. Betrachtete man nun das abſcheuliche Fratzengeſicht der Alten, wie es herabhing über des Jünglings bildſchönem Antlitz, deſſen milde Züge im bleichen Tode erſtarrt lagen, während auf dem Geſicht der Alten ein widriges Muskelſpiel herumhüpfte, — betrachtete man, wie die ſchmutzigen Lumpen hin und her flatterten über die reichen Kleider, die der Jüngling trug — wie die dürren braungelben Arme — die Knochenhände auf der Stirne, auf der offenen Bruſt des Jünglings zitterten — in der That, man mochte ſich innern Grauens nicht erwehren. War es denn nicht anzuſehen als ſey es des Todes grinſende Geſtalt ſelbſt, in deren Armen der Jüngling lag? So kam es denn auch, daß die umſtehenden Leute, einer nach dem andern ſtill fortſchlichen und nur wenige übrig blieben, die den Jüngling, als er mit einem tiefen Seufzer die Augen aufſchlug, faßten und auf der Alten Geheiß nach dem großen Kanal trugen, wo eine Gondel Beide, die Alte und den Jüngling aufnahm und fortſchaffte bis nach

dem Hauſe, das die Alte als die Wohnung des Jünglings bezeichnet hatte. Bedarf es denn noch geſagt zu werden, daß der Jüngling Antonio, die Alte aber das Bettelweib von der Franziskanertreppe war, das durchaus ſeine Amme ſeyn wollte?

Als Antonio ganz aus ſeiner Betäubung erwacht war und die Alte an ſeinem Lager erblickte, die ihm ſo eben einige ſtärkende Tropfen eingeflößt hatte, ſo ſprach er, lange den düſtern ſchwermüthigen Blick ſtarr auf ſie gerichtet, mit dumpfem mühſam gehaltenen Ton: Du biſt bei mir, Margaretha! — das iſt gut! wo hätt' ich denn ſonſt eine treuere Pflegerin als dich! — Ach, verzeih' mir nur, Mutter, daß ich, blödſinniger ohnmächtiger Knabe! nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, was du mir entdeckteſt. Ja du biſt die Margaretha, die mich nährte, die mich hegte und pflegte, ich wußte es ja ſchon immer, aber der böſe Geiſt verwirrte mir die Gedanken. — Ich habe ſie geſehen — ſie iſt es — ſie iſt es. — Hab ich dir nicht geſagt, daß irgend ein dunkler Zauber in mir rühe, der mein Selbſt unwiderſtehlich beherrſche? Aus der Dunkelheit blitzſtrahlend iſt er hervorgetreten, um mich in namenloſem Entzücken zu verderben! — Ich weiß jetzt Alles — Alles! — War nicht Bertuccio Nenolo mein Pflegevater, der mich erzog auf einem Landhauſe bei Treviſo? — Ach ja, erwiederte die Alte, wohl war es Bertuccio Nenolo, der große Seeheld, den das Meer verſchlang, als er mit dem Lorbeerkranz ſein Haupt zu ſchmücken gedachte. — Unterbrich mich nicht, ſprach Antonio weiter, höre mich geduldig an. — Es ging mir gut bei dem Bertuccio Nenolo. Ich trug hübſche Kleider — immer war der Tiſch gedeckt, wenn mich hungerte, ich durfte, hatte ich meine drei Gebete ordentlich hergeſagt, herumſchwärmen nach Gefallen in Wald und Flur. Dicht beim Landhauſe befand ſich ein dunkles

kühles Pinienwäldchen voll Duft und Gesang. Da streckte ich müde vom Springen und Laufen an einem Abend, als schon die Sonne zu sinken begann, mich hin unter einen großen Baum und starrte hinauf in den blauen Himmel. Mag es seyn, daß der würzige Geruch der blühenden Kräuter, in denen ich lag, mich betäubte, genug meine Augen schlossen sich unwillkührlich und ich versank in träumerisches Hinbrüten, aus dem mich ein Rauschen, gleich als fiele ein Schlag dicht neben mir in das Gras, erweckte. Ich fuhr auf in die Höhe; ein Engelskind mit himmlischem Antlitz stand neben mir, schaute in holder Anmuth lächelnd auf mich herab und sprach mit süßer Stimme: „Ei mein lieber Knabe, wie schliefst du so schön, so ruhig, und doch war dir der Tod so nahe, der böse Tod.“ Dicht neben meiner Brust erblickte ich eine kleine schwarze Schlange mit geborstenem Haupt, das Kind hatte das giftige Thier mit dem Zweige eines Nußbaums erschlagen, in dem Augenblick, als es zu meinem Verderben sich heranringeln wollte. Da erbebte ich in süßem Schauer — ich wußte ja, daß oftmals Engel herabsteigen aus dem hohen Himmel um sichtbarlich den Menschen zu retten vor dem bedrohlichen Angriff irgend eines bösen Feindes — ich sank nieder auf die Knie, ich erhob die gefalteten Hände. „Ach du bist ja ein Engel des Lichts, den der Herr sandte mich zu retten vom Tode.“ So rief ich, das holde Wesen streckte aber beide Arme nach mir aus und lispelte, indem höheres Roth auf seinen Wangen leuchtete: Ach du lieber Knabe, ich bin ja kein Engel, ein Mädchen, ein Kind wie du! Da vergingen die Schauer in namenloses Entzücken, das mich mit sanfter Glut durchströmte — ich stand auf — wir schlossen uns in die Arme — wir drückten Lipp' auf Lippe — sprachlos — weinend — schluchzend vor süßem unnennbaren Weh! Nun

rief eine ſilberhelle Stimme durch den Wald: Annunziata — Annunziata — „Ich muß nun fort, du herzlieber Knabe, die Mutter ruft," ſo lispelte das Mädchen, ein unſäglicher Schmerz durchfuhr meine Bruſt. — „Ach ich liebe dich ſo ſehr," ſchluchzte ich, heiße Thränen, die das Mädchen vergoß, fielen brennend auf meine Wangen. „Ich bin dir ſo herzensgut, du lieber Knabe," rief das Mädchen, indem ſie den letzten Kuß mir auf meine Lippen drückte. — „Annunziata!" rief es aufs neue, und das Mädchen verſchwand im Gebüſch! — Sieh, Margaretha, das war der Augenblick, in dem der mächtige Liebesfunke in meine Seele fiel, der ewig ſtets neue Flammen entzündend in mir fortglühen wird! — Wenige Tage nachher wurde ich hinausgeſtoßen aus dem Hauſe. Vater Blaunas' ſagte mir, als ich es nicht laſſen konnte, von dem Engelskinde zu reden, das mir erſchienen und deſſen ſüße Stimme ich zu vernehmen glaubte in dem Rauſchen der Bäume, in dem Gelispel der Quellen, in dem ahnungsvollen Sauſen des Meers — ja da ſagte mir Vater Blaunas', das Mädchen könne niemand anders geweſen ſeyn, als Nenolo's Tochter Annunziata, die mit ihrer Mutter Franzeska nach dem Landhauſe gekommen, andern Tages aber wieder abgereiſet ſey. — O Mutter — Margaretha. — Hilf Himmel! — Dieſe Annunziata — es iſt die Dogareſſa! — Damit hüllte ſich vor unſäglichem Schmerz weinend und ſchluchzend Antonio in die Kiſſen ein. „Mein lieber Tonino! ſprach die Alte, ermanne dich, widerſtehe doch nur tapfer dem thörigten Schmerz. Ei wer mag denn gleich verzweifeln in Liebesnoth, ei wem anders blüht denn das goldene Blümchen Hoffnung als dem Verliebten! Am Abend weiß man nicht, was der Morgen bringt, was man im Traum geſchaut, kommt lebendig daher gegangen. Das Schloß, das in den Wolken

ſchwamm, ſteht mit einemmal blank und herrlich auf der Erde. — Sieh Tonino, du giebſt nichts auf meine Reden, aber mein kleiner Finger ſagt es mir und wohl noch jemand anders, daß auf dem Meer dir die leuchtende Liebesflagge mit frohem Schwingen entgegen weht — Geduld mein Söhnlein Tonino — Geduld!" — So verſuchte es die Alte den armen Antonio zu tröſten, denn in der That ihre Worte klangen wie liebliche Muſik. Er ließ ſie gar nicht mehr von ſich. Das Bettelweib auf der Franziskanertreppe war verſchwunden und ſtatt ihrer ſah man die Haushälterin des Herrn Antonio in anſtändigen Matronenkleidern auf San Marco herumhinken und die Bedürfniſſe der Tafel einkaufen.

Der Giovedi graſſo war gekommen. Glänzendere Feſte als jemals ſollten ihn feiern. Mitten auf dem kleinen Platz von San Marco wurde ein hohes Gerüſt errichtet für ein beſonderes nie geſehenes Kunſtfeuer, das ein Grieche, der ſich auf ſolch' Geheimniß verſtand, abbrennen wollte. Am Abend beſtieg der alte Falieri mit ſeiner ſchönen Gemahlin, ſich ſpiegelnd in dem Glanze ſeiner Herrlichkeit, ſeines Glücks und mit verklärten Blicken Alles um ſich her auffordernd zum Staunen, zur Bewunderung, die Gallerie. Im Begriff, ſich auf dem Thron niederzulaſſen, wurde er aber den Michaele Steno gewahr, der auf derſelben Gallerie und zwar ſo Platz genommen hatte, daß er die Dogareſſa beſtändig im Auge behielt und von ihr nothwendig bemerkt werden mußte. Ganz entbrannt von wildem Zorn, von toller Eiferſucht ſchrie Falieri mit ſtarker, gebieteriſcher Stimme, man ſolle augenblicklich den Steno von der Gallerie entfernen. Michaele Steno erhob den Arm gegen den Falieri, in dem Augenblick traten die Trabanten hinzu und nöthigten ihn, der vor Wuth mit den Zähnen knirſchte und in

den abscheulichsten Verwünschungen Rache drohte, die Gallerie zu verlassen. —

Unterdessen hatte sich Antonio, den der Anblick seiner geliebten Annunziata ganz außer sich selbst gebracht, durch das Volk fortgedrängt und schritt, tausend Qualen im zerrissenen Herzen, einsam in dunkler Nacht am Gestade des Meers hin und her. Er gedachte, ob es nicht besser sey, in den eiskalten Wellen die brennende Glut zu löschen, als langsam todt gefoltert zu werden von trostlosem Schmerz. Viel hätte nicht gefehlt, er wäre hineingesprungen in das Meer, schon stand er auf der letzten Stufe, die hinabführt, als eine Stimme aus einer kleinen Barke hinaufrief: Ei, schönen guten Abend, Herr Antonio! Im Wiederschein der Erleuchtung des Platzes erkannte Antonio den lustigen Pietro, einen seiner vormaligen Kameraden, welcher in der Barke stand, Federn, Rauschgold auf der blanken Mütze, die neue gestreifte Jacke bunt bebändert, einen großen schönen Strauß duftiger Blumen in der Hand. „Guten Abend, Pietro, rief Antonio zurück, welch hohe Herrschaft willst du denn heute noch fahren, daß du dich so schön geputzt hast?" Ei, erwiederte Pietro, indem er hoch aufsprang, daß die Barke schwankte, ei Herr Antonio, heute verdiene ich meine drei Zecchinen, ich mache ja die Fahrt hinauf nach dem Marcusthurm und dann hinab, und überreiche diesen Strauß der schönen Dogaressa. „Ist denn, fragte Antonio, ist denn das nicht ein halsbrechendes Wagestück, Kamerad Pietro!" Nun, erwiederte dieser, den Hals kann man wohl ein wenig brechen, und dann zumal heute gehts mitten durch, durch das Kunstfeuer. Der Grieche sagt zwar, es sey Alles so eingerichtet, daß kein Haar einem angehen solle vom Feuer, aber — Pietro schüttelte sich. Antonio war zu ihm hinabgestiegen in

die Barke und wurde nun erſt gewahr, daß Pietro dicht vor der Maſchine an dem Seil ſtand, das aus dem Meere ſtieg. Andere Seile mittelſt deren die Maſchine angezogen wurde, verloren ſich in die Nacht. „Höre Pietro, fing Antonio nach einigem Stillſchweigen an, höre Kamerad Pietro, wenn du heute zehn Zechinen verdienen könnteſt, ohne dein Leben in Gefahr zu ſetzen, würde dir das nicht lieber ſeyn?“ Ei freilich, lachte Pietro aus vollem Halſe. Nun, fuhr Antonio fort, ſo nimm dieſe zehn Zechinen, wechsle mit mir die Kleider und überlaſſe mir deine Stelle. Statt deiner will ich hinauffahren. Thu' es mein guter Kamerad Pietro! Pietro ſchüttelte bedächtig den Kopf, und ſprach das Gold in der Hand wiegend: Ihr ſeyd ſehr gütig, Herr Antonio, mich armen Teufel noch immer Euern Kameraden zu nennen — und freigebig dazu! — Ums Geld iſts mir freilich zu thun, aber der ſchönen Dogareſſa den Strauß ſelbſt in die Hand zu geben, ihr ſüßes Stimmchen zu hören — ei das iſts doch eigentlich, warum man ſein Leben aufs Spiel ſetzt — Nun — weil Ihrs ſeyd, Herr Antonio, mags darum ſeyn. Beide warfen ſchnell die Kleider ab, kaum war Antonio mit dem Ankleiden fertig, als Pietro rief: ſchnell hinein in die Maſchine, das Zeichen iſt ſchon gegeben. In dem Augenblick leuchtete das Meer auf im flammenden Wiederſchein von tauſend lodernden Blitzen und die Luft, das Geſtade erdröhnte von brauſenden wirbelnden Donnern. Mitten durch die kniſternden ziſchenden Flammen des Kunſtfeuers fuhr mit des Sturmwindes Schnelle Antonio auf in die Lüfte — unverſehrt ſank er nieder zur Gallerie, ſchwebte er vor der Dogareſſa. — Sie war aufgeſtanden und vorgetreten, er fühlte ihren Athem an ſeinen Wangen ſpielen — er reichte ihr den Strauß; aber in der unſäglichſten Himmelswonne des Augenblicks faßte ihn wie

mit glühenden Armen der brennende Schmerz hoffnungsloſer Liebe. — Sinnlos — raſend vor Verlangen — Entzücken — Quaal, ergriff er die Hand der Dogareſſa — drückte er glühende Küſſe darauf — rief er mit dem ſchneidenden Ton des troſtloſen Jammers: Annunziata! — Da riß ihn die Maſchine, wie das blinde Organ des Schickſals ſelbſt, fort von der Geliebten hinab ins Meer, wo er ganz betäubt, ganz erſchöpft in Pietros Arme ſank, der ſeiner in der Barke wartete.

Unterdeſſen war auf der Gallerie des Doge Alles in Aufruhr und Verwirrung gerathen. An den Sitz des Doge hatte man ein kleines Zettelchen angeheftet gefunden, auf welchem in gemeiner venetianiſcher Mundart die Worte ſtanden:

Il Dose Falier della bella muier,
I altri la gode é lui la mantien.

Zwar iſt der Doge Falier
Der ſchönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat ſie nie,
Und Andre, die gewinnen ſie.

Der alte Falieri fuhr auf in glühendem Zorn und ſchwur, daß den, der den boshaften Frevel begangen, die härteſte Strafe treffen ſolle. Indem er ſeine Blicke umherwarf, fiel ihm auf dem Platze unter der Gallerie Michaele Steno ins Auge, der in vollem Kerzenſchimmer da ſtand und ſogleich befahl er den Trabanten, ihn feſt zu nehmen, als den Urheber jenes Frevels. Alles ſchrie auf über den Befehl des Doge, der, indem er ſich ganz ſeinem überwallenden Zorn überließ, Beide, Signorie und Volk beleidigte, die Rechte der erſteren kränkend, dem letztern die Freude des Feſtes verderbend. Die Signorie verließ ihre Plätze und nur den alten Marino Bodoeri ſah man, wie er

ſich unter das Volk miſchte, voller Eifer von der ſchweren Beleidigung ſprach, die dem Haupte des Staats widerfahren und allen Haß auf den Michaele Steno zu leiten ſuchte. Falieri hatte ſich nicht geirrt, denn in der That war Michaele Steno, als er fortgewieſen wurde von der Gallerie des Herzogs, nach Hauſe gelaufen, hatte jene hämiſche Worte geſchrieben, in dem Augenblicke als aller Augen auf das Kunſtfeuer gerichtet waren, das Zettelchen an den Stuhl des Doge angeheftet und dann ſich unbemerkt wieder entfernt. Recht tückiſch gedachte er den empfindlichen Streich zu führen, der Beide, Doge und Dogaressa, recht tief, recht ans Leben dringend verwunden ſollte. Michaele Steno geſtand ganz freimüthig die That und ſchob alle Schuld auf den Doge, der ihn zuerſt empfindlich gekränkt habe. Die Signorie war längſt unzufrieden mit einem Haupt, das, ſtatt die gerechten Erwartungen des Staats zu erfüllen, täglich bewies, wie der kriegeriſche zornige Muth in dem erkalteten Herzen des abgelebten Greiſes nur dem Kunſtfeuer gleicht, das aus der Rakete ganz gewaltig emporkniſtert, aber ſogleich in ſchwarzen todten Flocken wirkungslos dahin ſchwindet. Hiezu kam, daß das Bündniß mit der jungen ſchönen Frau (längſt wußte man, daß er es vor kurzer Zeit als Doge geſchloſſen), ſeine Eiferſucht, den alten Falieri nicht mehr als Kriegsheld ſondern als vechio Pantalone erſcheinen ließ und ſo mußte es geſchehen, daß die Signorie gährendes Gift im Innern nährend, mehr geneigt war dem Michaele Steno Recht zu geben, als dem bitter gekränkten Oberhaupt. Von dem Rathe der Zehen wurde die Sache verwieſen an die Quarantie, von der Michaele ſonſt einer der Häupter war. Michaele Steno habe ſchon genug gelitten, und eine monatliche Verbannung ſey genugſame Rüge des Vergehens, ſo fiel der Rechtsſpruch

aus, der den alten Falieri aufs neue und ſtärker erbitterte gegen eine Signorie, die ſtatt das Haupt zu ſchützen, ihm widerfahrne Kränkungen nur als Vergehen der leichteſten Art zu beſtrafen ſich unterſtand. —

Wie es denn zu gehen pflegt, daß der Liebende, den ein einziger Strahl des Liebesglücks getroffen, Tage, Wochen, Monate lang von goldenem Schimmer umfloſſen, Träume des Himmels träumt, ſo konnte ſich Antonio auch gar nicht erholen von der Betäubung des wonnereichſten Augenblicks, kaum aufathmen vor ſüßem Weh. — Die Alte hatte ihn tüchtig ausgeſcholten wegen des Wageſtücks und murmelte und brummte unaufhörlich von ganz unnöthigem Beginnen. Eines Tages kam ſie aber ſo ſeltſam am Stabe hineingetänzelt und gehüpft, wie ſie es in ihrer Art hatte, wenn ſie von fremdem Zauber berührt ſchien. Sie kicherte und lachte, ohne auf Antonios Reden und Fragen zu achten, ſchürte ſie im Kamin ein kleines Feuer an, ſetzte ein Pfännchen darauf, kochte, aus allerlei bunten Gläſern Ingredienzien hineinwerfend, eine Salbe, that ſie in eine kleine Büchſe und hinkte damit laut kichernd und lachend von dannen. Erſt am ſpäten Abend kam ſie zurück, ſetzte ſich keuchend und hüſtelnd in den Lehnſtuhl und fing, wie von großer Erſchöpfung zu ſich ſelbſt gekommen, endlich an: Tonino, mein Söhnlein, Tonino, von wem komme ich her? — ſieh zu, ob du rathen kannſt? — von wem komme ich her, von wem komme ich her? — Antonio ſtarrte ſie an, von ſeltſamer Ahnung ergriffen. Nun, kicherte die Alte, von ihr ſelbſt komme ich her, von dem lieben Täubchen, von der holden Annunziata! — „Mache mich nicht wahnſinnig, Alte," ſchrie Antonio. Ei was, fuhr die Alte fort, ich denke immer an dich, mein Tonino! — Heute Morgen, als ich unter den Säulengängen des Pallaſtes feilſchte

um ſchönes Obſt, murmelt das Volk von dem Unglück, das die ſchöne Dogareſſa betroffen. Ich frage und frage, da ſpricht ein großer ungeſchlachter rother Kerl, der gähnend an eine Säule gelehnt Limonien kaut: „Ei nun, an der linken Hand der kleine Finger, an dem hat ein Skorpionchen die jungen Zähnchen probirt und das iſt ein bischen ins Blut gegangen — nun, mein Herr der Signor Dottore Giovanni Baſſeggio iſt eben oben, der wird nun wohl ſchon das Händchen mit ſammt dem Finger weggeſchnitten haben.“ Und in dem Augenblick, daß der Kerl das ſpricht, entſteht ein großes Geſchrei auf der breiten Treppe und ein kleines ganz kleines Männlein kugelt, von Fußſtößen der Trabanten wie ein Kegel getrieben, die Stufen herab uns vor die Füße, ſchreiend und lamentirend. Das Volk ſammelt ſich um ihn herum, laut lachend, der Kleine zerarbeitet ſich und ſtrampelt mit den Beinen, ohne in die Höhe kommen zu können, da ſpringt aber der rothe Kerl herbei, rafft ſein Doktorchen auf, nimmt ihn in die Arme und rennt mit ihm, der immer fort aus vollem Halſe ſchreit und heult, was die Beine laufen können, fort nach dem Kanal, wo er mit ihm in die Gondel hineinſteigt und davon rudert. — Ich dachte es wohl, daß, ſo wie der Signor Baſſeggio das Meſſer anſetzen wollte an das ſchöne Händchen, der Doge ihn die Treppe hinabſtoßen ließ. Ich dacht' aber noch weiter! — Geſchwind — ganz geſchwind' nach Hauſe — das Sälbchen kochen — hinauf damit in den herzoglichen Pallaſt! — Da ſtand ich auf der großen Treppe, mein blankes Fläſchlein in der Hand. Der alte Falieri kam gerade herab, der blitzte und pruhſtete mich an: „Was will das alte Weib hier?“ — Aber da machte ich einen Knix tief — tief bis an die Erde, ſo gut es nur gehen konnte, und ſprach, daß ich wohl ein Mittelchen hätte, daß die

ſchöne Dogareſſa geheilt ſeyn ſolle gar bald. So wie der Alte das hörte, blickte er mich ſtarr an mit recht entſetzlichen Augen und ſtrich ſich den grauen Bart zurecht, dann packte er mich bei beiden Schultern und ſchob mich herauf und hinein in das Gemach, daß ich beinahe der Länge nach hingeſtürzt wäre. Ach Tonino, da lag das holde Kind hingeſtreckt auf die Polſter, leichenblaß, ſeufzend und ſtöhnend vor Schmerz und leiſe klagend: „Ach nun bin ich wohl ſchon durch und durch vergiftet.“ Aber ich machte mich gleich darüber her und nahm das dumme Pflaſter des einfältigen Doktors herab. O Herr des Himmels! die niedliche kleine Hand — blutroth — geſchwollen. — Nun nun — meine Salbe kühlte — linderte. — „Das thut ja wohl, ſehr wohl,“ lispelte die kranke Taube. Da rief der Marino ganz entzückt: Tauſend Zecchinen ſind dein, Alte! wenn du mir die Dogareſſa retteſt, und verließ das Zimmer. Drei Stunden hatt' ich nun da geſeſſen, die kleine Hand in meiner haltend und ſie ſtreichelnd und pflegend. Da erwachte das liebe Weibchen aus leichtem Schlummer in den ſie geſunken und fühlte keinen Schmerz mehr. Nachdem ich den neuen Verband gemacht, blickte ſie mich an mit vor Freude leuchtenden Augen. Da ſprach ich: Ei gnädige Frau Dogareſſa, ihr habt ja auch ſchon einmal einen Knaben gerettet, da ihr die kleine Schlange tödtetet, die ihn ſtechen wollte zum Tode als er ſchlief. — Tonino! da hätteſt du ſehen ſollen wie, als leuchte ein Strahl des Abendroths hinein, das blaſſe Antlitz ſich ſchnell färbte — wie die Augen funkelndes Feuer blitzten. — „Ach ja, Alte, ſprach ſie, ach ja — ich war noch ein Kind — auf meines Vaters Landhauſe. — Ach es war ein holder lieber Knabe — o wie gedenk ich noch ſeiner — es iſt mir, als ſey ſeit der Zeit mir gar nichts Glückliches mehr begegnet.“

— Nun ſprach ich von dir, daß du in Venedig wärſt, daß du noch alle Liebe, alle Wonne jenes Augenblicks im Herzen trügeſt — daß du, nur um noch einmal in die Himmelsaugen des rettenden Engels zu ſchauen, die gefährliche Luftfahrt gewagt, daß du ihr den Blumenſtrauß gegeben hätteſt am Giovedi graſſo! — Tonino — Tonino! da rief ſie wie in Begeiſterung: „ich hab' es gefühlt — ich hab' es gefühlt — als er meine Hand an ſeine Lippen drückte, als er meinen Namen nannte — ach ich wußt' es ja nur nicht, was ſo ſeltſam mein Innerſtes durchdrang, es war wohl Luſt, aber auch zugleich Schmerz! — Bring' ihn her — her zu mir — den holden Knaben.“ — Antonio warf ſich, als die Alte dies ſprach, auf die Knie nieder, und rief wie wahnſinnig: Herr des Himmels! nur jetzt, nur jetzt laß mich nicht untergehen in irgend einem ungeheuern Schickſal — nur nicht, bis ich ſie geſchaut, bis ich ſie an meine Bruſt gedrückt. Er wollte, daß die Alte ihn gleich andern Tages hinführen ſollte, was ſie ihm aber rund abſchlug, da der alte Falieri beinahe zu jeder Stunde die kranke Gemahlin zu beſuchen pflegte.

Mehrere Tage waren vergangen, die Dogareſſa war von der Alten ganz geheilt, aber noch immer blieb es unmöglich, den Antonio hinzuführen. So gut ſie es nur vermochte, tröſtete die Alte den Ungeduldigen, immer wiederholend, wie ſie mit der holden Annunziata von dem Antonio ſpreche, den ſie gerettet und der ſie ſo inbrünſtig liebe. Antonio, von tauſend Qualen der Sehnſucht, des Verlangens gefoltert, gondelte, lief auf den Plätzen umher. Unwillkührlich lenkten ihn ſeine Schritte immer und immer wieder nach dem herzoglichen Pallaſt. An der Brücke neben der hintern Seite des Pallaſtes, den Gefängniſſen gegenüber, ſtand Pietro auf ein buntes Ruder gelehnt,

im Kanal wogte an Säulen befeſtigt eine Gondel, die zwar klein, aber mit zierlichem Verdeck, buntem Schnitzwerk, ja mit der venetianiſchen Flagge geſchmückt war, und beinahe dem Bucentoro glich. So wie Pietro den ehemaligen Kameraden gewahrte, rief er ihm laut zu: „Ei Signor Antonio, ſeyd mir tauſendmal gegrüßt! — mit euern Zecchinen iſt mir das Glück gekommen!“ Antonio fragte ganz zerſtreut, was er für ein Glück meine, erfuhr aber nichts geringeres als daß Pietro beinahe täglich in den Abendſtunden den Dogen mit der Dogareſſa hinüber gondeln mußte nach der Giudekka, wo unfern von San Giorgio Maggiore der Doge ein artiges Haus beſaß. Antonio blickte den Pietro ſtarr an, und fuhr dann ſchnell heraus: Kamerad, du kannſt wieder zehn Zecchinen verdienen und mehr wenn du willſt. Laß mich deine Stelle vertreten — ich will den Dogen hinüberrudern; Pietro meinte, daß das gar nicht anginge, da der Doge ihn kenne und eben nur ihm ſich anvertrauen wolle; endlich, als Antonio mit dem wilden Zorn, wie er aus dem von tauſend Liebesqualen aufgeregten Gemüth hervorſprudelte, in ihn drang, wie er ganz unſinnig ſchwur, daß er der Gondel nachſpringen und ihn herabreißen werde ins Meer, da rief Pietro lachend: „Ei Signor Antonio! Signor Antonio! wie habt ihr Euch verguckt in die ſchönen Augen der Dogareſſa!“ und willigte ein, daß Antonio mitkommen ſolle als ſein Gehülfe beim Rudern, er wolle die Schwere des Fahrzeugs ſo wie kränkliche Schwäche vorſchützen bei dem alten Falieri, dem ſo bei ſolcher Fahrt das Gondeln immer zu langſam ginge. Antonio rannte fort und kaum war er wieder an der Brücke in ſchlechten Schifferkleidern, mit gefärbtem Geſicht, einem langen Zwickelbart über die Lippen gehängt, als der Doge herabſtieg mit der Dogareſſa, beide in herrlichen bunten glänzenden

Kleidern. „Wer iſt der fremde Menſch dort," fuhr der Doge den Pietro zornig an und nur die heiligſten Verſicherungen Pietros, daß er heute eines Gehülfen bedürfe, konnten den Alten endlich bewegen zu erlauben, daß Antonio mit gondle.

Es pflegt wohl zu geſchehen, daß gerade im Uebermaß alles Entzückens, aller Seligkeit das Gemüth wie geſtärkt durch die Macht des Augenblicks, ſich ſelbſt bezwingt und den Flammen gebietet die aus dem Innern hervorlodern wollen. So vermochte Antonio, dicht neben der holden Annunziata, berührt von dem Saume ihres Kleides, ſeine Liebesglut zu verbergen, indem er mit kräftiger Fauſt das Ruder regierte und größeres Wagſtück ſcheuend, kaum die Geliebte dann und wann flüchtig anblickte. Der alte Falieri ſchmunzelte und lächelte, küßte und ſtreichelte die kleinen weißen Händchen der holden Annunziata, legte den Arm um ihren ſchlanken Leib. Mitten auf dem Meere, als der Marcusplatz, das prächtige Venedig mit all' ſeinen ſtolzen Thürmen und Palläſten ſich vor den Schiffenden ausbreitete, da erhob der alte Falieri das Haupt und ſprach, indem er mit ſtolzen Blicken umherſchaute: Ei mein Liebchen, iſt es nicht ſchön zu ſchiffen auf dem Meer mit dem Herrn, mit dem Gemahl des Meers? — Ja mein Liebchen, ſey nicht eiferſüchtig auf die Gattin, die demüthig uns auf ihrem Nacken trägt. Hör' nur das ſüße Plätſchern der Wellen, ſind das nicht Liebesworte, die ſie dem Gemahl zuflüſtert, der ſie beherrſcht? — Ja ja Liebchen, du trägſt meinen Ring am Finger, aber die da unten bewahrt in ihrem tiefſten Buſen den Trauring, den ich ihr zuwarf. „Ach mein fürſtlicher Herr, fing Annunziata an, ach wie ſollte denn die kalte böſe Flut deine Gemahlin ſeyn, es wird mir gar ſchauerlich zu Muthe dabei, daß du dich

dem ſtolzen herriſchen Element vermählteſt.“ Der alte Falieri lachte, daß Kinn und Bart wackelten. „Aengſtige dich nicht, Täubchen, ſprach er dann, beſſer ruht ſichs ja wohl in deinen weichen warmen Armen als in dem eiskalten Schooß der Gattin da unten, aber ſchön iſts zu ſchiffen auf dem Meer mit dem Herrn des Meers.“ In dem Augenblick, als der Doge dies ſprach, fing eine ferne Muſik zu ſäuſeln an. Ueber die Meereswellen gleitend, kamen näher die Töne einer ſanften Männerſtimme, es wurden die Worte geſungen:

Ah! senza amare
Andare sul mare
Col sposo del' mare
Non puo consolare.

Andere Stimmen fielen ein und in ſtetem Wechſelgeſange wurden jene Worte immer und immer wiederholt, bis der Geſang wie im Hauch des Windes ſtarb. Der alte Falieri ſchien auf den Geſang gar nicht zu achten, er erzählte der Dogareſſa vielmehr ſehr weitläuftig, was es mit der Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn der Doge von dem Bucentoro den Ring hinabwerfend, ſich dem Meer vermähle, für eine Bewandtniß habe.

Er ſprach von den Siegen der Republik, wie ehemals Iſtrien und Dalmatien erobert worden unter der Regentſchaft Peter Urſeolus des Zweiten, und wie in dieſer Eroberung jener Feierlichkeit erſter Urſprung liege. Achtete nun der alte Falieri aber nicht auf jenen Geſang, ſo ging dafür ſeine Erzählung ganz verloren der Dogareſſa. Die ſaß da, den Sinn ganz zugewendet den ſüßen Tönen, die über das Meer ſchwammen; ſie ſtarrte als der Geſang geendet, mit ſeltſamem Blick vor ſich hin, wie jemand der aus tiefem Traum erwacht, die Bilder

noch zu ſchauen, zu deuten ſtrebt, die ihn umgaukelten. — „Senza amare — senza amare — non puo consolare lispelte ſie leiſe und Thränen glänzten wie helle Perlen in den Himmelsaugen und Seufzer entflohen der Bruſt, die auf und niederwallte vor innerer Beklemmung. — Noch immer in vollem Schmunzeln und Lächeln fort erzählend trat der Alte, die Dogareſſa an der Seite, heraus auf die Baluſtrade vor ſeinem Hauſe bei San-Giorgio Maggiore und gewahrte nicht, wie von ſeltſamen dunklen Gefühlen im Innern aufgeregt, Annunziata ſprachlos, den thränenſchweren Blick in ein fernes Land gerichtet, wie im Traume neben ihm ſtand. — Ein junger Menſch in Schifferkleidung ſtieß in ein muſchelartig gewundenes Horn, daß die Töne weit über das Meer hin hallten. Auf dies Zeichen näherte ſich eine andere Gondel. Unterdeſſen war ein Mann, der einen Sonnenſchirm trug und eine Frau heran getreten, und ſo begleitet ſchritt der Doge mit der Dogareſſa nach dem Palaſt. Jene Gondel landete, Marino Bodoeri mit vielen Perſonen, unter denen ſich Kaufleute, Künſtler, ja Leute aus der niedrigſten Volksklaſſe befanden, ſtieg aus und folgte dem Doge.

Antonio konnte kaum den andern Abend erwarten, weil er auf frohe Botſchaft hoffte von ſeiner geliebten Annunziata. Endlich, endlich hinkte die Alte herein, ſetzte ſich keuchend in den Lehnſeſſel, ſchlug die dürren Knochenhände einmal über das andere zuſammen und rief: Tonino — ach Tonino, was iſt denn geſchehen mit unſerm armen Täubchen! — So wie ich heute hineintrete, liegt ſie da auf dem Polſter mit halbgeſchloſſenen Augen, das Köpfchen auf den Arm geſtützt, nicht ſchlummernd, nicht wachend, nicht krank, nicht geſund. — Ich nahe mich ihr, „ei gnädige Frau Dogareſſa, ſpreche ich, was iſt

Euch denn Schlimmes begegnet? — ſchmerzt Euch wohl noch die kaum geheilte Wunde?" — Aber da blickt ſie mich an mit Augen — Tonino! — mit Augen, wie ich ſie noch gar nicht geſehen, und kaum hab' ich hineingeſchaut in die feuchten Mondesſtrahlen, ſo bergen ſie ſich hinter die ſeidnen Wimpern, wie hinter dunkles Gewölk. Und dann ſeufzt ſie aus tiefſter Bruſt, und kehrt das holde blaſſe Antlitz der Wand zu und liſpelt leiſe, ganz leiſe, aber ſo wehmüthig, daß es mir gerade ins Herz ſticht: Amare — amare — ah senza amare! — Ich hole mir einen kleinen Stuhl, ich ſetze mich hin zu ihr, ich fange an von dir zu erzählen. — Sie hüllt ſich ein in die Polſter — die ſchnelleren und ſchnelleren Athemzüge werden zu Seufzern. — Ich ſag's ihr unverholen, daß du verkleidet bei ihr warſt in der Gondel, daß ich dich, der vor Liebe und Sehnſucht verſchmachtet, nun ungeſäumt zu ihr bringen würde. Da fährt ſie plötzlich auf von den Polſtern und indem ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen ſtürzt, ruft ſie heftig: Um Chriſtus, um aller Heiligen willen — nein — nein ich kann ihn nicht ſehen — Alte! — ich beſchwöre dich, ſag' ihm, er ſolle niemals, niemals mehr ſich mir nahen — niemals, das ſag ihm, er ſolle Venedig verlaſſen, ſchnell verlaſſen. — „Nun, fall' ich ihr ins Wort, nun, ſo muß denn mein armer Tonino ſterben." Da ſinkt ſie wie von den unſäglichſten Schmerzen gefaßt in die Polſter und ſchluchzt mit von Thränen erſtickter Stimme: Muß ich denn nicht auch ſterben des bitterſten Todes? Da trat der alte Herr Falieri ins Gemach und ich mußte mich auf ſeinen Wink entfernen. „Sie hat mich verworfen — fort — fort aufs Meer," ſchrie Antonio auf in heller Verzweiflung. Die Alte kicherte und lachte nach ihrer gewöhnlichen Art und rief: Du einfältig Kind, du einfältig Kind! — wirſt du denn nicht

geliebt von der holden Annunziata mit aller Inbrunst, mit aller Liebesquaal, die jemals ein weiblich Herz ergriff? — Einfältig Knäblein, morgen am tiefen Abend schleiche dich in den herzoglichen Palast. In der zweiten Gallerie rechts der großen Treppe wirst du mich finden — und dann wollen wir sehen was sich weiter begibt. —

Als Antonio bebend vor Sehnsucht am andern Abend die große Treppe hinaufschlich, war es ihm plötzlich als wolle er einen ungeheuern Frevel beginnen. Ganz betäubt vermochte er kaum zitternd und schwankend die Stufen zu ersteigen. Er mußte sich dicht vor der ihm bezeichneten Gallerie an eine Säule lehnen. Plötzlich umfloß ihn heller Fackelschein und noch ehe er seinen Platz verlassen konnte, stand der alte Bodoeri dicht vor ihm, von einigen Dienern begleitet, die Fackeln trugen. Bodoeri sah dem Jünglinge starr ins Angesicht und sprach dann: Ha! du bist Antonio, man hat dich her bestellt, ich weiß es, folge mir nur! — Antonio, überzeugt, daß die Zusammenkunft mit der Dogaressa verrathen, folgte nicht ohne Zagen. Wie erstaunte er, als in ein entferntes Gemach getreten, Bodoeri ihn umarmte und von dem wichtigen Posten sprach, der ihm anvertraut worden und den er noch in dieser Nacht mit Muth und Entschlossenheit behaupten solle. Sein Erstaunen ging aber in Angst über und Entsetzen, da er erfuhr, daß schon seit langer Zeit eine Verschwörung wider die Signorie gereift, an deren Spitze der Doge selbst stehe, daß, wie es in Falieris Hause auf der Giudekka beschlossen, noch in dieser Nacht die Signorie fallen und der alte Marino Falieri als souverainer Herzog von Venedig ausgerufen werden solle. Antonio starrte den Bodoeri sprachlos an, dieser hielt des

Jünglings Schweigen für eine Weigerung Theil zu nehmen an der Ausführung der entſetzlichen That, und rief entrüſtet: „Feigherziger Thor! aus dem Pallaſt kommſt du nun nicht mehr, entweder du ſtirbſt oder ergreifſt mit uns die Waffen, aber ſprich erſt mit dieſem!“ Aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers trat eine hohe edle Geſtalt hervor. So wie Antonio das Antlitz des Mannes, den er nur erſt im Schein der Kerzen bemerken und erkennen konnte, erblickte, ſtürzte er nieder auf die Knie und rief, ganz außer ſich ſelbſt gebracht durch die nicht geahnte Erſcheinung: O heiliger Herr des Himmels! mein Vater Bertuccio Nenolo, mein theurer Pfleger! — Nenolo hob den Jüngling auf, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſprach dann mit ſanfter Stimme: „Wohl bin ich Bertuccio Nenolo, den du vielleicht auch in dem Meeresgrunde begraben glaubteſt und der erſt ſeit kurzer Zeit der ſchmählichen Gefangenſchaft des wilden Morbaſſan entgangen; Bertuccio Nenolo, der dich aufnahm und der nicht ahnen konnte, daß die unvernünftigen Diener, die Bodoeri abſchickte, als er das ihm verkaufte Landhaus in Beſitz nehmen wollte, dich hinausſtoßen würden aus dem Hauſe. — Verblendeter Jüngling! du ſtehſt an, die Waffen zu ergreifen gegen eine despotiſche Kaſte, deren Grauſamkeit dir den Vater raubte? — Ja, gehe hin in den Hof des Fontego, es iſt deines Vaters Blut, deſſen Spuren du noch ſchauen kannſt auf den Steinen des Bodens. Als die Signorie den deutſchen Kaufleuten das Kaufhaus, welches du unter dem Namen des Fontego kennſt, übermachte, wurde Jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüſſel bei der Abreiſe an ſich zu behalten, er mußte ſie bei dem Fontegaro laſſen. Dieſem Geſetz hatte dein Vater entgegengehandelt und war ſchon deshalb ſchwerer Strafe verfallen. Als nun aber

bei der Rückkunft des Vaters die Gemächer geöffnet wurden, fand sich unter seinen Waaren eine Kiste venetianischer falschausgeprägter Münzen. Vergebens betheuerte er seine Unschuld, es war nur zu gewiß, daß irgend ein hämischer Teufel, vielleicht der Fontegaro selbst, die Kiste hineingebracht hatte, um deinen Vater zu verderben. — Die unerbittlichen Richter mit dem Beweise, daß die Kiste in deines Vaters Gemächern gefunden, zufrieden, verurtheilten ihn zum Tode! — Auf dem Hofe des Fontego wurde er hingerichtet. — Auch du wärst nicht mehr, wenn die treue Margarethe dich nicht rettete. — Ich, deines Vaters treuster Freund, nahm dich auf; damit du dich der Signorie nicht selbst verrathen möchtest, verschwieg man dir deines Vaters Namen. — Aber nun, nun Anton Dalbirger, nun ist es Zeit, nun ergreife die Waffen und räche an den Häuptern der Signorie den schmählichen Tod deines Vaters." Antonio, vom Geist der Rache beseelt, gelobte den Verschwornen Treue und unbezwingbaren Muth. — Es ist bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Renolo von dem über die Seerüstungen gesetzten Dandulo, der ihm bei einem Streit ins Gesicht schlug, erfahren, ihn bewog, mit dem ehrgeizigen Schwiegersohn sich wider die Signorie zu verschwören. Beide, Renolo und Bodoeri wünschten dem alten Falieri den Fürstenmantel, um selbst mit ihm zu steigen. — Man wollte (so war der Plan der Verschwornen) die Nachricht ausbreiten, die genuesische Flotte liege vor den Lagunen.. In der Nacht sollte dann die große Glocke auf dem Marcusthurm gezogen und die Stadt zu erdichteten Vertheidigungen gerufen werden. Auf dieses Zeichen sollten die Verschwornen, deren Anzahl beträchtlich und durch ganz Venedig verbreitet war, den Marcusplatz besetzen, sich der Hauptplätze der Stadt bemächtigen, die Häupter

der Signorie ermorden, und den Dogen als souverainen Herzog von Venedig ausrufen. Der Himmel wollte aber nicht, daß dieser Mordanschlag gelingen und die Grundverfassung des bedrängten Staats durch den alten von Stolz und Uebermuth entflammten Falieri in den Staub getreten werden sollte. Die Versammlungen auf der Giudecca in Falieris Hause waren der Wachsamkeit des Raths der Zehen nicht entgangen, aber unmöglich blieb es, etwas Gewisses zu erfahren. Da rührte einen der Verschwornen, einen Pelzhändler aus Pisa, Bentian geheißen, das Gewissen, er wollte seinen Freund und Gevatter, den Nicolao Leoni, der im Rathe der Zehen saß, vom Untergange retten. In der Abenddämmerung begab er sich zu ihm, und beschwor ihn in der Nacht nicht das Haus zu verlassen, es möge auch geschehen was da wolle. Leoni, von Argwohn ergriffen, hielt den Pelzhändler fest und erfuhr, als er in ihn drang, den ganzen Anschlag. In Gemeinschaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro berief er nun den Rath der Zehen nach St. Salvator und von hier aus wurden in weniger als drei Stunden Maaßregeln ergriffen, die alle Unternehmungen der Verschwornen im ersten Aufglimmen ersticken mußten.

Dem Antonio war es aufgetragen, mit einem Trupp nach dem Marcusthurm zu gehen und die Glocken anziehen zu lassen. So wie er hinkam, fand er den Thurm stark besetzt von Arsenaltruppen, die, als er sich nahen wollte, mit Hellebarden auf ihn eindrangen. Von plötzlichem Todesschreck ergriffen stäubte sein Haufen auseinander, er selbst entwischte in der Dunkelheit der Nacht. Dicht hinter sich hörte er Tritte eines Menschen, der ihm nachsetzte, er fühlte sich ergriffen, schon wollte er den Verfolger niederstoßen, als er bei einem plötzlich

aufſchimmernden Licht den Pietro erkannte. „Rette dich, rief dieſer, rette dich Antonio! in meine Gondel, es iſt alles verrathen — Bodoeri — Renolo — ſind in der Gewalt der Signorie — die Thore des herzoglichen Pallaſtes geſchloſſen — der Doge eingeſperrt in ſein Gemach — wie ein Verbrecher bewacht von ſeinen eignen treuloſen Trabanten — fort fort.“ — Halb ſinnlos ließ ſich Antonio hineinſchleppen in die Gondel. — Dumpfe Stimmen — Klirren der Waffen — einzelne Angſtrufe — dann trat mit der tiefſten Finſterniß der Nacht lautloſe ſchauerliche Stille ein. Am andern Morgen erblickte der von Todesſchrecken zermalmte Pöbel das entſetzliche Schauſpiel, das jedes Blut in den Adern gerinnen machte. Der Rath der Zehen hatte noch in derſelben Nacht das Todesurtheil über die Häupter der Verſchwornen, die ergriffen worden, gefällt. Erdroſſelt wurden ſie auf dem kleinen Platze zur Seite des Pallaſtes von der Gallerie herabgelaſſen, wo der Doge ſonſt den Feierlichkeiten zuzuſchauen pflegte — ach! wo Antonio vor der holden Annunziata ſchwebte, wo ſie von ihm den Blumenſtrauß empfing. — Unter den Leichnamen befanden ſich Marino Bodoeri und Bertuccio Renolo. Zwei Tage nachher wurde der alte Marino Falieri von dem Rathe der Zehen verurtheilt und auf der ſogenannten Rieſentreppe des Pallaſtes hingerichtet. —

Wie bewußtlos war Antonio umhergeſchlichen, niemand griff ihn an, denn niemand kannte ihn als einen der Verſchwornen. Als er des alten Falieri graues Haupt fallen ſah, da fuhr er auf, wie aus ſchwerem Todestraum. — Mit dem Schrei des wildeſten Entſetzens — mit dem Ausruf: Annunziata! ſtürzte er in den Pallaſt, durch die Gallerieen. — Niemand hielt ihn auf, die Trabanten ſtarrten ihn an wie betäubt von dem Fürchterlichen, das ſich ſo eben zugetragen. Die Alte hinkte ihm

entgegen laut jammernd und klagend, sie ergriff seine Hand, noch einige Schritte und er trat mit ihr in Annunziata's Gemach. Da lag die Arme entseelt auf den Polstern. Antonio stürzte hin zu ihr, er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen, er rief die Geliebte mit den süßesten, zärtlichsten Namen. Da schlug sie die holden Himmelsaugen langsam auf, sie sah Antonio — erst war es, als müsse sie sich auf ihn besinnen, doch plötzlich raffte sie sich auf, umschlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn an ihre Brust — benetzte ihn mit heißen Thränen — küßte seine Wangen — seine Lippen. „Antonio — mein Antonio — ich liebe dich unaussprechlich — ja es giebt noch einen Himmel auf Erden! — Was ist des Vaters — des Oheims — des Gatten Tod gegen die Seligkeit deiner Liebe — o laß uns fliehen — von dieser blutigen Mordstätte!" — So rief Annunziata, zerrissen von dem bittersten Schmerz und der glühendsten Liebe. Unter tausend Küssen, unter tausend Thränen schwuren sich die Liebenden ewige Treue, sie vergaßen die furchtbaren Ereignisse der schrecklichsten Tage, den Blick von der Erde abgewandt schauten sie auf in den Himmel, den ihnen der Geist der Liebe erschlossen. Die Alte rieth nach Chiozza zu fliehen, Antonio wollte dann zu Lande in umgekehrter Richtung weiter herauf nach seinem Vaterlande. Freund Pietro verschaffte ihm eine kleine Barke, die an der Brücke bei der hintern Seite des Pallastes angelegt wurde. Eingehüllt in tiefe Schleier schlich Annunziata als es Nacht worden, mit dem Geliebten, von der alten Margaretha, die in der Kaputze reiche Juwelenkästchen trug, begleitet, über die Treppen hinab. Unbemerkt kamen sie an die Brücke, stiegen sie hinein in die Barke. Antonio ergriff das Ruder und fort ging es in schneller rüstiger Fahrt. Wie ein fröhlicher Liebesbote tanzte der helle

Mondesſchimmer auf den Wellen vor ihnen her. Sie waren auf hoher See. Da begann es ſeltſam zu pfeifen und zu ſauſen in hoher Luft — finſtere Schatten kamen gezogen und hingen ſich wie dunkle Schleier über das leuchtende Antlitz des Mondes. Der tanzende Schimmer, der fröhliche Liebesbote ſank herab in die ſchwarze Tiefe voll dumpfer Donner. Der Sturm erhob ſich und jagte die düſtern zuſammengeballten Wolken mit zornigem Toben vor ſich her. Hoch auf und nieder flog die Barke. „O hilf, o Herr des Himmels!“ ſchrie die Alte. Antonio, des Ruders nicht mehr mächtig, umſchlang die holde Annunziata, die, von ſeinen glühenden Küſſen erweckt, ihn mit der Inbrunſt der ſeligſten Liebe an ihren Buſen drückte. „O mein Antonio! — o meine Annunziata!“ So riefen ſie des Sturms nicht achtend, der immer entſetzlicher tobte und brauſte. Da ſtreckte das Meer, die eiferſüchtige Wittwe des enthaupteten Falieri, die ſchäumenden Wellen wie Rieſenarme empor, erfaßte die Liebenden und riß ſie ſammt der Alten hinab in den bodenloſen Abgrund! —

Als der Mann im Mantel auf dieſe Weiſe ſeine Erzählung geendet hatte, ſprang er ſchnell auf und verließ mit ſtarken raſchen Schritten das Zimmer. Die Freunde ſahen ihm ſtillſchweigend und ganz verwundert nach, dann traten ſie aufs neue vor das Gemälde. Der alte Doge ſchmunzelte ſie wieder an, in thörigtem Prunk und faſelnder Eitelkeit, aber als ſie nun der Dogareſſa recht ins Antlitz ſchauten, da gewahrten ſie wohl, wie die Schatten eines unbekannten, nur geahnten Schmerzes auf der Lilienſtirn lagen, wie ſehnſüchtige Liebesträume unter den dunklen Wimpern hervorleuchteten und um die ſüßen Lippen ſchwebten. Aus dem fernen Meer, aus den duftigen Wolken, die San Marco einhüllten, ſchien die feind-

liche Macht Tod und Verderben zu drohen. Die tiefere Bedeutung des anmuthigen Bildes ging ihnen klar auf, aber auch alle Wehmuth der Liebesgeschichte Antonio's und Annunziata's kehrte, so oft sie das Bild auch noch anblicken mochten, wieder und erfüllte ihr innerstes Gemüth mit süßen Schauern.

Die Freunde lobten die Erzählung und waren einstimmig im Urtheil, daß Ottmar die wahre Geschichte des ehrsüchtigen, unglücklichen Dogen Marino Falieri auf ächt serapiontische Weise benutzt habe.

Ottmar, sprach Lothar, ließ es sich aber sauer werden, als er die Erzählung schrieb. Denn außerdem daß ihn das hübsche Bild unsers wackern Kolbe zu dem Ganzen begeistert, lag Le Bret's Geschichte von Venedig immer aufgeschlagen auf dem Tische und das ganze Zimmer hatte er mit pittoresken Ansichten von den Straßen und Plätzen Venedigs geschmückt die er Gott weiß wo überall aufgetrieben. Deshalb ist die Erzählung so individuell lokal geworden wie sie seyn mußte.

Die Mitternachtsstunde hatte geschlagen, die Freunde schieden in der frohesten Stimmung.

Vierter Abſchnitt.

Vinzenz und Sylveſter hatten ſich eingefunden. Lothar hielt ihnen eine lange Rede, worinn er auf höchſt ergötzliche Weiſe ſehr weitläuftig die Pflichten eines würdigen Serapions-Bruders entwickelte: „Und nun,“ ſchloß er, „verſprecht mir, theure würdige Novizen, mittelſt feierlichen Handſchlags der Regel des heiligen Serapion treu zu ſeyn, d. h. Euer ganzes Beſtreben dahin zu richten, bey den Verſammlungen des ſchönen Bundes Euch ſo geiſtreich, lebendig, gemüthlich, anregbar und witzig zu zeigen, als es nur in Euern Kräften ſteht.“

Ich, nahm Vinzenz das Wort, ich für mein Theil verſpreche das mit voller Seele. Ich will meine ganze Habe an Geiſt und Gemüth zur Bundes-Kaſſe tragen, aus der Ihr mich dann ernähren, ja ordentlicher Weiſe mäſten könnt. Ich will jedesmal, wenn ich bey Euch einzutreten gedenke, wie man im Sprüchwort ſagt, vorher meinem Affen reichlichen Zucker darbieten, damit er Luſt bekomme zu allerlei zierlichen Capriolen. Und da Euer Schutzpatron allen Ruhm, alle Ehre erworben durch geziemlichen Wahnſinn, will ich mich vorzüglich bemühn ihm nachzueifern, ſo daß es dem Bunde nie an lobenswerther Tollheit fehlen ſoll. Ich kann, verlangſt du es, mein würdiger Lothar, wünſcht Ihr es, meine geſchätzteſten Serapions-Brüder, mit den ſauberſten fixen Ideen wechſeln. Ich kann mir wie der Profeſſor Titel, einbilden, römiſcher Kai-

ſer, oder wie der Pater Sgambari, Cardinal zu ſeyn. Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen oder meine Naſe ſey von Glas und leuchte in den ſchönſten Farben prismatiſch hinauf, an Wand und Decke, oder mich wie der kleine Schotte Donald Monro, für einen Spiegel halten, und alle Blicke, Grimaſſen, Poſituren deſſen nachmachen, der mir ins Geſicht ſchaut. Ja ich kann überzeugt ſeyn, meine anima sensitiva habe mir, wie dem Chevalier D'Epernay, den Kopf kahl geſchoren und ich flöße Euch nur Reſpekt ein durch die wenigen Haare, die ich noch auf den Zähnen behalten. — Ihr werdet als würdige Serapions-Brüder all' dieſen Wahnſinn zu ehren wiſſen! — Thut das Leute! und verfallt nicht etwa darauf mich kuriren und gar Mittel anwenden zu wollen nach der Methode des Börhave, des Merkurialis, des Autius von Amyda, des Friedrich Kraft, des Herrn Richter, welche ſämtlich ſattſames Prügeln anrathen und ſauftes Maulſchelliren. Und doch wirken Prügel wohlthätig auf Verſtand und Herz und beleben den Körper zu den wichtigſten Funktionen. — Was wäre aus uns geworden, hätten wir eine einzige Vokabel in den Kopf gebracht in Quinta ohne nützliches Prügeln? — Ja! ich gedenke noch daß, wie ich in meinem zwölften Jahre Werthers Leiden geleſen hatte, ich mich ſtracks in ein dreißigjähriges Fräulein verliebte und mich todtſchießen wollte. Mein Vater heilte glücklich die zu große Reizbarkeit meines Herzens nach Rhaſes und Valuscus de Taranta, welche eine gute Tracht Schläge auf den H—. als ein kräftiges Mittel wider die Liebe empfehlen. Zu gleicher Zeit weinte der Alte heiße Vaterthränen vor Freude über die Entdeckung daß ſein Söhnlein wirklich kein Eſel ſey, denn dieſes Thier wird nach bekannter Erfahrung deſto verliebter, je mehr und beſſer

man es prügelt! — Und was den Körper anlangt und deſſen Funktionen! — O ruft Euch doch nur jenen Venuſiniſchen Prinzen ins Gedächtniß, deſſen Campanella erwähnt! — Der gute Fürſt konnte nicht anders zu Stuhle gehn als wenn er vorher von einem dazu ausdrücklich beſoldeten Mann erklecklich abgeprügelt worden! —

O aller Fabulanten ergötzlichſter Fabulant, rief Theodor, du ganzes Geſchwornengericht des ſkurilen Spaßes, wie luſtig verführſt du deine Capriolen und Courbetten! Aber thue das immerhin — Blitze hinein, ſollte es manchmal zu ſtill und dunkel unter uns werden mit den abſonderlichſten Redensarten und belebe vorzüglich unſern Sylveſter, der nach ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe bis jetzt noch kein einziges Wort geſprochen.

Ueberhaupt, ſprach Ottmar, habe ich mich kaum überzeugen können, daß es wirklich Sylveſter iſt der dort auf dem Stuhle ſitzt und uns ſo freundlich anlächelt. Denn ganz unmöglich ſcheint es mir, daß er ſobald ſeinen ländlichen Aufenthalt verlaſſen konnte, deſſen Vorzüge vor unſerer Stadt er ſo hoch pries und ich denke immer, am Ende iſt es nur ein hübſcher Spuk und Sylveſter verſchwindet uns plötzlich vor unſern ſehenden Augen in den zierlichen Dampfwolken die er aus dem Zigarro bläſ't! —

Gott behüte und bewahre, rief Sylveſter lachend, glaubſt Du denn daß ich friedlicher ruhiger Mann mich umgeſetzt habe in einen Hexenkerl, der ehrliche Leute neckt mit ſeiner werthen Perſon? Glaubſt Du, daß ich die mindeſte Anlage habe zu einem Philadelphia oder Svedenborg? — Beklagſt Du Dich, Theodor, über meine Wortkargheit, ſo wiſſe, daß ich gerade heute mit Bedacht den Athem ſpare, weil ich nichts geringeres

im Sinn trage, als Euch eine ziemlich lange Erzählung vorzulesen, zu der mich ein sehr hübsches Bild unsers wackern Karl Kolbe entzündete und die ich während meines ländlichen Aufenthalts niederschrieb. — Wunderst Du Dich darüber, Ottmar, daß ich, unerachtet ich die Muße des Landlebens so hoch stelle, doch wieder hieher kam, so bedenke, daß, ist auch das ewige rastlose Gewühl, die leere Geschäftigkeit der großen Stadt meinem ganzen innern Wesen zuwider, ich doch auch dagegen, will ich als Dichter und Schriftsteller bestehen, mancher Anregung bedarf, die ich nur hier finde. Jene Erzählung, die ich für gut halte, wäre nimmermehr entstanden, hätte ich nicht Kolbes Bild auf der Kunstausstellung geschaut, und hätte ich nachher mich nicht der Muße des Landlebens hingegeben.

Sylvester hat Recht, nahm Lothar das Wort, wenn er als Schauspiel- als Romandichter die Anregungen in dem bunten Gewühl der großen Stadt sucht und dann dem Geist ruhige Muße gönnt das zu schaffen wozu er angeregt worden. Jenes Bild konnte Sylvester auch auf dem Lande schauen, aber nicht die lebendigen Personen, die sich darum herbewegten und in die hinein jene gemahlten Personen des Bildes traten. Dichter jener Art dürfen sich nicht zurückziehen in die Einsamkeit, sie müssen in der Welt leben, in der buntesten Welt, um schauen und auffassen zu können ihre unendlich mannigfachen Erscheinungen! —

Ha! rief Vinzenz, wie jauchzt der Herr von Jaques im Shakspeare, als er den Monsieur Probstein im Walde gefunden? — Ein Narr, ein Narr! — Ich traf 'nen Narrn im Walde, 'nen scheckigen Narrn — o jämmerliche Welt. So jauchze ich: ein Poet! — ein Poet! — ich traf einen Poeten! — Der taumelte zu hoher Mittagszeit aus dem dritten Weinhause, schaute

hinauf mit den trunkfeuchten Augen zur Sonne, rief begeistert: o süßes mildes Mondenlicht, wie fallen Deine Strahlen in mein Innres hinein und erleuchten sattsam die ganze Welt, die ich darin hege und pflege! — Wandle vor mir her, wackres Gestirn damit ich nach dem Ort hinsteure wo mir Lebenserfahrung, Menschenkenntniß zuströmt in Fülle zum nützlichen Gebrauch — Charakter! — lebendige Zeichnung ohne Studien nicht möglich — Herrliches Getränk, vortrefflicher Eilfer der die Herzen erschließt und die Fantasie entzündet! — Ja er lebt in mir, der dort in jenem Zimmer Salami genießt. Es ist ein großer hagrer Mann, trägt einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, englische Stiefel, schnupft Taback aus einer schwarzlackirten Dose, spricht geläufig Deutsch und ist daher, unerachtet jener Stiefel und der italiänischen Wurst ein deutscher herrlicher lebensvoller Charakter für meinen neuesten Roman! — Aber — mehr Menschenkenntniß — mehr Charaktere! — Und damit lief mein Poet mit günstigem Winde ein, in die Bucht des vierten Weinhauses! —

Schweige, rief Lothar, schweige Du Olivarius Textdreher! — So nenne ich Dich, weil Du mir in der That meinen ganzen Text verdrehst! — Ich weiß recht gut, was Du mit Deinem trunknen Poeten, der Lebenserfahrung in den Weinhäusern sammelt und mit seinem Mann im blauen Frack meinst, und mag über dieses Thema gar nichts mehr sagen. Aber ganz andere Leute glauben ebenfalls, daß sie, haben sie die Persönlichkeit dieses, jenes unbedeutenden Subjekts das ihnen in den Weg kam, genau abgeschrieben, ins Leben greifende Charaktere aufstellten. Mit dem besonderen Zopf, den dieser, jener alte Mann trägt, mit der Farbe, in die sich dieses, jenes Mädchen kleidet, ist es noch gar nicht gethan. Es gehört ein

eigner Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Gestalten des Lebens in ihrer tieferen Eigenthümlichkeit zu erschauen und auch mit diesem Erschauen ist es noch nicht gethan. All die aufgefaßten Bilder wie sie im ewigen bunten Wechsel sich ihm zeigten bringt der Geist, der in dem wahren Dichter wohnt, erst auf die Kapelle und wie aus dem Niederschlag des Chemischen Prozesses gehen als Substrat die Gestalten hervor, die der Welt, dem Leben in seiner ganzen Extension angehören. Das sind die wunderbaren Personen, die ohne Rücksicht auf Ort, auf Zeit ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet ist, die fort und fort unter uns lebendig wandeln! — Darf ich wohl des herrlichen Sancho Pansa, des Fallstaff erwähnen? — Und weil Du, Vinzenz, gerade vom blauen Frack sprachst, es ist wohl ein eigen Ding, daß die Gestalt, die der wahre Dichter auf jene Weise schuf, sich von selbst ganz artig und ihrem Charakter gemäß kleidet — Ey, sprach Ottmar, das ist im Leben auch nicht anders. Gewiß haben wir alle bey irgend einer besondern Erscheinung, die uns in den Weg trat, sehr lebhaft gefühlt, daß der Mann vermöge seines ganzen Wesens nun ganz unmöglich eine andere Mütze, einen andern Hut, einen anderen Rock tragen dürfe als wie er ihn eben trägt. Daß dies geschieht ist eben nicht so wunderbar als daß wir es erkennen.

Liegt, unterbrach Cyprian den Freund, liegt es denn aber nicht bloß in unserer Erkenntniß daß es geschieht? — O Spitzfündigkeit ohne Gleichen, rief Vinzenz. Und, sprach Sylvester mit lebhafterem Ton als es sonst seine Art war, und Alles was Lothar behauptet ist doch so wahr, so recht aus meiner Seele genommen. — Vergeßt aber nicht, daß nächst unserm erquicklichen Zusammenseyn ich auch auf dem Lande einen Ge-

nuß entbehre, der mein ganzes Weſen, es ganz und gar durchdringend, hoch erhebt. Ich meine nichts anders als die mannigfachen muſikaliſchen Produktionen, die Aufführungen der herrlichſten Meiſterwerke des Geſanges. Erſt heute hat mich Beethovens Meſſe, die, wie Ihr wißt, in der katholiſchen Kirche aufgeführt wurde, wahrlich im höchſten Sinn des Worts ergriffen.

Und das, ſprach Cyprian mürriſch, verwundert mich nur deshalb nicht, weil Dir, Sylveſter, die Entbehrung dergleichen Dinge im beſſern Licht erſcheinen läßt. Dem Hungrigen ſchmeckt die geringere Koſt. Denn aufrichtig geſagt, Beethoven hat in ſeinem Hochamt eine gar hübſche auch wohl geniale Muſik geliefert aber nur durchaus kein Hochamt. — Wo iſt der ſtrenge Kirchenſtyl geblieben! —

Ich weiß es ſchon, nahm Theodor das Wort, Du Cyprian! ſtatuirſt nur die alten Tonſetzer, erſchrickſt in der Kirchen-Partitur vor allen ſchwarzen Noten und treibſt die Strenge gegen alles Neuere bis zur Ungerechtigkeit.

Wahr iſt es indeſſen, ſprach Lothar, daß in Beethovens Meſſe mir vieles zu jubilirend zu irdiſch jauchzend klingt. Ueberhaupt möcht' ich wiſſen worin die völlige mit einander kontraſtirende Verſchiedenheit des Geiſtes liegt in dem die Meiſter die einzelnen Sätze des Hochamts komponirt haben?

Ey, rief Sylveſter, das iſt es auch, was mir ſo oft als unerklärlich aufgefallen iſt. Man ſollte meinen, daß z. B. die Worte: Benedictus qui venit in nomine domini, nur auf gleiche fromme ruhige Weiſe geſetzt werden könnten und doch weiß ich nicht allein, daß dieſe Worte von den größten Meiſtern in ganz verſchiedenem Charakter komponirt worden ſind, ſondern auch daß, von den verſchiedenſten Empfindungen durchdrungen, ich niemals

die Compoſition dieſes, jenes großen Mannes, als verfehlt zu verwerfen vermochte. — Theodor könnte uns hierüber aufklären.

Das wollte ich wohl, ſprach Theodor ſo gut ich's vermag, aber ich müßte Euch eine kleine Abhandlung vortragen, die mit ihrem Ernſt ſonderbar abſtechen würde gegen die luſtige Weiſe, in der heute unſere Verſammlung begann.

Iſt es, erwiederte Ottmar, iſt es denn nicht eben recht ſerapionsmäßig, daß Ernſt und Scherz wechſele? Sprich Dich daher nur getroſt aus Theodor, über einen Gegenſtand, der uns Alle, nehme ich etwa unſern Vinzenz aus, der nichts von der Muſik verſteht, höchlich intereſſirt. — Ich bitte auch den neuen Serapions-Bruder Vinzenz, daß er den ſkurilen Spaß, der ihm eben auf den Lippen ſchwebt, verſchlucke und unſern Redner nicht unterbreche! —

O Serapion! ſeufzte Vinzenz mit aufwärts gerichtetem Blick; Theodor begann aber ohne weiteres in folgender Art.

Das Gebet, die Andacht, regt gewiß das Gemüth, nach ſeiner eigenthümlich in ihm herrſchenden oder auch augenblicklichen Stimmung, wie ſie von phyſiſchem oder pſychiſchem Wohlſeyn, oder von eben ſolchem Leiden erzeugt wird auf. Bald iſt daher die Andacht, innere Zerknirſchung bis zur Selbſtverachtung und Schmach, Hinſinken in den Staub vor dem vernichtenden Blitzſtrahl des, dem Sünder zürnenden Herrn der Welten, bald kräftige Erhebung zu dem Unendlichen, kindliches Vertrauen auf die göttliche Gnade, Vorgefühl der verheißenen Seeligkeit. Die Worte des Hochamts geben in einem Cyklus nur den Anlaß, höchſtens den Leitfaden der Erbauung und in jeder Stimmung werden ſie den richtigen Anklang in der Seele erwecken. Im Kyrie wird die Barmherzigkeit Gottes angerufen; das Gloria preiſet ſeine Allmacht und Herrlichkeit, das Credo ſpricht den Glauben

aus, auf den die fromme Seele feſt bauet und nachdem im Sanctus und Benedictus die Heiligkeit Gottes erhoben und Seegen denen verheißen worden, die voll Vertrauen ſich ihm nahen, wird im Agnus und im Dona noch zum Mittler gefleht, daß er Beruhigung und ſeinen Frieden ſchenke der frommen glaubenden, hoffenden Seele. Schon dieſer Allgemeinheit wegen, die der tieferen Beziehung, der inneren Bedeutung, welche ein jeder nach ſeiner individuellen Gemüthsſtimmung hineinlegt, nicht vorgreift, ſchmiegt ſich der Text der mannigfaltigſten muſikaliſchen Behandlung an und eben deshalb giebt es ſo ganz, in Charakter und Haltung von einander abweichende Kyrie, Gloria u. ſ. w. Man vergleiche nur z. B. die beiden Kyrie in den Meſſen aus C dur und D Moll von Joſeph Haydn und eben ſo ſeine Benedictus. — Schon hieraus folgt, daß der Componiſt der, wie es ſtets ſeyn ſollte, von wahrer Andacht begeiſtert zur Compoſition eines Hochamts ſchreitet, die individuelle religiöſe Stimmung ſeines Gemüths, der ſich jedes Wort willig ſchmiegt, vorherrſchen und ſich durch das Miserere, Gloria, Qui tollis u. ſ. w. nicht zum bunten Gemiſch des herzzerſchneidendſten Jammers der zerknirſchten Seele mit jubilirendem Geklingel verleiten laſſen wird. Alle Arbeiten dieſer letzten Art, wie ſie in neuerer Zeit auf höchſt frivole Weiſe gemacht wurden, ſind Mißgeburten von einem unreinen Gemüth erzeugt, die ich eben ſo lebhaft verwerfe als Cyprian. Aber hohe Bewundrung zolle ich den herrlichen Kirchen-Compoſitionen Michael und Joſeph Haydns, Haſſes, Naumanns u. a. ohne der alten Werke der frommen italiäniſchen Meiſter (Leo, Durante, Benevoli, Perli u. a.) zu vergeſſen, deren hohe würdige Einfachheit, deren wunderbare Kunſt ohne bunte Ausweichungen eingreifend ins Innerſte zu moduliren, in neuerer

und neueſter Zeit ganz verloren gegangen zu ſeyn ſcheint. Daß, ohne an dem urſprünglichen reinen Kirchenſtyl ſchon deshalb feſthalten zu wollen, weil das Heilige den bunten Schmuck irdiſcher Spitzfündigkeiten verſchmäht, auch ſchon jene einfache Muſik in der Kirche muſikaliſch mehr wirkt, iſt nicht zu bezweifeln, da die Töne, je ſchneller ſie aufeinander folgen deſto mehr im hohen Gewölbe verhallen und das Ganze undeutlich und unverſtändlich machen. Daher zum Theil die große Wirkung des Chorals in der Kirche. Mit Dir Cyprian räume ich auch den erhabenen Kirchengeſängen aus der älteren Zeit, ſchon ihres wahrhaft heiligen immer feſtgehaltenen Styls halber den Vorzug vor der neueren Kirchenmuſik unbedingt ein, indeſſen bin ich doch der Meinung, daß man mit dem Reichthum den die Muſik, was hauptſächlich die Anwendung der Inſtrumente betrifft, in neuerer Zeit erworben, in der Kirche zwar nicht prunkenden Staat treiben dürfe, ihn doch aber auf edle, würdige Weiſe anwenden könne. Das gewagte Gleichniß, daß die ältere Kirchenmuſik der Italiäner ſich zu der neueren deutſchen verhalte wie die Peterskirche zum Straßburger Münſter, möchte ziemlich treffend ſeyn. Die grandioſen Verhältniſſe jenes Baues erheben das Gemüth, indem ſie commenſurabel bleiben; aber mit einer ſeltſamen inneren Beunruhigung ſtaunt der Beſchauer den Münſter an, der ſich in den kühnſten Windungen, in den ſonderbarſten Verſchlingungen bunter phantaſtiſcher Figuren und Zierrathen hoch in die Lüfte erhebt. Allein ſelbſt dieſe Unruhe regt ein, das Unbekannte, das Wunderbare ahnendes Gefühl auf und der Geiſt überläßt ſich willig dem Traume, in dem er das Ueberirdiſche, das Unendliche zu erkennen glaubt. Nun! und eben dies iſt ja der Eindruck des Rein-Romantiſchen wie es in Mozarts, in Haydns Kompoſitionen lebt und webt.

— Daß es jetzt einem Komponiſten nicht ſo leicht gelingen wird in jenem hohen einfachen Styl der alten Italiener einen Kirchen-Geſang zu ſetzen iſt leicht zu erklären. Nicht daran denken will ich, daß der wahrhafte fromme Glaube, der jenen Meiſtern die Kraft gab das Heiligſte in hohen würdigen Tönen zu verkünden, wohl ſelten in dem Gemüth des Künſtlers aus der neueſten Zeit wohnen dürfte, ich will nur des Unvermögens das der Mangel des wahren Genies herbeiführt und dann eben ſo des Mangels an Selbſtverleugnung erwähnen. Regt nicht in der höchſten Einfachheit der tiefe Genius ſeine kräftigſten Schwingen? Wer aber läßt auch nicht gern den Reichthum der ihm zu Gebote ſteht, vor Aller Augen glänzen und iſt zufrieden mit dem Beifall des einzelnen Kenners, dem auch ohne Prunk das Gediegene, das Liebſte oder vielmehr das einzig Liebe iſt? Dadurch daß man anfing ſich überall derſelben Mittel des Ausdrucks zu bedienen, iſt es nun beinahe dahin gekommen, daß es gar keinen Styl mehr giebt. In der komiſchen Oper hört man oft feierliche gravitätiſch daher ſchreitende Sätze, in der ernſten Oper tändelnde Liedchen und in der Kirche Oratorien und Aemter nach Opernzuſchnitt. Aber es gehört auch eine ſeltene Tiefe des Geiſtes, ein hoher Genius dazu, ſelbſt bey der Anwendung des figurirteſten Geſanges, des ganzen Reichthums der Inſtrumente ernſt und würdevoll, kurz, kirchenmäßig zu bleiben. Mozart, ſo galant er in ſeinen beiden bekannteren Meſſen aus C dur iſt, hat im Requiem jene Aufgabe herrlich gelöſt: es iſt dies in Wahrheit eine romantiſch heilige Muſik, aus dem Innerſten des Meiſters hervorgegangen. Wie vortrefflich auch Haydn in manchem ſeiner Aemter von dem Heiligſten und Erhabenſten in herrlichen Tönen redet, darf ich wohl nicht erſt ſagen, obgleich man ihm mit Recht hier und

da manche Spielerei vorwerfen mag. — So wie ich nur vernahm, Beethoven habe ein Amt geſetzt, ehe ich eine Note davon gehört oder geleſen hatte, vermuthete ich gleich, daß, was Styl und Haltung betrifft, der Meiſter ſich den alten Joſeph zum Vorbilde nehmen würde. Und doch fand ich mich getäuſcht in Anſehung deſſen wie Beethoven die Worte des Hochamts aufgefaßt hat. Beethovens Genius bewegt ſonſt gern die Hebel des Schauers, des Entſetzens. So, dachte ich, würde auch die Anſchauung des Ueberirdiſchen ſein Gemüth mit innerem Schauer erfüllen und er dies Gefüh in Tönen ausſprechen. Im Gegentheil hat aber das ganze Amt den Ausdruck eines kindlich heitern Gemüths, das auf ſeine Reinheit bauend, gläubig der Gnade Gottes vertraut und zu ihm fleht wie zu dem Vater, der das Beſte ſeiner Kinder will und ihre Bitten erhört. Nächſt dieſem allgemeinen Charakter der Kompoſition iſt die innere Struktur, ſo wie die verſtändige Inſtrumentirung, wenn man nur einmal von der Tendenz, wie ich ſie erſt Hinſichts des in der Kirche anzuwendenden muſikaliſchen Reichthums aufſtellte, ausgeht, ganz des genialen Meiſters würdig.

Aber eben dieſe Tendenz, nahm Cyprian das Wort, iſt nach meiner Ueberzeugung ganz verkehrt und kann zur ruchloſen Entheiligung des Höchſten führen. — Laß mich es ſagen wie ich über Kirchenmuſik denke, und Du wirſt finden daß ich wenigſtens mit mir ſelbſt darüber ganz im Reinen bin. — Keine Kunſt, glaube ich, geht ſo ganz und gar aus der inneren Vergeiſtigung des Menſchen hervor, keine Kunſt bedarf nur einzig rein geiſtiger ätheriſcher Mittel, als die Muſik. Die Ahnung des Höchſten und Heiligſten, der geiſtigen Macht, die den Lebensfunken in der ganzen Natur entzündet, ſpricht ſich hörbar aus im Ton und ſo wird Muſik, Geſang, der Ausdruck der

höchſten Fülle des Daſeins — Schöpferlob! — Ihrem innern eigenthümlichen Weſen nach iſt daher die Muſik religiöſer Cultus und ihr Urſprung einzig und allein in der Religion, in der Kirche zu ſuchen und zu finden. Immer reicher und mächtiger ins Leben tretend, ſchüttete ſie ihre unerſchöpflichen Schätze aus über den Menſchen und auch das Profane durfte ſich dann, wie mit kindiſcher Luſt in dem Glanz putzen, mit dem ſie nun das Leben ſelbſt in all' ſeinen kleinen und kleinlichen irdiſchen Beziehungen durchſtrahlte. Aber ſelbſt das Profane erſchien in dieſem Schmuck, wie ſich ſehnend nach dem göttlichen höheren Reich und ſtrebend einzutreten in ſeine Erſcheinungen. — Eben dieſes ihres eigenthümlichen Weſens halber konnte die Muſik nicht das Eigenthum der antiken Welt ſeyn, wo alles auf ſinnliche Verleiblichung ausging, ſondern mußte dem modernen Zeitalter angehören. Die beiden einander entgegengeſetzten Pole des Heidenthums und des Chriſtenthums ſind in der Kunſt die Plaſtik und die Muſik. Das Chriſtenthum vernichtete jene und ſchuf dieſe ſo wie die ihr zunächſt ſtehende Malerei. In der Malerei kannten die Alten weder Perſpective noch Colorit, in der Muſik weder Melodie noch Harmonie. Melodie nehme ich im höhern Sinn als Ausdruck des inneren Affekts, ohne Rückſicht auf Worte und ihren rythmiſchen Verhalt. Aber es iſt nicht dieſe Mangelhaftigkeit, die etwa nur die geringere Stufe auf der damals Muſik und Malerei ſtanden, bezeichnet, ſondern, wie in unfruchtbarem Boden ruhend, nicht entfalten konnte ſich der Keim dieſer Künſte, der im Chriſtenthum herrlich aufging und Blüthen und Früchte trug in üppiger Fülle. Beide Künſte, Muſik und Malerei, behaupteten in der antiken Welt nur ſcheinbar ihren Platz: ſie wurden von der Gewalt der Plaſtik erdrückt, oder vielmehr in den gewal-

tigen Maſſen der Plaſtik konnten ſie keine Geſtalt gewinnen; beide Künſte waren nicht im mindeſten das, was wir jetzt Malerei und Muſik nennen, ſo wie die Plaſtik durch die, jeder Verleiblichung entgegen ſtrebende Tendenz der chriſtlichen Welt, gleichſam zum Geiſtigen verflüchtigt, aus dem körperlichen Leben entwich. Aber ſelbſt der erſte Keim der heutigen Muſik, in dem das heilige nur der Chriſtlichen Welt auflösbare Geheimniß verſchloſſen, konnte ſchon der antiken Welt nur nach ſeiner eigenthümlichſten Beſtimmung, d. h. zum religiöſen Kultus dienen. Denn nichts anders als dieſer waren ja ſelbſt in der frühſten Zeit ihre Dramen, welche Feſt-Darſtellungen der Leiden und Freuden eines Gottes enthielten. Die Deklamation wurde von Inſtrumentiſten unterſtützt und ſchon dieſes beweiſet, daß die Muſik der Alten rein rythmiſch war, wenn ſich nicht auch anderweitig darthun ließe, daß, wie ich ſchon vorhin ſagte, Melodie und Harmonie, die beiden Angeln, in denen ſich unſere Muſik bewegt, der antiken Welt unbekannt blieben. Mag es daher ſeyn daß Ambroſius und ſpäter Gregor um das Jahr fünfhundert und ein und neunzig antike Hymnen den chriſtlichen Hymnen zum Grunde legten und daß wir die Spuren jenes bloß rythmiſchen Geſanges noch in dem ſogenannten Canto Fermo, in den Antiphonien antreffen: ſo heißt das doch nichts anders, als daß ſie den Keim, der ihnen überkommen, benutzten und es bleibt gewiß, daß das tiefere Beachten jener antiken Muſik nur für den forſchenden Antiquar Intereſſe haben kann, dem ausübenden praktiſchen Componiſten ging aber die heiligſte Tiefe ſeiner herrlichen ächtchriſtlichen Kunſt erſt da auf, als in Italien das Chriſtenthum in ſeiner höchſten Glorie ſtrahlte und die hohen Meiſter in der Weihe göttlicher Begeiſterung das heiligſte Geheimniß der Religion in

herrlichen nie gehörten Tönen verkündeten. — Merkwürdig ist es, daß bald nachher, als Guido von Arezzo tiefer in die Geheimnisse der Tonkunst eingedrungen, diese den Unverständigen ein Gegenstand mathematischer Spekulationen und so ihr eigenthümliches inneres Wesen, als es kaum begonnen sich zu entfalten, verkannt wurde. Die wunderbaren Laute der Geistersprache waren erwacht und hallten hin über die Erde; schon war es gelungen, sie festzubannen, die Hieroglyphe des Tons in seiner melodischen und harmonischen Verkettung war gefunden. Ich meine die Musikschrifft der Noten. Aber nun galt die Bezeichnung für das Bezeichnete selbst; die Meister vertieften sich in harmonische Künsteleien und auf diese Weise hätte die Musik, zur spekulativen Wissenschaft entstellt, aufhören müssen Musik zu seyn. Der Kultus wurde, als endlich jene Künsteleien aufs Höchste gestiegen waren, durch das, was sie ihm als Musik aufdrang, entweiht, und doch war dem, von der heiligen Kunst durchdrungenen Gemüth nur die Musik wahrer Kultus. So konnte es also nur ein kurzer Kampf seyn, der mit dem glorreichen Siege der ewigen Wahrheit über das Unwahre endete. Ausgesöhnt mit der Kunst wurde der Pabst Marcellus der zweite, der im Begriff stand alle Musik aus den Kirchen zu verbannen, so aber dem Kultus den herrlichsten Glanz zu rauben, als der hohe Meister Palestrina, ihm die heiligen Wunder der Tonkunst in ihrem eigenthümlichsten Wesen erschloß. Auf immer wurde nun die Musik der eigentlichste Kultus der katholischen Kirche und so war damals die tiefste Erkenntniß jenes innern Wesens der Tonkunst in dem frommen Gemüth der Meister aufgegangen und in wahrhaftiger heiliger Begeisterung strömten aus ihrem Innern ihre unsterblichen unnachahmlichen Gesänge. Du weißt Theodor, daß die sechs-

ſtimmige Meſſe, die Paleſtrina damals (es war ja wohl im Jahr 1555?) komponirte um dem erzürnten Pabſt wahre Muſik hören zu laſſen, unter dem Namen Missa Papae Marcelli ſehr bekannt geworden iſt. Mit Paleſtrina hob unſtreitig die herrlichſte Periode der Kirchenmuſik, mithin der Muſik überhaupt an, die ſich beinahe zweihundert Jahre bei immer zunehmendem Reichthum in ihrer frommen Würde und Kraft erhielt, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß ſchon in dem erſten Jahrhundert nach Paleſtrina jene hohe unnachahmliche Einfachheit und Würde ſich in eine gewiſſe Eleganz verlor, um die ſich die Componiſten bemühten. Welch ein Meiſter iſt Paleſtrina! — Ohne allen Schmuck, ohne melodiſchen Schwung folgen in ſeinen Werken meiſtens vollkommen konſonirende Akkorde aufeinander, von deren Stärke und Kühnheit das Gemüth mit unnennbarer Gewalt ergriffen und zum Höchſten erhoben wird. — Die Liebe, der Einklang alles Geiſtigen in der Natur, wie er dem Chriſten verheißen, ſpricht ſich aus im Akkord, der daher auch erſt im Chriſtenthum zum Leben erwachte, und ſo wird der Akkord, die Harmonie, Bild und Ausdruck der Geiſtergemeinſchaft der Vereinigung mit dem Ewigen, dem Idealen, das über uns thront und doch uns einſchließt. Am reinſten, heiligſten, kirchlichſten muß daher die Muſik ſeyn, welche nur als Ausdruck jener Liebe aus dem Innern aufgeht, alles Weltliche nicht beachtend und verſchmähend. So ſind aber Paleſtrina's einfache, würdevolle Werke die in der höchſten Kraft der Frömmigkeit und Liebe empfangen das Göttliche verkünden mit Macht und Herrlichkeit. Auf ſeine Muſik paßt eigentlich das, womit die Italiäner das Werk manches, gegen ihn ſeichten, ärmlichen Componiſten bezeichneten; es iſt wahrhafte Muſik aus der andern Welt — Musica del' altro mondo.

Die Folge consonirender, vollkommener Dreiklänge ist uns jetzt in unserer Verweichlichung so fremd geworden, daß mancher dessen Gemüth dem Heiligen ganz verschlossen, darinn nur die Unbehülflichkeit der technischen Struktur erblickt. Indessen auch selbst von jeder höheren Ansicht abgesehen, nur das beachtend, was man im Kreise des Gemeinen Wirkung zu nennen pflegt, liegt es am Tage, daß wie Du schon erst bemerktest, Theodor! in der Kirche, in dem großen weithallenden Gebäude, gerade alles Verschmelzen durch Uebergänge, durch kleine Zwischennoten, die Kraft des Gesanges bricht. In Palestrinas Musik trifft jeder Akkord den Zuhörer mit der ganzen Gewalt, und die künstlichsten Modulationen werden nie so, wie eben jene kühnen, gewaltigen, wie blendende Strahlen hereinbrechenden, Akkorde, auf das Gemüth zu wirken vermögen. Palestrina ist einfach, wahrhaft, kindlich fromm, stark und mächtig, ächtchristlich in seinen Werken wie in der Malerei Pietro von Cortona und unser Albrecht Dürer. Sein Componiren war Religions-Uebung. Doch will ich auch nicht der hohen Meister, Caldara, Barnabei, Scarlatti, Marcello, Lotti, Parpora, Bernardo, Leo, Valotti u. a. vergessen die alle sich einfach würdig und kräftig erhielten. — Lebhaft geht in diesem Augenblick die Erinnerung an die siebenstimmige alla Capella gesetzte Messe des Alessandro Scarlatti in mir auf, die Du einmahl Theodor unter deiner Leitung von deinen guten Schülern und Schülerinnen singen ließest. Dies Hochamt ist ein Muster des wahren mächtigen Kirchenstyls, unerachtet es schon den melodischen Schwung, den die Musik zu der Zeit (1705) gewonnen, in sich hat.

Und, sprach Theodor, des mächtigen Händel, des unnachahmlichen Hasse, des tiefsinnigen Sebastian Bach gedenkst Du gar nicht?

Ey, erwiederte Cyprian, dieſe rechne ich eben noch ganz zu der heiligen Schaar, deren Inneres die Kraft des Glaubens ſtärkte und der Liebe. Eben dieſe Kraft ſchuf die Begeiſterung in der ſie in Gemeinſchafft traten mit dem Höheren und entflammt wurden zu den Werken, die nicht weltlicher Abſicht dienen, ſondern nur Lob und Preis der Religion, des höchſten Weſens, ſeyn ſollten. Daher tragen jene Werke das Gepräge der Wahrhaftigkeit und kein ängſtliches Streben nach ſogenanter Wirkung, keine geſuchte Spielerlei und Nachäffung entweiht das rein vom Himmel Empfangene, daher kommt nichts vor von den ſogenannten frappirenden Modulationen, von den bunten Figuren, von den weichlichen Melodien, von dem kraftloſen verwirrenden Geräuſch der Inſtrumente, das den Zuhörer betäuben ſoll, damit er die innere Leere nicht bemerke, und daher wird nur von den Werken dieſer Meiſter und der wenigen die noch in neuerer Zeit treue Diener der von der Erde verſchwundenen Kirche blieben, das fromme Gemüth wahrhaft erhoben und erbaut. Ich will auch hier des herrlichen Meiſters Faſch gedenken, der der alten frommen Zeit angehört und deſſen tiefſinnige Werke nach ſeinem Tode von der leichtſinnigen Menge ſo wenig beachtet wurden, daß die Herausgabe ſeiner ſechszehnſtimmigen Meſſe aus Mangel an Unterſtützung nicht zu Stande kam. —

Sehr Unrecht thuſt du mir, Theodor! wenn du glaubſt, daß mein Sinn verſchloſſen iſt für die neuere Muſik. Haydn, Mozart, Beethoven entfalteten in der That eine neue Kunſt, deren Keim ſich wohl eben erſt in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte. Daß der Leichtſinn, der Unverſtand mit dem erworbenen Reichthum übel haushaltete, daß endlich Falſchmünzer ihrem Rauſchgolde das Anſehen der Gediegenheit geben

wollten, war nicht die Schuld jener Meiſter, in denen ſich der Geiſt herrlich offenbarte. Wahr iſt es, daß beinahe in eben dem Grade, als die Inſtrumental-Muſik ſtieg, der Geſang vernachläſſigt wurde und daß mit dieſer Vernachläſſigung, jenes völlige Ausgehn der guten Chöre, das von mancher kirchlichen Einrichtung (Aufhebung der Klöſter u. ſ. w.) herrührte, gleichen Schritt hielt; daß es unmöglich iſt, jetzt zu Paleſtrina's Einfachheit und Größe zurückzukehren bleibt ausgemacht, in wie fern aber der neu erworbene Reichthum ohne Oſtentation in die Kirche getragen werden darf, das fragt ſich noch. — Nun! — immer weiter fort und fort treibt der waltende Weltgeiſt; nie kehren die verſchwundenen Geſtalten, ſo wie ſie ſich in der Luſt des Lebens bewegten, wieder: aber ewig, unvergänglich iſt das Wahrhaftige, und eine wunderbare Geiſtergemeinſchaft ſchmiegt ihr geheimnißvolles Band um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Noch leben geiſtig die alten hohen Meiſter; nicht verklungen ſind ihre Geſänge: nur nicht vernommen wurden ſie im brauſenden toſenden Geräuſch des ausgelaſſenen wilden Treibens, das über uns einbrach. Mag die Zeit der Erfüllung unſeres Hoffens nicht mehr fern ſeyn, mag ein frommes Leben in Friede und Freudigkeit beginnen und die Muſik frey und kräftig ihre Seraphsſchwingen regen, um aufs neue den Flug zu dem Jenſeits zu beginnen das ihre Heimath iſt und von welchem Troſt und Heil in die unruhvolle Bruſt des Menſchen hinabſtralt! —

Cyprian ſprach die letzten Worte mit einer Salbung die deutlich erkennen ließ, daß alles wahrhaft aus ſeinem Innern ſtrömte. Von ſeiner Rede tief ergriffen ſchwiegen die Freunde einige Augenblicke, dann begann Sylveſter. In der That, ohne Muſiker zu ſeyn wie ihr, Theodor und Cyprian, es ſeyd, habe

ich doch Alles was ihr über Beethovens Meſſe und über Kirchenmuſik überhaupt geſagt, ſehr gut verſtanden. So wie du Cyprian aber klagſt, daß es beinahe gar keinen eigentlichen Kirchen-Komponiſten mehr giebt, ſo möcht ich behaupten, daß jetzt ſchwer ein Dichter zu finden ſeyn möchte, der einen würdigen Kirchentext ſchreibt.

Sehr wahr, nahm Theodor das Wort, und eben der deutſche Text, den man der Beethovenſchen Meſſe untergelegt hat, beweiſet dieſes nur zu ſehr. Die drey Haupttheile des Hochamts ſind bekanntlich das Kyrie, das Credo und das Sanctus. Zwiſchen dem Erſten und Zweiten tritt das Graduale (meiſtens eine Kirchenſymphonie), zwiſchen dem Zweiten und Dritten das Offertorium (gewöhnlich als Kirchen-Arie behandelt) ein.

So iſt, wahrſcheinlich um der herrlichen Muſik auch in proteſtantiſchen Kirchen ja wohl ſogar in Konzertſälen Eingang zu verſchaffen auch in der deutſchen Bearbeitung das Ganze in drey Hymnen getheilt. Was aber die Worte betrifft, ſo mußten ſie, um den Sinn, die Bedeutung des Ganzen nicht zu verletzen ſo einfach als möglich und zwar am beſten und kräftigſten rein bibliſch ſeyn. Händel ließ bekanntlich dem Biſchoff, der ſich erbot ihm den Text zum Meſſias zu dichten, ſagen, ob die Eminenz denn ſich getraue beſſere Worte zu erſinnen als er, Händel, ſie in der Bibel finde. Richtiger wurde nie die wahre Tendenz der Kirchentexte ausgeſprochen. Was iſt in der Beethovenſchen Meſſe aus dem einfachen Kyrie eleison, Christe eleison geworden? — da heißt es:

Tief im Staub' anbeten wir
Dich den ew'gen Weltenherrſcher
Dich den Allgewaltigen.
Wer kann dich nennen, wer dich faſſen?

Unendlicher! — Ach unermeſſen,
Unnennbar iſt deine Macht!
Wir ſtammeln nur mit Kindeslallen,
Den Namen Gott! —

Das iſt, rief Sylveſter, modern, geſucht preziös und weitſchweifig zu gleicher Zeit. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß mir das innere Weſen der alten lateiniſchen Hymnen ganz unerreichbar ſcheint und daß mir ſelbſt die Ueberſetzungen die vortreffliche Dichter verſucht haben, keinesweges gnügen. Die treuſte Ueberſetzung klingt oft wenigſtens wunderlich, wie z. B. Ave maris stella: Meerſtern ich dich grüße! —

Eben daher, ſprach Theodor, würd' ich mich nie entſchließen können, hab' ich es im Sinn Kirchenmuſik zu ſetzen, von jenen alten Hymnen abzulaſſen.

Aber nun, rief Vinzenz indem er vom Stuhle aufſprang, nun verbanne ich, ein zweiter ergrimmter Pabſt Marcellus, alles fernere Geſpräch über Muſik aus der Kapelle des heiligen Serapion! — Ihr habt beide ſehr ſchön geſprochen, du ſowohl Theodor als du Cyprian, aber dabey laßt es bewenden; kehren wir zur alten Ordnung zurück, auf die eben ich als Neuling ganz erſtaunlich halte! —

Vinzenz, nahm Lothar das Wort, hat Recht. Für muſikaliſche Layen waren Eure Abhandlungen eben nicht ganz genießbar und daher iſt es gut, daß wir ſie abbrechen. Sylveſter ſoll uns nun die Erzählung vorleſen die er uns mitgebracht hat.

Die Freunde ſtimmten ein in Lothars Begehren, und Sylveſter begann ohne weiteres in folgender Art.

Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen.

Wohl mag dir auch, geliebter Leſer! das Herz aufgehen in ahnungsvoller Wehmuth, wenn du über eine Stätte wandelſt, wo die herrlichen Denkmäler altdeutſcher Kunſt, wie beredte Zeugen, den Glanz, den frommen Fleiß, die Wahrhaftigkeit einer ſchönen vergangenen Zeit verkünden. Iſt es nicht ſo als träteſt du in ein verlaſſenes Haus? — Noch liegt aufgeſchlagen auf dem Tiſche das fromme Buch, in dem der Hausvater geleſen, noch iſt das reiche bunte Gewebe aufgehängt, das die Hausfrau gefertigt; allerlei köſtliche Gaben des Kunſtfleißes, an Ehrentagen beſcheert, ſtehen umher in ſaubern Schränken. Es iſt, als werde nun gleich einer von den Hausgenoſſen eintreten und mit treuherziger Gaſtlichkeit dich empfangen. Aber vergebens warteſt du auf die, welche das ewig rollende Rad der Zeit fortriß, du magſt dich denn überlaſſen dem ſüßen Traum, der dir die alten Meiſter zuführt, die zu dir reden fromm und kräftig, daß es dir recht durch Mark und Bein dringt. Und nun verſtehſt du erſt den tiefen Sinn ihrer Werke, denn du lebſt in ihrer Zeit und haſt die Zeit begriffen, welche Meiſter und Werk erzeugen konnte. Doch ach! geſchieht es nicht, daß die holde Traumgeſtalt eben als du ſie zu umfangen gedachteſt, mit liebenden Armen, auf lichten Morgenwolken ſcheu entflieht vor dem polternden Treiben des Tages und du, brennende Thränen im Auge, dem immer mehr verbleichenden Schimmer nachſchaueſt? — So erwachſt du auch plötzlich hart berührt von dem um dich wogenden Leben, aus dem ſchönen

Traum und nichts bleibt dir zurück, als die tiefe Sehnsucht, welche mit süßen Schauern deine Brust durchbebt.

Solche Empfindungen erfüllten den, der für dich, geliebter Leser! diese Blätter schreibt, jedesmal, wenn ihn sein Weg durch die weltberühmte Stadt Nürnberg führte. Bald vor dem wundervollen Bau des Brunnens am Markte verweilend, bald das Grabmal in St. Sebald, das Sakramenthäuslein in St. Laurenz, bald auf der Burg, auf dem Rathhause Albrecht Dürers tiefsinnige Meisterwerke betrachtend, gab er sich ganz hin der süßen Träumerei die ihn mitten in alle Herrlichkeit der alten Reichsstadt versetzte. Er gedachte jener treuherzigen Verse des Paters Rosenblüth:

O Nürnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Bolz steckt am Zweck,
Den hat die Weisheit daran geschossen,
Die Wahrheit ist in dir entsprossen.

Manches Bild des tüchtigen Bürgerlebens zu jener Zeit, wo Kunst und Handwerk sich in wackerm Treiben die Hände boten, stieg hell empor und prägte sich ein dem Gemüth mit besonderer Lust und Heiterkeit. Laß es dir daher gefallen, geliebter Leser! daß eins dieser Bilder vor dir aufgestellt werde. Vielleicht magst du es mit Behaglichkeit, ja wohl mit gemüthlichem Lächeln anschauen, vielleicht wirst du selbst heimisch in Meister Martins Hause und verweilst gern bei seinen Kufen und Kannen. Nun! — dann geschähe ja das wirklich, was der Schreiber dieser Blätter so recht aus Grund des Herzens wünscht.

Wie Herr Martin zum Kerzenmeiſter erwählt wurde und ſich dafür bedankte.

Am erſten May des Jahres Ein tauſend fünf hundert und achtzig hielt die ehrſame Zunft der Böttcher, Küper oder Küfner in der freien Reichsſtadt Nürnberg, alter Sitte und Gewohnheit gemäß, ihre feierliche Gewerks-Verſammlung. Kurze Zeit vorher war einer der Vorſteher oder ſogenannten Kerzenmeiſter zu Grabe getragen worden, deshalb mußte ein neuer gewählt werden. Die Wahl fiel auf den Meiſter Martin. In der That mochte es beinahe keiner ihm gleich thun an feſtem und zierlichem Bau der Fäſſer, keiner verſtand ſich ſo wie er, auf die Weinwirthſchaft im Keller, weshalb er denn die vornehmſten Herren unter ſeinen Kunden hatte, und in dem blühendſten Wohlſtande, ja wohl in vollem Reichthum lebte. Deshalb ſprach, als Meiſter Martin gewählt worden, der würdige Rathsherr Jacobus Paumgartner, der der Zunft als Handwerksherr vorſtand: „Ihr habt ſehr wohl gethan, meine Freunde! den Meiſter Martin zu euerm Vorſteher zu erkieſen, denn in beſſern Händen kann ſich gar nicht das Amt befinden. Meiſter Martin iſt hochgeachtet von allen, die ihn kennen, ob ſeiner großen Geſchicklichkeit und ſeiner tiefen Erfahrniß in der Kunſt den edlen Wein zu hegen und zu pflegen. Sein wackrer Fleiß, ſein frommes Leben, trotz alles Reichthums, den er erworben, mag euch allen zum Vorbilde dienen. So ſeyd denn, mein lieber Meiſter Martin, viel tauſendmal begrüßt, als unſer würdiger Vorſteher!“ Mit dieſen Worten ſtand Paumgartner von ſeinem Sitze auf und trat einige Schritte vor mit offnen Armen, erwartend, daß

Meiſter Martin ihm entgegen kommen werde. Dieſer ſtemmte denn auch alsbald beide Aerme auf die Stuhllehnen und erhob ſich langſam und ſchwerfällig, wie es ſein wohlgenährter Körper nur zulaſſen wollte. Dann ſchritt er eben ſo langſam hinein in Paumgartners herzliche Umarmung, die er kaum erwiederte. „Nun, ſprach Paumgartner darob etwas befremdet, nun Meiſter Martin, iſt's euch etwa nicht recht, daß wir euch zu unſerm Kerzenmeiſter erwählet?" — Meiſter Martin warf, wie es ſeine Gewohnheit war, den Kopf in den Nacken, fingerte mit beiden Händen auf dem dicken Bauche, und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen, die Unterlippe vorgekniffen, in der Verſammlung umher. Dann fing er zu Paumgartner gewendet alſo an: „Ei, mein lieber würdiger Herr, wie ſollt' es mir denn nicht recht ſeyn, daß ich empfange was mir gebührt. Wer verſchmäht es den Lohn zu nehmen für wackere Arbeit, wer weiſet den böſen Schuldner von der Schwelle, der endlich kömmt, das Geld zu zahlen, das er ſeit langer Zeit geborgt. Ei, ihr lieben Männer (ſo wandte ſich Martin zu den Meiſtern, die rings umher ſaßen) ei, ihr lieben Männer, iſt's euch denn nun endlich eingefallen, daß ich — ich der Vorſteher unſerer ehrbaren Zunft ſeyn muß? — Was verlangt ihr vom Vorſteher? — Soll er der geſchickteſte ſeyn im Handwerk? Geht hin und ſchaut mein zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, mein wackres Meiſterſtück an, und dann ſagt, ob ſich einer von euch rühmen darf, was Stärke und Zierlichkeit der Arbeit betrifft, ähnliches geliefert zu haben. Wollt ihr, daß der Vorſteher Geld und Gut beſitze? Kommt in mein Haus, da will ich meine Kiſten und Kaſten aufſchließen und ihr ſollt euch erfreuen an dem Glanz des funkelnden Goldes und Silbers. Soll der Vorſteher geehrt ſeyn von

Großen und Niedern? — Fragt doch nur unſere ehrſamen Herren des Raths, fragt Fürſten und Herren, rings um unſere gute Stadt Nürnberg her, fragt den hochwürdigen Biſchoff von Bamberg, fragt was die alle von dem Meiſter Martin halten. Nun! — ich denke, ihr ſollt nichts Arges vernehmen!" — Dabey klopfte ſich Herr Martin recht behaglich auf den dicken Bauch, ſchmunzelte mit halbgeſchloſſenen Augen und fuhr dann, da alles ſchwieg und nur hin und wieder ein bedenkliches Räuſpern laut wurde, alſo fort: aber ich merk' es, ich weiß es wohl, daß ich mich nun noch ſchönſtens bedanken ſoll dafür, daß der Herr endlich bei der Wahl eure Köpfe erleuchtet hat. — Nun! — wenn ich den Lohn empfange für die Arbeit, wenn der Schuldner mir das geborgte Geld bezahlt, da ſchreib' ich wohl unter die Rechnung, unter den Schein: zu Dank bezahlt, Thomas Martin, Küpermeiſter allhier! — So ſeyd denn alle von Herzen bedankt dafür, daß ihr mir, indem ihr mich zu euerm Vorſteher und Kerzenherrn wählet, eine alte Schuld abtruget. Uebrigens verſpreche ich euch, daß ich mein Amt mit aller Treue und Frömmigkeit verwalten werde. Der Zunft, jedem von euch, ſtehe ich, wenn es Noth thut, bei, mit Rath und That, wie ich es nur vermag mit allen meinen Kräften. Mir ſoll es recht anliegen, unſer berühmtes Gewerk in vollen Ehren und Würden, wie es jetzt beſteht, zu erhalten. Ich lade euch, mein würdiger Handwerksherr, euch alle, ihr lieben Freunde und Meiſter, zu einem frohen Mahle auf künftigen Sonntag ein. Da laßt uns frohen Muths bei einem tüchtigen Glaſe Hochheimer, Johannisberger, oder was ihr ſonſt an edlen Weinen aus meinem reichen Keller trinken möget, überlegen, was jetzt forderſamſt zu thun iſt für unſer aller Beſtes! — Seyd nochmals alle herzlichſt eingeladen.

Die Geſichter der ehrſamen Meiſter, die ſich bei Martins ſtolzer Rede merklich verfinſtert hatten, heiterten ſich nun auf, und dem dumpfen Schweigen folgte ein fröhliches Geplapper, worin vieles von Herrn Martins hohen Verdienſten und ſeinem auserleſenen Keller vorkam. Alle verſprachen am Sonntag zu erſcheinen und reichten dem neuerwählten Kerzenmeiſter die Hände, der ſie treuherzig ſchüttelte und auch wohl dieſen, jenen Meiſter ein klein wenig an ſeinen Bauch drückte, als woll' er ihn umarmen. Man ſchied fröhlich und guter Dinge.

Was ſich darauf weiter in Meiſter Martins Hauſe begab.

Es traf ſich, daß der Rathsherr Jacobus Paumgartner, um zu ſeiner Behauſung zu gelangen, bei Meiſter Martins Hauſe vorübergehen mußte. Als beide, Paumgartner und Martin, nun vor der Thüre dieſes Hauſes ſtanden und Paumgartner weiter fortſchreiten wollte, zog Meiſter Martin ſein Mützlein vom Kopf und ſich ehrfurchtsvoll ſo tief neigend, als er es nur vermochte, ſprach er zu dem Rathsherrn: O wenn ihr es doch nicht verſchmähen wolltet, in mein ſchlechtes Haus auf ein Stündchen einzutreten, mein lieber würdiger Herr! — Laßt es euch gefallen, daß ich mich an euern weiſen Reden ergötze und erbaue. Ey lieber Meiſter Martin, erwiederte Paumgartner lächelnd, gern mag ich bei euch verweilen, aber warum nennt ihr euer Haus ein ſchlechtes? ich weiß es ja, daß an Schmuck und köſtlicher Geräthſchaft es keiner der reichſten Bürger euch zuvorthut! habt ihr nicht erſt vor kurzer Zeit den ſchönen Bau vollendet, der euer Haus zur Zierde unſerer be-

rühmten Reichsſtadt macht, und von der innern Einrichtung mag ich gar nicht reden, denn deren dürft' ſich ja kein Patrizier ſchämen.

Der alte Paumgartner hatte Recht, denn ſo wie man die hell gebohnte, mit reichem Meſſingwerk verzierte Thür geöffnet hatte, war der geräumige Flur mit ſauber ausgelegtem Fußboden, mit ſchönen Bildern an den Wänden, mit kunſtvoll gearbeiteten Schränken und Stühlen beinahe anzuſehen wie ein Prunkſaal. Da folgte denn auch jeder gern der Weiſung, die alter Sitte gemäß ein Täfelchen, das gleich neben der Thüre hing, in den Verſen gab:

Wer tretten wil die Stiegen hinein
Dem ſollen die Schue fein ſauber ſeyn
Oder vorhero ſtreiffen ab,
Daß man nit drüber zu klagen hab.
Ein Verſtändiger weiß das vorhin,
Wie er ſich halten ſoll darinn.

Der Tag war heiß, die Luft in den Stuben, jetzt, da die Abenddämmerung einbrach, ſchwül und dunſtig, deshalb führte Meiſter Martin ſeinen edlen Gaſt in die geräumige kühle Prangkuchen. So hieß zu jener Zeit der Platz in den Häuſern der reichen Bürger, der zwar wie eine Küche eingerichtet, aber nicht zum Gebrauch, ſondern nur zur Schau mit allerlei köſtlichen Geräthſchaften des Hausbedarfs ausgeſchmückt war. Kaum eingetreten, rief Meiſter Martin mit lauter Stimme: Roſa — Roſa! — alsbald öffnete ſich denn auch die Thür und Roſa, Meiſter Martins einzige Tochter, kam hineingegangen. —

Möchteſt du, vielgeliebter Leſer! in dieſem Augenblick doch recht lebhaft dich der Meiſterwerke unſeres großen Albrecht

Dürers erinnern. Möchten dir doch die herrlichen Jungfrauengestalten voll hoher Anmuth, voll süßer Milde und Frömmigkeit, wie sie dort zu finden, recht lebendig aufgehen. Denk' an den edlen zarten Wuchs, an die schön gewölbte, lilienweiße Stirn, an das Inkarnat, das wie Rosenhauch die Wangen überfliegt, an die feinen kirschroth brennenden Lippen, an das in frommer Sehnsucht hinschauende Auge von dunkler Wimper halb verhängt wie Mondesstrahl von düsterm Laube — denk' an das seidne Haar in zierlichen Flechten kunstreich aufgenestelt — denk' an alle Himmelsschönheit jener Jungfrauen und du schauest die holde Rosa. Wie vermöchte auch sonst der Erzähler dir das liebe Himmelskind zu schildern? — Doch sey es erlaubt hier noch eines wackern jungen Künstlers zu gedenken, in dessen Brust ein leuchtender Strahl aus jener schönen alten Zeit gedrungen. Es ist der deutsche Maler Cornelius in Rom gemeint. — „Bin weder Fräulein noch schön!" — So wie in Cornelius Zeichnungen zu Goethes gewaltigem Faust Margarethe anzuschauen ist, als sie diese Worte spricht, so mochte auch wohl Rosa anzusehen seyn, wenn sie in frommer züchtiger Scheu übermüthigen Bewerbungen auszuweichen sich gedrungen fühlte.

Rosa verneigte sich in kindlicher Demuth vor Paumgartner, ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Lippen. Die blassen Wangen des alten Herrn färbten sich hochroth und wie der Abendschein im Versinken noch einmal auflackernd das schwarze Laub plötzlich vergoldet, so blitzte das Feuer längst vergangener Jugend auf in seinen Augen. „Ei, rief er mit heller Stimme, ei mein lieber Meister Martin, ihr seyd ein wohlhabender, ein reicher Mann, aber die schönste Himmelsgabe, die euch der Herr beschert hat, ist doch eure holde Toch-

ter Rosa. Geht uns alten Herren, wie wir alle im Rath sitzen, das Herz auf und können wir nicht die blöden Augen wegwenden, wenn wir das liebe Kind schauen, wer mag's denn den jungen Leuten verargen, daß sie versteinert und erstarrt stehen bleiben, wenn sie auf der Straße eurer Tochter begegnen, daß sie in der Kirche eure Tochter sehen, aber nicht den geistlichen Herrn, daß sie auf der Allerwiese, oder wo es sonst ein Fest giebt, zum Verdruß aller Mägdlein, nur hinter eurer Tochter her sind mit Seufzern, Liebesblicken und honigsüßen Reden. — Nun Meister Martin! ihr möget euch euren Eidam wählen unter unsern jungen Patriziern, oder wo ihr sonst wollet."

Meister Martins Gesicht verzog sich in finstre Falten, er gebot der Tochter edlen alten Wein herzubringen und sprach, als sie über und über glühend im Gesicht, den Blick zu Boden gesenkt, fortgegangen, zu dem alten Paumgartner: ei, mein lieber Herr, es ist zwar in der Wahrheit, daß mein Kind geschmückt ist mit ausnehmender Schönheit und daß auch hierin mich der Himmel reich gemacht hat, aber wie mögt ihr denn davon sprechen in des Mägdleins Gegenwart, und mit dem Eidam Patrizier ist es nun ganz und gar nichts. Schweigt, erwiederte Paumgartner lachend, schweigt Meister Martin, wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über! — glaubt ihr denn nicht, daß mir auch das träge Blut im alten Herzen zu hüpfen beginnt, wenn ich Rosa sehe, und wenn ich dann treuherzig herausſage, was sie ja selbst recht gut wissen muß, daraus wird kein Arges entstehen.

Rosa brachte den Wein und zwei stattliche Trinkgläser herbei. Martin rückte dagegen den schweren, mit wunderlichem Schnitzwerk verzierten Tisch in die Mitte. Kaum hatten die

alten Herren indeſſen Platz genommen, kaum hatte Meiſter Martin die Gläſer vollgeſchenkt, als ſich ein Pferdegetrappel vor dem Hauſe vernehmen ließ. Es war, als hielte ein Reuter an, deſſen Stimme im Flur laut wurde: Roſa eilte hinab und kam bald mit der Nachricht zurück, der alte Junker Heinrich von Spangenberg ſey da und wünſche bei dem Meiſter Martin einzuſprechen. Nun, rief Martin, ſo iſt das heute ein ſchöner glücklicher Abend, da mein wackerer älteſter Kundmann bei mir einkehrt. Gewiß neue Beſtellungen, gewiß ſoll ich neu auflagern. — Und damit eilte er, ſo ſchnell als es gehen wollte, dem willkommnen Gaſt entgegen.

Wie Meiſter Martin ſein Handwerk über alle andere erhob.

Der Hochheimer perlte in den ſchmucken geſchliffenen Trinkgläſern und erſchloß den drei Alten Zunge und Herz. Zumahl wußte der alte Spangenberg, bey hohen Jahren noch von friſchem Lebensmuth durchdrungen, manchen luſtigen Schwank aus froher Jugendzeit aufzutiſchen, ſo daß Meiſter Martins Bauch weiblich wackelte und er vor ausgelaſſenem Lachen ſich einmal über das andere die Thränen aus den Augen wiſchen mußte. Auch Herr Paumgartner vergaß mehr als ſonſt den rathsherrlichen Ernſt und that ſich gütlich mit edlem Getränk und dem luſtigen Geſpräch. Als nun aber Roſa wieder eintrat, den ſaubern Handkorb unter dem Arm, aus dem ſie Tiſchzeug langte, blendend weiß, wie friſchgefallener Schnee; als ſie mit häuslicher Geſchäftigkeit hin und her trippelnd den Tiſch deckte und ihn mit allerlei würzreichen Speiſen beſetzte, als ſie mit holdem Lächeln die Herren einlud, nun auch nicht

zu verſchmähen, was in der Eil bereitet worden, da ſchwieg Geſpräch und Gelächter. Beide, Paumgartner und Spangenberg wandten die leuchtenden Blicke nicht ab von der lieblichen Jungfrau und ſelbſt Meiſter Martin ſchaute zurückgelehnt in den Seſſel, die Hände zuſammengefaltet, ihrem wirthlichen Treiben zu mit behaglichem Lächeln. Roſa wollte ſich entfernen, da ſprang aber der alte Spangenberg raſch auf wie ein Jüngling, faßte das Mädchen bei beiden Schultern und rief, indem die hellen Thränen ihm aus den Augen rannen, einmal über das andere: o du frommes, holdes Engelskind — du herziges liebes Mägdlein, — dann küßte er ſie zwey — dreimal auf die Stirne und kehrte wie in tiefem Sinnen auf ſeinen Platz zurück. Paumgartner brachte Roſa's Geſundheit aus. — Ja, fing Spangenberg an, als Roſa hinausgegangen, ja Meiſter Martin, der Himmel hat euch in eurer Tochter ein Kleinod beſcheert, das ihr gar nicht hoch genug ſchätzen könnet. Sie bringt euch noch zu hohen Ehren, wer, ſey es aus welchem Stande es wolle, möchte nicht euer Eidam werden. Seht ihr wohl, fiel Paumgartner ein, ſeht ihr wohl Meiſter Martin, daß der edle Herr von Spangenberg ganz ſo denkt wie ich? — Ich ſehe ſchon meine liebe Roſa als Patrizierbraut mit dem reichen Perlenſchmuck in den ſchönen blonden Haaren. Liebe Herren, fing Meiſter Martin ganz verdrießlich an, liebe Herren, wie möget ihr denn nur immer von einer Sache reden, an die ich zur Zeit noch gar nicht denke. Meine Roſa hat nun das achtzehnte Jahr erreicht und ſolch ein blutjunges Ding darf noch nicht ausſchauen nach dem Bräutigam. Wie es ſich künftig fügen mag, überlaſſe ich ganz dem Willen des Herrn, aber ſo viel iſt gewiß daß weder ein Patrizier, noch ein anderer, meiner Tochter Hand berühren

wird, als der Küper, der sich mir als den tüchtigsten geschicktesten Meister bewährt hat. Vorausgesetzt, daß ihn meine Tochter mag, denn zwingen werde ich mein liebes Kind zu nichts in der Welt, am wenigsten zu einer Heirath, die ihr nicht ansteht. Spangenberg und Paumgartner schauten sich an, voll Erstaunen über diesen seltsamen Ausspruch des Meisters. Endlich nach einigem Räuspern fing Spangenberg an: also aus euerm Stande heraus soll eure Tochter nicht freien? Gott soll sie dafür bewahren, erwiederte Martin. Aber, fuhr Spangenberg fort, wenn nun ein tüchtiger Meister aus einem edlen Handwerk, vielleicht ein Goldschmidt, oder gar ein junger wackrer Künstler, um eure Rosa freite und ihr ganz ausnehmend gefiele vor allen andern jungen Gesellen, wie dann? Zeigt mir, erwiederte Martin, indem er den Kopf in den Nacken warf, zeigt mir lieber junger Gesell, würde ich sprechen, das schöne zweifudrige Faß, welches ihr als Meisterstück gebaut habt, und wenn er das nicht könnte, würd' ich freundlich die Thür öffnen und ihn höflichst bitten, doch sich anderswo zu versuchen. Wenn aber, sprach Spangenberg weiter, wenn aber der junge Gesell spräche, solch einen kleinen Bau kann ich euch nicht zeigen, aber kommt mit mir auf den Markt, schaut jenes stattliche Haus, das die schlanken Gipfel kühn emporstreckt in die hohen Lüfte — das ist mein Meisterbau. — Ach lieber Herr, unterbrach Meister Martin ungeduldig Spangenbergs Rede, ach lieber Herr, was gebt ihr euch denn für Mühe, mich eines andern zu überzeugen. Aus meinem Handwerk soll nun einmal mein Eidam seyn, denn mein Handwerk halt ich für das herrlichste, was es auf der Welt geben kann. Glaubt ihr denn, daß es genug ist die Bände aufzutreiben auf die Dauben, damit das Faß zusammenhalte? Ei, ist es nicht

ſchon herrlich und ſchön, daß unſer Handwerk den Verſtand vorausſetzt, wie man die ſchöne Himmelsgabe, den edlen Wein, hegen und pflegen muß, damit er gedeihe und mit aller Kraft und Süßigkeit, wie ein wahrer glühender Lebensgeiſt uns durchdringe? Aber dann der Bau der Fäſſer ſelbſt. Müſſen wir, ſoll der Bau gelingen, nicht erſt alles fein abzirkeln und abmeſſen? Wir müſſen Rechenmeiſter und Meßkünſtler ſeyn, denn wie möchten wir ſonſt Proportion und Gehalt der Gefäße einſehen. Ei Herr, mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich ſolch ein tüchtig Faß auf den Endſtuhl bringe, nachdem die Stäbe mit dem Klöbeiſen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet, wenn dann die Geſellen die Schlägel ſchwingen und klipp, klapp, — klipp, klapp es niederfällt auf die Treiber, hei! das iſt luſtige Muſik. Da ſteht nun das wohlgerathene Gebäude und wohl mag ich ein wenig ſtolz umſchauen, wenn ich den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen, gekannt und geehrt von allen wackern Weinmeiſtern, in des Faſſes Boden einreiße. — Ihr ſpracht von Baumeiſtern, lieber Herr! ei nun, ſolch ein ſtattliches Haus iſt wohl ein herrliches Werk, aber wär' ich ein Baumeiſter, ginge ich vor meinem Werke vorüber und oben vom Erker ſchaute irgend ein unſaubrer Geiſt, ein nichtsnützіger ſchuftiger Geſelle, der das Haus erworben, auf mich herab, ich würde mich ſchämen ins Innerſte hinein, mir würde vor lauter Aerger und Verdruß die Luſt ankommen, mein eignes Werk zu zerſtören. Doch ſo etwas kann mir nicht geſchehen mit meinen Gebäuden. Da drinnen wohnt ein für allemal nur der ſauberſte Geiſt auf Erden, der edle Wein. — Gott lobe mir mein Handwerk. Eure Lobrede, ſprach Spangenberg, war recht tüchtig und wacker gemeint. Es macht euch Ehre, wenn ihr euer Handwerk recht hoch haltet,

aber werdet nur nicht ungeduldig, wenn ich euch noch nicht loslassen kann. Wenn nun doch wirklich ein Patrizier käme und um eure Tochter anhielte? — Wenn das Leben einem so recht auf den Hals tritt, da gestaltet sich denn wohl manches ganz anders, als wie man es geglaubt. — Ach, rief Meister Martin ziemlich heftig, ach wie könnt' ich denn anders thun, als mich höflich neigen und sprechen: lieber Herr! wäret ihr ein tüchtiger Küper, aber so — Hört weiter, fiel ihm Spangenberg in die Rede, wenn aber nun gar an einem schönen Tage ein schmucker Junker auf stolzem Pferde, mit glänzendem Gefolge, in prächtigen Kleidern angethan, vor euerm Hause hielte, und begehrte eure Rosa zur Hausfrau? Hei, hei, rief Meister Martin noch heftiger als vorher, hei, hei, wie würd' ich hastig, wie ich nur könnte, rennen und die Hausthür versperren mit Schlössern und Riegeln — wie würd' ich rufen und schreien: reitet weiter! reitet weiter, gestrenger Herr Junker, solche Rosen wie die meinige blühen nicht für euch, ei mein Weinkeller, meine Goldbatzen mögen euch anstehen, das Mägdlein nehmt ihr in den Kauf — aber reitet weiter! reitet weiter! — Der alte Spangenberg erhob sich blutroth im ganzen Gesicht, er stemmte beide Hände auf den Tisch und schaute vor sich nieder. Nun, fing er nach einer Weile an, nun noch die letzte Frage Meister Martin. Wenn der Junker vor euerm Hause mein eigner Sohn wäre, wenn ich selbst mit ihm vor euerm Hause hielte, würdet ihr da auch die Thür verschließen, würdet ihr da auch glauben, wir wären nur gekommen eures Weinkellers, eurer Goldbatzen wegen? Mit nichten, erwiederte Meister Martin, mit nichten mein lieber gnädiger Herr, ich würde euch freundlich die Thür öffnen, alles in meinem Hause sollte zu euerm und euers Herrn Sohns

Befehl seyn, aber was meine Rosa betrifft, da würde ich sprechen: möchte es doch der Himmel gefügt haben, daß euer wackrer Herr Junker ein tüchtiger Küper hätte werden können, keiner auf Erden sollte mir dann ein solch willkommner Eidam seyn, als er, aber jetzt! — Doch lieber würdiger Herr, warum neckt und quält ihr mich denn mit solchen wunderlichen Fragen. — Seht nur, wie unser lustiges Gespräch ganz und gar ein Ende genommen, wie die Gläser gefüllt stehen bleiben. Lassen wir doch den Eidam und Rosa's Hochzeit ganz bei Seite, ich bringe euch die Gesundheit euers Junkers zu, der, wie ich höre, ein schmucker Herr seyn soll. Meister Martin ergriff sein Trinkglas, Paumgartner folgte seinem Beispiel, indem er rief: alles verfängliche Gespräch soll ein Ende haben und euer wackrer Junker hoch leben! — Spangenberg stieß an und sprach dann mit erzwungenem Lächeln: ihr könnet denken, daß ich im Scherze zu euch sprach, denn nur frecher Liebeswahnsinn könnte wohl meinen Sohn, der unter den edelsten Geschlechtern seine Hausfrau erkiesen darf, dazu treiben, Rang und Geburt nicht achtend, um eure Tochter zu freien. Aber etwas freundlicher hättet ihr mir doch antworten können. Ach, lieber Herr, erwiederte Meister Martin, auch im Scherz konnt' ich nicht anders reden, als wie ich es thun würde, wenn solch wunderliches Zeug, wie ihr es fabeltet, wirklich geschähe. Laßt mir übrigens meinen Stolz, denn ihr selbst müßt mir doch bezeugen, daß ich der tüchtigste Küper bin, auf weit und breit, daß ich mich auf den Wein verstehe, daß ich an unseres in Gott ruhenden Kaisers Maximilian tüchtige Weinordnung fest und getreulich halte, daß ich alle Gottlosigkeit als ein frommer Mann verschmähe, daß ich in mein zweifudriges Faß niemals mehr verdampfe als ein Löthlein lautern Schwefels, welches Noth thut zur

Erhaltung, das alles, ihr lieben würdigen Herrn, werdet ihr wohl genüglich kosten an meinem Wein. — Spangenberg versuchte, indem er wieder seinen Platz einnahm, ein heitres Gesicht anzunehmen, und Paumgartner brachte ande e Dinge aufs Tapet. Aber wie es geschieht, daß die einmal verstimmten Saiten eines Instruments sich immer wieder verziehn und der Meister sich vergebens müht, die wohltönenden Accorde, wie sie erst erklangen, aufs neue hervorzurufen, so wollte auch unter den drei Alten nun keine Rede, kein Wort mehr zusammenpassen. Spangenberg rief nach seinen Knechten und verließ ganz mißmuthig Meister Martins Haus, in das er fröhlich und guter Dinge getreten.

Die Weißagung der alten Großmutter.

Meister Martin war über das unmuthige Scheiden seines alten wackern Kundmanns ein wenig betreten, und sprach zu Paumgartner, der eben das letzte Glas ausgetrunken hatte, und nun auch scheiden wollte: ich weiß doch nun aber gar nicht, was der alte Herr wollte mit seinen Reden und wie er darüber am Ende noch verdrußlich werden konnte. Lieber Meister Martin, begann Paumgartner, ihr seyd ein tüchtiger frommer Mann, und wohl mag der was halten darauf, was er mit Gottes Hülfe wacker treibt und was ihm Reichthum und Ehre gebracht hat. Nur darf dies nicht ausarten in prahlerischen Stolz, das streitet gegen allen christlichen Sinn. Schon in der Gewerksversammlung heute war es nicht recht von euch, daß ihr euch selbst über alle übrige Meister setztet: möget ihr doch wirklich mehr verstehen von eurer Kunst als die anderen, aber daß ihr das geradezu ihnen an den Hals werfet, das kann

ja nur Aerger und Mißmuth erregen. Und nun vollends heute Abend! — So verblendet konntet ihr doch wohl nicht seyn, in Spangenbergs Reden etwas anders zu suchen als die scherzhafte Prüfung, wie weit ihr es wohl treiben würdet mit euerm starrsinnigen Stolz. Schwer mußte es ja den würdigen Herrn verletzen, als ihr in der Bewerbung jedes Junkers um eure Tochter nur niedrige Habsucht finden wolltet. Und noch wäre alles gut gegangen, wenn ihr eingelenkt hättet, als Spangenberg von seinem Sohne zu reden begann. Wie, wenn ihr spracht: ja mein lieber würdiger Herr, wenn ihr selbst kämt als Brautwerber mit euerm Sohne, ja auf solche hohe Ehre wär' ich nimmer gefaßt, da würd' ich wanken in meinen festesten Entschlüssen. Ja! wenn ihr so spracht, was wäre dann davon anders die Folge gewesen, als daß der alte Spangenberg die vorige Unbill ganz vergessend, heiter gelächelt und guter Dinge geworden wie vorher. Scheltet mich nur, sprach Meister Martin, scheltet mich nur wacker aus, ich hab' es wohl verdient, aber als der Alte solch abgeschmacktes Zeug redete, es schnürte mir die Kehle zu, ich konnte nicht anders antworten. — Und dann, fuhr Paumgartner fort, und dann der tolle Vorsatz selbst, eure Tochter durchaus nur einem Küper geben zu wollen. Dem Himmel, spracht ihr, soll eurer Tochter Schicksal anheim gestellt seyn und doch greift ihr mit irdischer Blödsinnigkeit dem Rathschluß der ewigen Macht vor, indem ihr eigensinnig vorher festsetzt, aus welchem kleinen Kreise ihr den Eidam nehmen wollt. Das kann euch und eure Rosa ins Verderben stürzen. Laßt ab Meister Martin, laßt ab von solcher unchristlicher kindischer Thorheit, laßt die ewige Macht gebieten, die in eurer Tochter frommes Herz schon den richtigen Ausspruch legen wird. Ach mein würdiger Herr, sprach Meister Martin ganz

kleinmüthig, nun erſt ſehe ich ein, wie übel ich daran that, nicht gleich alles herauszuſagen. Ihr meint, nur die Hochſchätzung meines Handwerks habe mich zu dem unabänderlichen Entſchluß gebracht, Roſa nur an einen Küpermeiſter zu verheirathen, es iſt dem aber nicht ſo, noch ein anderer, gar wunderbarer geheimnißvoller Grund dazu iſt vorhanden. — Ich kann euch nicht fortlaſſen ohne daß ihr alles erfahren habt, ihr ſollt nicht über Nacht auf mich grollen. Setzt euch, ich bitte gar herzlich darum, verweilt noch einige Augenblicke. Seht, hier ſteht noch eine Flaſche des älteſten Weins, den der mißmuthige Junker verſchmäht hat, laßt es euch noch bei mir gefallen. Paumgartner erſtaunte über Meiſter Martins zutrauliches Eindringen, das ſonſt gar nicht in ſeiner Natur lag, es war als laſte dem Mann etwas gar ſchwer auf dem Herzen, das er los ſeyn wollte. Als nun Paumgartner ſich geſetzt und ein Glas Wein getrunken hatte, fing Meiſter Martin auf folgende Weiſe an: ihr wißt, mein lieber würdiger Herr, daß meine brave Hausfrau bald nachdem Roſa geboren, an den Folgen des ſchweren Kindbettes ſtarb. Damals lebte meine uralte Großmutter noch, wenn ſtocktaub und blind, kaum der Sprache fähig, gelähmt an allen Gliedern, im Bette liegen Tag und Nacht anders leben genannt zu werden verdient. Meine Roſa war getauft worden und die Amme ſaß mit dem Kinde in der Stube, wo die Großmutter lag. Mir war es ſo traurig und wenn ich das ſchöne Kind anblickte, ſo wunderbar freudig und wehmüthig zu Sinn, ich war ſo tief bewegt, daß ich zu jeder Arbeit untauglich mich fühlte und ſtill, in mich gekehrt, neben dem Bett der alten Großmutter ſtand, die ich glücklich pries, da ihr ſchon jetzt aller irdiſche Schmerz entnommen. Und als ich ihr nun ſo ins bleiche Antlitz ſchaue,

da fängt ſie mit einem Mal an ſeltſam zu lächeln, es iſt, als glätteten ſich die verſchrumpften Züge aus, als färbten ſich die blaſſen Wangen. — Sie richtet ſich empor, ſie ſtreckt, wie plötzlich beſeelt von wunderbarer Kraft die gelähmten Aerme aus, wie ſie es ſonſt nicht vermochte, ſie ruft vernehmlich mit leiſer lieblicher Stimme: Roſa — meine liebe Roſa! — Die Amme ſteht auf und bringt ihr das Kind, das ſie in den Armen auf und nieder wiegt. Aber nun, mein würdiger Herr, nun denkt euch mein Erſtaunen, ja meinen Schreck, als die Alte mit heller kräftiger Stimme ein Lied in der hohen fröhlichen Lobeweiß Herrn Hans Berchlers, Gaſtgebers zum Geiſt in Strasburg zu ſingen beginnt, das alſo lautet:

Mägdlein zart mit rothen Wangen,
Roſa, hör das Gebot,
Magſt dich wahren vor Noth und Bangen.
Halt' im Herzen nur Gott,
Treib keinen Spott,
Heg' kein thöricht Verlangen.
Ein glänzend Häuslein wird er bringen,
Würzige Fluthen treiben drinn,
Blanke Englein gar luſtig ſingen,
Mit frommen Sinn
Horch treuſter Minn
Ha! lieblichem Liebesklingen.
Das Häuslein mit güldnem Prangen,
Der hat's ins Haus getrag'n
Den wirſt du ſüß umfangen,
Darf'ſt nicht den Vater frag'n
Iſt dein Bräut'gam minniglich.
Ins Haus das Häuslein bringt allwegen
Reichthum, Glück, Heil und Hort,
Jungfräulein! — Augen klar!
Oehrlein auf vor treuem Wort,
Magſt wohl hinfort,
Blühen in Gottes Segen!

Und als sie dies Lied ausgesungen hat, legt sie das Kind leise und behutsam auf das Deckbette nieder, und die welke zitternde Hand auf seine Stirn gelegt, lispelt sie unverständliche Worte, aber das ganz verklärte Antlitz der Alten zeigt wohl, daß sie Gebete spricht. Nun sinkt sie nieder mit dem Kopfe auf die Bettkissen und in dem Augenblick als die Amme das Kind fortträgt, seufzte sie tief auf. Sie ist gestorben! — Das ist, sprach Paumgartner, als Meister Martin schwieg, das ist eine wunderbare Geschichte, aber doch sehe ich gar nicht ein, wie das weissagende Lied der alten Großmutter mit euerm starrsinnigen Vorsatz, Rosa nur einem Küpermeister geben zu wollen, zusammenhängen kann. Ach, erwiederte Meister Martin, was kann denn klarer seyn, als daß die Alte in dem letzten Augenblick ihres Lebens von dem Herrn ganz besonders erleuchtet, mit weissagender Stimme verkündete, wie es mit Rosa, sollte sie glücklich seyn, sich fügen müsse. Der Bräutigam der mit dem blanken Häuslein Reichthum, Glück, Heil und Hort ins Haus bringt: wer kann das anders seyn, als der tüchtige Küper, der bei mir sein Meisterstück, sein blankes Häuslein gefertigt hat? In welchem andern Häuslein treiben würzige Fluten als in dem Weinfaß? Und wenn der Wein arbeitet, dann rauscht und summt es wohl auch und plätschert, das sind die lieben Englein, die in den Fluten auf- und abfahren und lustige Liedlein singen. Ja, ja! — keinen andern Bräutigam hat die alte Großmutter gemeint als den Küpermeister, und dabei soll es denn auch bleiben. Ihr erklärt, sprach Paumgartner, ihr erklärt, lieber Meister Martin, die Worte der alten Großmutter nun einmal nach eurer Weise. Mir will eure Deutung gar nicht recht zu Sinn und ich bleibe dabei, daß ihr alles der Fügung des Himmels und dem Herzen eurer Tochter,

in dem gewiß der richtige Ausſpruch verborgen liegt, lediglich überlaſſen ſollt. Und ich, fiel Martin ungeduldig ein, ich bleibe dabei, daß mein Eidam nun ein für allemal kein anderer ſeyn ſoll, als ein tüchtiger Küper. Paumgartner wäre beinahe zornig geworden über Martins Eigenſinn, doch hielt er an ſich, und ſtand auf vom Sitze, indem er ſprach: es iſt ſpät geworden Meiſter Martin, laßt uns jetzt aufhören mit Trinken und Reden, beides ſcheint uns nicht mehr dienlich zu ſeyn. — Als ſie nun hinaustraten auf den Flur, ſtand ein junges Weib da mit fünf Knaben, von denen der älteſte kaum acht, der jüngſte kaum ein halbes Jahr alt ſeyn mochte. Das Weib jammerte und ſchluchzte. Roſa eilte den Eintretenden entgegen und ſprach: ach Gott im Himmel, Valentin iſt nun doch geſtorben, dort ſteht ſein Weib mit den Kindern. Was? — Valentin geſtorben? rief Meiſter Martin ganz beſtürzt — ei über das Unglück — über das Unglück! — Denkt euch, wandte er ſich dann zu Paumgartner, denkt euch, mein würdiger Herr! Valentin war der geſchickteſte Geſelle, den ich in der Arbeit hatte, und dabei fleißig und fromm. Vor einiger Zeit verwundete er ſich bei dem Bau eines großen Faſſes gefährlich mit dem Lenkbeil, die Wunde wurde ſchlimmer und ſchlimmer, er verfiel in ein heftiges Fieber und hat nun gar ſterben müſſen, in ſeinen blühendſten Jahren. Darauf ſchritt Meiſter Martin zu auf das troſtloſe Weib, die in Thränen gebadet, klagte, daß ſie nun wohl verderben werde, in Noth und Elend. Was, ſprach Martin, was denkt ihr denn von mir, in meiner Arbeit brachte ſich euer Mann die gefährliche Wunde bei, und ich ſollte euch verlaſſen in eurer Noth? — Nein ihr alle gehört fortan zu meinem Hauſe. Morgen, oder wenn ihr wollt, begraben wir euern armen Mann, und dann zieht ihr mit euern Knaben auf mei-

nen Meierhof vor dem Frauenthor, wo ich meine ſchöne offne Werkſtatt habe und täglich mit meinen Geſellen arbeite. Da könnt ihr dann meiner Hauswirthſchaft vorſtehen, und eure tüchtigen Knaben will ich erziehen, als wären es meine eigenen Söhne. Und daß ihrs nur wißt, euern alten Vater nehme ich auch in mein Haus. Das war ſonſt ein tüchtiger Küpergeſelle, als er noch Kraft in den Aermen hatte. Nun! — wenn er auch nicht mehr Schlägel, Kimmkeule oder Bandhake regieren, oder auf der Fügbank arbeiten kann, ſo iſt er doch wohl noch des Degſels mächtig, oder ſchabt mir mit dem Krummmeſſer die Bände aus. Genug, er ſoll mit euch zuſammen in meinem Hauſe aufgenommen ſeyn. Hätte Meiſter Martin das Weib nicht erfaßt, ſie wäre ihm vor Schmerz und tiefer Rührung beinahe entſeelt zu Füßen geſunken. Die älteſten Jungen hingen ſich an ſein Wamms, und die beiden jüngſten, die Roſa auf den Arm genommen, ſtreckten die Händchen nach ihm aus, als hätten ſie alles verſtanden. Der alte Paumgartner ſprach lächelnd, indem ihm die hellen Thränen in den Augen ſtanden: Meiſter Martin, man kann euch nicht gram werden; und begab ſich dann nach ſeiner Behauſung.

Wie die beiden jungen Geſellen, Friedrich und Reinhold, mit einander bekannt wurden.

Auf einer ſchönen grasigten, von hohen Bäumen beſchatteten Anhöhe, lag ein junger Geſell von ſtattlichem Anſehen, Friedrich geheißen. Die Sonne war ſchon herabgeſunken und roſige Flammen leuchteten auf aus dem tiefen Himmelsgrunde. Ganz deutlich konnte man in der Ferne die berühmte Reichsſtadt Nürnberg ſehen, die ſich im Thale ausbreitete und ihre

ſtolzen Thürme kühn in das Abendroth hinaufſtreckte, das ſein Gold ausſtrömte auf ihre Spitzen. Der junge Geſell hatte den Arm geſtützt auf das Reiſebündel, das neben ihm lag, und ſchaute mit ſehnſuchtsvollen Blicken herab in das Thal. Dann pflückte er einige Blumen, die um ihn her in dem Graſe ſtanden, und warf ſie in die Lüfte dem Abendroth zu, dann ſah er wieder traurig vor ſich hin und heiße Thränen perlten in ſeinen Augen. Endlich erhob er den Kopf, breitete beide Aerme aus, als wolle er eine geliebte Geſtalt umfangen und ſang mit heller gar lieblicher Stimme folgendes Lied:

Schau ich dich wieder,
O Heimath ſüß,
Nicht von dir ließ
Mein Herz getreu und bieder.
O roſiges Roth, geh' mir auf,
Mag nur ſchauen Roſen,
Blüh'nde Liebesblüth,
Neig' dem Gemüth
Dich zu mit wonnigem Koſen.
Willſt du ſpringen o ſchwellende Bruſt?
Halt dich feſt in Schmerz und ſüßer Luſt.
O goldnes Abendroth!
Schöner Strahl ſey mein frommer Bot'
Seufzer — Thränen mußt
Treulich zu ihr tragen.
Und ſtürb' ich nun,
Möchten Röslein dich fragen,
Sprich: — in Lieb' verging ſein Herz.

Nachdem Friedrich dies Lied geſungen, zog er aus ſeinem Reiſebündel ein Stücklein Wachs hervor, erwärmte es an ſeiner Bruſt und begann eine ſchöne Roſe mit hundert feinen Blättern ſauber und kunſtvoll auszukneten. Während der Arbeit ſummte er einzelne Strophen aus dem Liede vor ſich hin, das er geſungen, und ſo ganz in ſich ſelbſt vertieft, bemerkte er nicht den hübſchen Jüngling, der ſchon lange hinter ihm

ſtand und emſig ſeiner Arbeit zuſchaute. Ei mein Freund, fing nun der Jüngling an, ei mein Freund, das iſt ein ſauberes Stück, was ihr da formt. Friedrich ſchaute ganz erſchrocken um ſich, als er aber dem fremden Jüngling in die dunklen freundlichen Augen ſah, war es ihm, als kenne er ihn ſchon lange; lächelnd erwiederte er: ach lieber Herr, wie möget ihr nur eine Spielerei beachten, die mir zum Zeitvertreibe dient auf der Reiſe. Nun, fuhr der fremde Jüngling fort, nun wenn ihr die ſo getreulich nach der Natur zart geformte Blume eine Spielerei nennt, ſo müßt ihr ein gar wackrer geübter Bildner ſeyn. Ihr ergötzt mich auf doppelte Art. Erſt drang mir euer Lied, das ihr nach der zarten Buchſtabenweis Martin Häſchers ſo lieblich abſanget, recht durch die Bruſt und jetzt muß ich eure Kunſtfertigkeit im Formen hoch bewundern. Wo gedenkt ihr denn noch heute hinzuwandern? Das Ziel, erwiederte Friedrich, das Ziel meiner Reiſe liegt dort uns vor Augen. Ich will hin nach meiner Heimath, nach der berühmten Reichsſtadt Nürnberg. Doch die Sonne iſt ſchon tief hinabgeſunken, deshalb will ich unten im Dorfe übernachten, morgen in aller Frühe gehts dann fort, und zu Mittag kann ich in Nürnberg ſeyn. Ei, rief der Jüngling freudig, ei wie ſich das ſo ſchön trifft, wir haben denſelben Weg, auch ich will nach Nürnberg. Mit euch übernachte ich auch hier im Dorfe, und dann ziehen wir morgen weiter. Nun laßt uns noch eins plaudern. Der Jüngling, Reinhold geheißen, warf ſich neben Friedrich ins Gras und fuhr dann fort: nicht wahr, ich irre mich nicht, ihr ſeyd ein tüchtiger Gießkünſtler, das merk' ich an der Art zu modelliren, oder ihr arbeitet in Gold und Silber? Friedrich ſah ganz traurig vor ſich nieder und fing dann kleinmüthig an: ach lieber Herr, ihr haltet mich für etwas viel beſſeres und höheres,

als ich wirklich bin. Ich will es euch nur geradehin ſagen, daß ich die Küperprofeſſion erlernt habe und nach Nürnberg zu einem bekannten Meiſter in die Arbeit gehen will. Ihr werdet mich nun wohl verachten, da ich nicht herrliche Bilder zu modelliren und zu gießen vermag, ſondern nur Reife um Fäſſer und Kufen ſchlage. Reinhold lachte laut auf und rief, nun das iſt in der That luſtig. Ich ſoll euch verachten, weil ihr ein Küper ſeyd, und ich — ich bin ja ſelbſt gar nichts anderes, als das. Friedrich blickte ihn ſtarr an, er wußte nicht was er glauben ſollte, denn Reinholds Aufzug paßte freilich zu nichts weniger, als zu einem reiſenden Küpergeſellen. Das Wamms von feinem ſchwarzen Tuch mit geriſſenem Sammt beſetzt, die zierliche Halskrauſe, das kurze breite Schwert, das Barett mit einer langen herabhängenden Feder, ließen eher auf einen wohlbegüterten Handelsmann ſchließen, und doch lag wieder in dem Antlitz, in der ganzen Geſtalt des Jünglings ein wunderbares Etwas, das dem Gedanken an den Handelsmann nicht Raum gab. Reinhold merkte Friedrichs Zweifel, er riß ſein Reiſebündel auf, holte das Küperſchurzfell, ſein Meſſerbeſteck hervor und rief: ſchau doch her mein Freund, ſchau doch nur her! — zweifelſt du noch daran, daß ich dein Camerad bin? — Ich weiß, dir iſt mein Anzug befremdlich, aber ich komme von Straßburg, da gehen die Küper ſtattlich einher wie Edelleute. Freilich hatte ich ſonſt, gleich dir, wohl auch Luſt zu etwas anderm, aber nun geht mir das Küperhandwerk über alles, und ich habe manch' ſchöne Lebenshoffnung darauf geſtellt. Gehts dir nicht auch ſo Kamerad? — Aber beinahe ſcheint es mir, als habe ſich unverſehens ein düſtrer Wolkenſchatten in dein heiteres Jugendleben hineingehängt, vor dem du nicht fröhlich um dich zu blicken vermagſt. Das Lied, das du vorhin ſangſt,

war voll Liebesſehnſucht und Schmerz, aber es kamen Klänge darin vor, die wie aus meiner eignen Bruſt hervorleuchteten und es iſt mir, als wiſſe ich ſchon alles, was in dir verſchloſſen. Um ſo mehr magſt du mir alles vertrauen, werden wir denn nicht ohnedies in Nürnberg wackre Kumpane ſeyn und bleiben? Reinhold ſchlang einen Arm um den Friedrich und ſah ihm freundlich ins Auge. Darauf ſprach Friedrich: je mehr ich dich anſchaue frommer Geſelle, deſto ſtärker zieht es mich zu dir hin, ich vernehme deutlich die wunderbare Stimme in meinem Innern, die wie ein treues Echo wiederklingt vom Ruf des befreundeten Geiſtes. Ich muß dir alles ſagen! — Nicht als ob ich armer Menſch dir wichtige Geheimniſſe zu vertrauen hätte, aber weil nur die Bruſt des treueſten Freundes Raum giebt dem fremden Schmerz und ich in den erſten Augenblicken unſrer jungen Bekanntſchaft dich eben für meinen treueſten Freund halte. — Ich bin nun ein Küper worden und darf mich rühmen mein Handwerk zu verſtehen, aber einer andern wohl ſchönern Kunſt war mein ganzer Sinn zugewandt von Kindheit auf. Ich wollte ein großer Meiſter im Bildergießen und in der Silberarbeit werden, wie Peter Fiſcher oder der italiſche Benvenuto Cellini. Mit glühendem Eifer arbeitete ich beim Herrn Johannes Holzſchuer, dem berühmten Silberarbeiter in meiner Heimath, der ohne gerade ſelbſt Bilder zu gießen mir doch alle Anleitung dazu zu geben wußte. In Herrn Holzſchuers Haus kam nicht ſelten Herr Tobias Martin der Küpermeiſter mit ſeiner Tochter, der holdſeligen Roſa. Ohne daß ich es ſelbſt ahnete, kam ich in Liebe. Ich verließ die Heimath und ging nach Augsburg, um die Bildergießerei recht zu erlernen, aber nun ſchlugen erſt recht die hellen Liebesflammen in meinem Innern auf. Ich ſah und hörte nur Roſa; alles Stre-

ben, alles Mühen, das mich nicht zu ihrem Beſitz führte, ekelte mich an. Den einzigen Weg dazu ſchlug ich ein. Meiſter Martin gibt ſeine Tochter nur dem Küper, der in ſeinem Hauſe das tüchtigſte Meiſterſtück macht und übrigens der Tochter wohl anſteht. Ich warf meine Kunſt bei Seite und erlernte das Küperhandwerk. Ich will hin nach Nürnberg und bei Meiſter Martin in Arbeit gehen. Aber nun die Heimath vor mir liegt und Roſa's Bild recht in lebendigem Glühen mir vor Augen ſteht, nun möcht' ich vergehen in Zagen, Angſt und Noth. Nun ſeh' ich klar das Thörichte meines Beginnens. Weiß ich's denn, ob Roſa mich liebt, ob ſie mich jemals lieben wird? — Reinhold hatte Friedrichs Geſchichte mit ſteigender Aufmerkſamkeit angehört. Jetzt ſtützte er den Kopf auf den Arm und indem er die flache Hand vor die Augen hielt, fragte er dumpf und düſter: hat Roſa euch denn niemals Zeichen der Liebe gegeben? Ach, erwiederte Friedrich, ach Roſa war, als ich Nürnberg verließ, mehr Kind als Jungfrau. Sie mochte mich zwar gern leiden, ſie lächelte mich gar holdſelig an, wenn ich in Herrn Holzſchuers Garten unermüdlich mit ihr Blumen pflückte und Kränze wand, aber — Nun ſo iſt ja noch gar keine Hoffnung verloren, rief auf einmal Reinhold ſo heftig und mit ſolch widrig gellender Stimme, daß Friedrich ſich faſt entſetzte. Dabei raffte er ſich auf, das Schwert klirrte an ſeiner Seite und als er nun hoch aufgerichtet da ſtand, fielen die tiefen Nachtſchatten auf ſein verblaßtes Antlitz und verzerrten die milden Züge des Jünglings auf recht häßliche Weiſe, ſo daß Friedrich ganz ängſtlich rief: was iſt dir denn nun auf einmal geſchehen? dabei trat er ein paar Schritte zurück, und ſtieß mit dem Fuß an Reinholds Reiſebündel. Da rauſchte aber ein Saitenklang auf und Reinhold rief zornig: du böſer Geſelle, zerbrich mir nicht

meine Laute. Das Inſtrument war an dem Reiſebündel befeſtigt, Reinhold ſchnallte es los und griff ſtürmiſch hinein, als wolle er alle Saiten zerſprengen. Bald wurde aber das Spiel ſanft und melodiſch. Laß uns, ſprach er ganz in dem milden Ton, wie zuvor, laß uns, lieber Bruder, nun hinabgehen in das Dorf. Hier trage ich ein gutes Mittel in den Händen, die böſen Geiſter zu bannen, die uns etwa in den Weg treten und vorzüglich mir was anhaben könnten. Ei lieber Bruder, erwiederte Friedrich, was ſollten uns denn auf unſerm Wege böſe Geiſter anhaben. Aber dein Spiel iſt gar lieblich, fahr nur damit fort. — Die goldnen Sterne waren hinaufgezogen an des Himmels dunklem Azur. Der Nachtwind ſtrich im dumpfen Geſäuſel über die duftenden Wieſen. Lauter murmelten die Bäche, rings umher rauſchten die düſtern Bäume des fernen Waldes. Da zogen Friedrich und Reinhold hinab, ſpielend und ſingend, und hell und klar wie auf leuchtenden Schwingen wogten die ſüßen Töne ihrer ſehnſüchtigen Lieder durch die Lüfte. Im Nachtlager angekommen, warf Reinhold Laute und Reiſebündel ſchnell ab und drückte Friedrich ſtürmiſch an ſeine Bruſt, der auf ſeinen Wangen die brennenden Thränen fühlte, die Reinhold vergoſſen.

Wie die beiden jungen Geſellen, Reinhold und Friedrich, in Meiſter Martins Hauſe aufgenommen wurden.

Als am andern Morgen Friedrich erwachte, vermißte er den neuerworbnen Freund, der ihm zur Seite ſich auf das Strohlager geworfen hatte, und da er auch Laute und Reiſebündel nicht mehr ſah, ſo glaubte er nicht anders, als daß

Reinhold aus ihm unbekannten Urſachen ihn verlaſſen und einen andern Weg eingeſchlagen habe. Kaum trat Friedrich aber zum Hauſe heraus, als ihm Reinhold, Reiſebündel auf dem Rücken, Laute unterm Arm, ganz anders gekleidet als geſtern, entgegentrat. Er hatte die Feder vom Barett genommen, das Schwert abgelegt und ſtatt des zierlichen Wamſes mit dem Sammtbeſatz ein ſchlichtes Bürgerwamms von unſcheinbarer Farbe angezogen. Nun, rief er fröhlich lachend dem verwunderten Freunde entgegen, nun, Bruder, hältſt du mich doch gewiß für deinen wahren Kumpan und wackern Kameraden. — Aber höre, für einen, der in Liebe iſt, haſt du tüchtig genug geſchlafen. Sieh' nur, wie hoch ſchon die Sonne ſteht. Laß' uns nur gleich fortwandern. — Friedrich war ſtill und in ſich gekehrt, er antwortete kaum auf Reinholds Fragen, achtete kaum auf ſeine Scherze. Ganz ausgelaſſen ſprang Reinhold hin und her, jauchzte und ſchwenkte das Barett in den Lüften. Doch auch er wurde ſtiller und ſtiller, je näher ſie der Stadt kamen. „Ich kann vor Angſt, vor Beklommenheit, vor ſüßem Weh nicht weiter, laß uns hier unter dieſen Bäumen ein wenig ruhen." So ſprach Friedrich, als ſie ſchon beinahe das Thor von Nürnberg erreicht hatten, und warf ſich ganz erſchöpft nieder in das Gras. Reinhold ſetzte ſich zu ihm und fing nach einer Weile an: Ich muß dir, mein herziger Bruder, geſtern Abend recht verwunderlich vorgekommen ſeyn. Aber als du mir von deiner Liebe erzähltеſt, als du ſo troſtlos warſt, da ging mir allerlei einfältiges Zeug durch den Kopf, welches mich verwirrte und am Ende hätte toll machen können, vertrieb nicht dein ſchöner Geſang und meine Laute die böſen Geiſter. Heute als mich der erſte Strahl der Morgenſonne weckte, war nun vollends, da ſchon vom Abend der ſchlimme Spuck gewichen,

alle Lebensluſt in mein Gemüth zurückgekehrt. Ich lief hinaus, und im Gebüſch umher kreuzend, kamen mir allerlei herrliche Dinge in den Sinn. Wie ich dich ſo gefunden, wie mein ganzes Gemüth ſich dir zugewandt! — Eine anmuthige Geſchichte, die ſich vor einiger Zeit in Italien zutrug, eben als ich dort war, fiel mir ein, ich will ſie dir erzählen, da ſie recht lebendig zeigt, was wahre Freundſchaft vermag. Es begab ſich, daß ein edler Fürſt, eifriger Freund und Beſchützer der ſchönen Künſte, einen ſehr hohen Preis ausgeſetzt hatte, für ein Gemälde, deſſen herrlicher, aber gar ſchwer zu behandelnder Gegenſtand genau beſtimmt war. Zwei junge Maler, die durch das engſte Freundſchaftsband verbunden, zuſammen zu arbeiten pflegten, beſchloſſen um den Preis zu ringen. Sie theilten ſich ihre Entwürfe mit und ſprachen viel darüber, wie die Schwierigkeit des Gegenſtandes zu überwinden. Der ältere, im Zeichnen, im Ordnen der Gruppen erfahrner, hatte bald das Bild erfaßt und entworfen und ſtand nun bei dem Jüngern, der ſchon im Entwurf ganz verzagt von dem Bilde abgelaſſen, hätte der Aeltere ihn nicht unabläſſig ermuntert und guten Rath ertheilt. Als ſie nun zu malen begannen, wußte der Jüngere, ein Meiſter in der Kunſt der Farbe, dagegen dem Aeltern manchen Wink zu geben, den dieſer mit tüchtigem Erfolg benutzte, ſo daß der Jüngere nie ein Bild beſſer gezeichnet, der Aeltere nie ein Bild beſſer gefärbt hatte. Als die Gemälde vollendet waren, fielen ſich beide Meiſter in die Arme, jeder war innig erfreut — entzückt über die Arbeit des andern, jeder dem andern den wacker verdienten Preis zuerkennend. Es begab ſich aber, daß der Jüngere den Preis erhielt, da rief er ganz beſchämt: o wie konnte ich denn den Preis erringen, was iſt mein Verdienſt gegen das meines Freundes, wie hätte ich denn nur ohne ſeinen

Rath, ohne ſeinen wackern Beiſtand etwas tüchtiges hervorbringen können? Da ſprach aber der ältere: und haſt du mir denn nicht auch beigeſtanden mit tüchtigem Rath? mein Gemälde iſt wohl auch nichts ſchlechtes, aber du haſt den Preis davon getragen, wie ſichs gebührt. Nach gleichem Ziel zu ſtreben, wacker und offen, das iſt recht Freundes Sache, der Lorbeer, den der Sieger erhält, ehrt auch den Beſiegten; ich liebe dich nun noch mehr, da du ſo tapfer gerungen, und mit deinem Siege mir auch Ruhm und Ehre gebracht haſt. — Nicht wahr Friedrich, der Maler hatte Recht? — Wacker, ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, ſollte das wahre Freunde nicht noch mehr, recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien? ſollte in edlen Gemüthern wohl kleinlicher Neid oder gar hämiſcher Haß Raum finden können? Niemals, erwiederte Friedrich, gewiß niemals. Wir ſind nun recht liebende Brüder geworden, in kurzer Zeit fertigen wir beide wohl das Nürnberger Meiſterſtück, ein tüchtiges zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, aber der Himmel mag mich davor bewahren, daß ich auch nur den kleinſten Neid ſpüren ſollte, wenn das deinige, lieber Bruder Reinhold, beſſer geräth, als das meinige. Ha, ha, ha, lachte Reinhold laut auf, geh mir mit deinem Meiſterſtück, das wirſt du ſchon fertigen, zur Luſt aller tüchtigen Küper. Und daß du's nur weißt, was das Berechnen der Größe, der Proportion, das Abzirkeln der hübſchen Rundung betrifft, da findeſt du an mir deinen Mann. Und auch in Anſehung des Holzes kannſt du dich auf mich verlaſſen. Stabholz von im Winter gefällten Steineichen, ohne Wurmſtich, ohne weiße oder rothe Streifen, ohne Flammen, das ſuchen wir aus, du kannſt meinem Auge trauen. Ich ſteh dir in allem bei mit Rath und That. Und darum ſoll mein

Meisterstück nicht geringer ausfallen. Aber du Herr im Himmelsthrone, unterbrach hier Friedrich den Freund, was schwatzen wir denn davon, wer das beste Meisterstück machen soll? — Sind wir denn im Streit deshalb? — Das beste Meisterstück — um Rosa zu verdienen! — Wie kommen wir denn darauf! — mir schwindelts im Kopfe — Ei Bruder, rief Reinhold immer noch lachend, an Rosa war ja gar nicht gedacht. Du bist ein Träumer. Komm nur, daß wir endlich die Stadt erreichen. Friedrich raffte sich auf, und wanderte ganz verwirrten Sinnes weiter. Als sie im Wirthshause sich wuschen und abstäubten, sprach Reinhold zu Friedrich: eigentlich weiß ich für mein Theil gar nicht, bei welchem Meister ich in Arbeit gehen soll, es fehlt mir hier an aller Bekanntschaft und da dächt' ich, du nähmst mich nur gleich mit zum Meister Martin, lieber Bruder! Vielleicht gelingt es mir bei ihm anzukommen. Du nimmst mir, erwiederte Friedrich, eine schwere Last vom Herzen, denn, wenn du bei mir bleibst, wird es mir leichter werden, meine Angst, meine Beklommenheit zu besiegen. So schritten nun beide junge Gesellen rüstig fort nach dem Hause des berühmten Küpers, Meister Martin. — Es war gerade der Sonntag, an dem Meister Martin seinen Kerzenmeister-Schmaus gab, und hohe Mittagszeit. So kam es, daß, als Reinhold und Friedrich in Martins Haus hineintraten, ihnen Gläsergeklirr und das verwirrte Getöse einer lustigen Tischgesellschaft entgegenklang. Ach, sprach Friedrich ganz kleinmüthig, da sind wir wohl zur unrechten Stunde gekommen. Ich denke, erwiederte Reinhold, gerade zur rechten, denn beim frohen Mahl ist Meister Martin gewiß guter Dinge und aufgelegt, unsere Wünsche zu erfüllen. Bald trat auch Meister Martin, dem sie hatten sich ankündigen lassen, in festlichen Kleidern angethan, mit nicht geringer Gluth

auf Naſ' und Wange heraus auf den Flur. So wie er Friedrich gewahrte, rief er laut: „Sieh da Friedrich! guter Junge, biſt du wieder heimgekommen? — Das iſt brav! — Und haſt dich auch zu dem hochherrlichen Küperhandwerk gewandt! — Zwar zieht Herr Holzſchuer, wenn von dir die Rede iſt, verdammte Geſichter und meint, an dir ſey nun gar ein großer Künſtler verdorben und du hätteſt wohl ſolche hübſche Bildlein und Geländer gießen können, wie ſie in St. Sebald und an Fuggers Hauſe zu Augsburg zu ſehen, aber das iſt nur dummes Gewäſche, du haſt recht gethan dich zu dem Rechten zu wenden. Sey mir viel tauſend Mal willkommen." Und damit faßte ihn Herr Martin bei den Schultern und drückte ihn an ſich, wie er es zu thun pflegte, in herzlicher Freude. Friedrich lebte ganz auf bei Meiſter Martins freundlichem Empfang, alle Beklommenheit war von ihm gewichen, und er trug frei und unverzagt dem Meiſter nicht allein ſein Anliegen vor, ſondern empfahl auch Reinhold zur Aufnahme. Nun, ſprach Meiſter Martin, nun in der That, zu gelegnerer Zeit hättet ihr gar nicht kommen können, als eben jetzt, da ſich die Arbeit häuft und es mir an Arbeitern gebricht. Seyd mir beide herzlich willkommen. Legt nur eure Reiſebündel ab und tretet hinein, die Mahlzeit iſt zwar beinahe geendet, aber ihr könnt doch noch Platz nehmen an der Tafel und Roſa ſoll für euch noch ſorgen. Damit ging Herr Martin mit den beiden Geſellen hinein. Da ſaßen denn nun die ehrſamen Meiſter, oben an der würdige Handwerksherr Jacobus Paumgartner, mit glühenden Geſichtern. Der Nachtiſch war eben aufgetragen und ein edlerer Wein perlte in den großen Trinkgläſern. Es war an dem, daß jeder Meiſter mit lauter Stimme von etwas anderm ſprach und doch alle meinten ſich zu verſtehen, und daß bald dieſer oder

jener laut auflachte, er wußte nicht warum. Aber wie nun der Meister Martin, beide Jünglinge an der Hand, laut verkündete, daß so eben sich ganz erwünscht die beiden, mit guten Handwerkszeugnissen versehenen Gesellen bei ihm eingefunden hätten, wurde alles still und jeder betrachtete die schmucken Leute mit behaglichem Wohlgefallen. Reinhold schaute mit hellen Augen beinahe stolz umher, aber Friedrich schlug die Augen nieder und drehte das Barett in den Händen. Meister Martin wies den Jünglingen Plätze an dem untersten Ende der Tafel an, aber das waren wohl gerade die herrlichsten, die es nur gab, denn alsbald erschien Rosa, setzte sich zwischen beiden und bediente sie sorglich mit köstlichen Speisen und edlem Getränk. — Die holde Rosa, in hoher Anmuth, in vollem Liebreiz prangend, zwischen den beiden bildschönen Jünglingen, mitten unter den alten bärtigen Meistern — das war gar lieblich anzuschauen, man mußte an ein leuchtendes Morgenwölklein denken, das einzeln am düstern Himmel heraufgezogen, oder es mochten auch wohl schöne Frühlingsblumen seyn, die ihre glänzenden Häupter aus trübem, farblosen Grase erhoben. Friedrich vermochte vor lauter Wonne und Seligkeit kaum zu athmen, nur verstohlen blickte er dann und wann nach der, die sein ganzes Gemüth erfüllte: er starrte vor sich hin auf den Teller — wie wär es ihm möglich gewesen, nur einen Bissen herunter zu bringen. Reinhold dagegen wandte die Augen, aus denen funkelnde Blitze strahlten, nicht ab von der lieblichen Jungfrau. Er fing an von seinen weiten Reisen zu erzählen auf solch wunderbare Art, wie es Rosa noch niemals gehört hatte. Es war ihr, als wenn alles, wovon Reinhold nur sprach, lebendig aufginge in tausend stets wechselnden Gestalten. Sie war ganz Aug', ganz Ohr, sie wußte nicht wie ihr

geſchah, wenn Reinhold in vollem Feuer der Rede ihre Hand ergriff und ſie an ſeine Bruſt drückte. Aber, brach Reinhold plötzlich ab, aber Friedrich, was ſitzeſt du da ſtumm und ſtarr. Iſt dir die Rede vergangen? Komm! — laß uns anſtoßen auf das Wohl der lieben holden Jungfrau, die uns ſo gaſtlich bewirthet. Friedrich ergriff mit zitternder Hand das große Trinkglas, das Reinhold bis an den Rand gefüllt hatte und das er, (Reinhold ließ nicht nach) bis auf den letzten Tropfen leeren mußte. Nun ſoll unſer brave Meiſter leben, rief Reinhold, ſchenkte wieder ein und abermals mußte Friedrich das Glas austrinken. Da fuhren die Feuergeiſter des Weins durch ſein Inneres und regten das ſtockende Blut an, daß es ſiegend in allen Pulſen und Adern hüpfte. Ach mir iſt ſo unbeſchreiblich wohl, lispelte er, indem glühende Röthe in ſein Antlitz ſtieg, ach ſo gut iſt es mir auch ja noch nicht geworden. Roſa, die ſeine Worte wohl ganz anders deuten mochte, lächelte ihn an mit unbeſchreiblicher Milde. Da ſprach Friedrich befreit von aller Bangigkeit: liebe Roſa, ihr möget euch meiner wohl gar nicht mehr erinnern? Ei, lieber Friedrich, erwiederte Roſa mit niedergeſchlagenen Augen, ei wie wär's denn möglich, daß ich euch vergeſſen haben ſollte in ſo kurzer Zeit. Bei dem alten Herrn Holzſchuer — damals war ich zwar noch ein Kind, aber ihr verſchmähtet es nicht, mit mir zu ſpielen und wußtet immer was hübſches, was artiges aufs Tapet zu bringen. Und das kleine allerliebſte Körblein von feinem Silberdrath, das ihr mir damals zu Weihnachten ſchenktet, das habe ich noch und verwahre es ſorglich als ein theures Andenken. Thränen glänzten in den Augen des wonnetrunknen Jünglings, er wollte ſprechen, aber, nur wie ein tiefer Seufzer, entquollen der Bruſt die Worte: o Roſa — liebe, liebe — Roſa! — Immer, fuhr

Rosa fort, immer hab ich recht herzlich gewünscht euch wieder zu sehen, aber daß ihr zum Küperhandwerk übergehen würdet, das hab ich nimmermehr geglaubt. Ach wenn ich an die schönen Sachen denke, die ihr damals bei dem Meister Holzschuer verfertigtet, es ist doch Schade, daß ihr nicht bei eurer Kunst geblieben seyd. Ach Rosa, sprach Friedrich, nur um euretwillen wurde ich ja untreu meiner lieben Kunst. — Kaum waren diese Worte heraus, als Friedrich hätte in die Erde sinken mögen vor Angst und Scham! — Das unbesonnenste Geständniß war auf seine Lippen gekommen. Rosa, wie alles ahnend, wandte das Gesicht von ihm weg, er rang vergebens nach Worten. Da schlug Herr Paumgartner mit dem Messer hart auf den Tisch und verkündete der Gesellschaft, daß Herr Vollrad, ein würdiger Meistersinger, ein Lied anstimmen werde. Herr Vollrad stand denn auch alsbald auf, räusperte sich und sang solch ein schönes Lied in der güldnen Tonweis Hans Vogelgesangs, daß allen das Herz vor Freuden hüpfte und selbst Friedrich sich wieder erholte von seiner schlimmen Bedrängniß. Nachdem Herr Vollrad noch mehrere schöne Lieder in andern herrlichen Weisen, als da ist, der süße Ton, die Krummzinkenweis, die geblümte Paradiesweis, die frisch Pomeranzenweis u. a. gesungen, sprach er, daß, wenn jemand an der Tafel was von der holdseligen Kunst der Meistersinger verstehe, er nun auch ein Lied anstimmen möge. Da stand Reinhold auf und sprach, wenn es ihm erlaubt sey, sich auf italische Weise mit der Laute zu begleiten, so wolle er wohl auch ein Lied anstimmen und dabei die deutsche Weis ganz beibehalten. Er holte, als niemand etwas dagegen hatte, sein Instrument herbei und hub, nachdem er in gar lieblichen Klängen präludirt hatte, folgendes Lied an:

Digitized by Google

Wo ſteht das Brünnelein
Was ſprudelt würzigen Wein?
Im tiefen Grund,
Da kunt
Ihr fröhlich ſchau'n
Sein lieblich golden Rinnen,
Das ſchöne Brünnelein,
Drin ſprudelt goldner Wein,
Wer hat's gemacht,
Bedacht
Mit hoher Kunſt,
Und wackrem Fleiß daneben?
Das luſt'ge Brünnelein
Mit hoher Kunſt gar fein,
Allein
Thät es der Küper machen,
Erglüht von edlem Wein,
Im Herzen Liebe rein,
Jung Küpers Art,
Gar zart
Iſt das in allen Sachen.

Das Lied gefiel allen über die Maßen wohl, aber keinem ſo ſehr als dem Meiſter Martin, dem die Augen vor Freude und Entzücken glänzten. Ohne auf Vollrad zu achten, der beinahe zu viel von der ſtumpfen Schoßweis Hans Müllers ſprach, die der Geſelle gut genug getroffen — ohne auf ihn zu achten ſtand Meiſter Martin auf von ſeinem Sitze und ſchrie, indem er ſein Paßglas in die Höhe hob: komm her — du wackrer Küper und Meiſterſinger — komm her, mit mir, mit deinem Meiſter Martin ſollſt du dies Glas leeren! Reinhold mußte thun, wie ihm geboten. Als er zu ſeinem Platz zurückkehrte, raunte er dem tiefſinnigen Friedrich ins Ohr: nun mußt du ſingen — ſing' das Lied von geſtern Abend. Biſt du raſend, erwiederte Friedrich ganz erzürnt. Da ſprach Reinhold mit lauter Stimme zur Geſellſchaft: ihr ehrbaren Herren und Meiſter! hier mein lieber Bruder Friedrich iſt noch viel ſchönerer

Lieder mächtig und hat eine viel lieblichere Stimme als ich, aber die Kehle ist ihm verstaubt von der Reise, und da wird er ein ander mal seine Lieder in den herrlichsten Weisen euch auftischen! — Nun fielen alle mit Lobeserhebungen über Friedrich her, als ob er schon gesungen hätte. Manche Meister meinten sogar endlich, daß seine Stimme in der That doch lieblicher sey, als die des Gesellen Reinhold, so wie Herr Vollrad, nachdem er noch ein volles Glas geleert hatte, überzeugt war, daß Friedrich doch die deutschen schönen Weisen besser treffe, als Reinhold, der gar zu viel italisches an sich habe. Aber Meister Martin warf den Kopf in den Nacken, schlug sich auf den runden Bauch, daß es klatschte, und rief: das sind nun meine Gesellen — meine sag ich, des Küpermeisters Tobias Martin zu Nürnberg, Gesellen! — Und alle Meister nickten mit den Häuptern und sprachen, die letzten Tropfen aus den hohen Trinkgläsern nippend: ja, ja! — eure, des Meister Martins brave wackre Gesellen! — Man begab sich endlich zur Ruhe. Reinhold und Friedrich, jedem wies Meister Martin eine schmucke helle Kammer in seinem Hause an.

Wie der dritte Gesell zum Meister Martin ins Haus kam, und was sich darauf weiter begab.

Als die beiden Gesellen Reinhold und Friedrich einige Wochen hindurch in Meister Martins Werkstatt gearbeitet hatten, bemerkte dieser, daß, was Messung mit Lineal und Zirkel, Berechnung und richtiges Augenmaaß betraf, Reinhold wohl seines Gleichen suchte, doch anders war es bei der Arbeit auf der Fügbank, mit dem Lenkbeil, oder mit dem Schlägel. Da ermattete Reinhold sehr bald und das Werk förderte nicht, er

mochte sich mühen wie er wollte. Friedrich dagegen hobelte und hämmerte frisch darauf los, ohne sonderlich zu ermüden. Was sie aber mit einander gemein hatten, war ein sittiges Betragen, in das vorzüglich auf Reinholds Anlaß, viel unbefangene Heiterkeit und gemüthliche Lust kam. Dazu schonten sie in voller Arbeit, zumal wenn die holde Rosa zugegen war, nicht ihre Kehlen, sondern sangen mit ihren lieblichen Stimmen, die gar anmuthig zusammen gingen, manches herrliche Lied. Und wollte dann auch Friedrich, indem er hinüberschielte nach Rosen, in den schwermüthigen Ton verfallen, so stimmte Reinhold sogleich ein Spottlied an, das er ersonnen und das anfing: das Faß ist nicht die Zither, die Zither nicht das Faß; so daß der alte Herr Martin oft den Degsel, den er schon zum Schlage erhoben, wieder sinken ließ und sich den wackelnden Bauch hielt vor innigem Lachen. Ueberhaupt hatten die beiden Gesellen, vorzüglich aber Reinhold, sich ganz in Martins Gunst festgenistet, und wohl konnte man bemerken daß Rosa auch manchen Vorwand suchte, um öfter und länger in der Werkstatt zu verweilen, als sonst wohl geschehen seyn mochte.

Eines Tages trat Herr Martin ganz nachdenklich in seine offne Werkstatt vor dem Thore hinein, wo Sommer über gearbeitet wurde. Eben setzten Reinhold und Friedrich ein kleines Faß auf. Da stellte sich Meister Martin vor sie hin, mit übereinander geschlagenen Armen und sprach: ich kann Euch gar nicht sagen, ihr lieben Gesellen, wie sehr ich mit euch zufrieden bin, aber nun komme ich doch in große Verlegenheit. Vom Rhein her schreiben sie, daß das heurige Jahr, was den Weinbau betrifft, gesegneter seyn werde, als je eins gewesen. Ein weiser Mann hat gesagt, der Comet, der am Himmel

herauf gezogen, befruchte mit seinen wunderbaren Strahlen die Erde, so daß sie aus den tiefsten Schachten alle Glut, die die edlen Metalle kocht, herausströmen und ausdunsten werde, in die durstigen Reben, die in üppigem Gedeihen Traub' auf Traube hervorarbeiten, und das flüßige Feuer, von dem sie getränkt, hineinsprudeln würden in das Gewächs. Erst nach beinahe dreihundert Jahren werde solch' günstige Constellation wieder eintreten. — Da wirds nun Arbeit geben die Hülle und die Fülle. Und dazu kommt noch, daß auch der hochwürdige Herr Bischoff von Bamberg an mich geschrieben und ein großes Faß bei mir bestellt hat. Damit können wir nicht fertig werden und es thut Noth, daß ich mich noch nach einem tüchtigen Gesellen umschaue. Nun möcht' ich aber auch nicht gleich diesen oder jenen von der Straße unter uns aufnehmen und doch brennt mir das Feuer auf den Nägeln. Wenn ihr einen wackern Gesellen irgendwo wißt, den ihr unter euch leiden möchtet, so sagts nur, ich schaff ihn her und sollt' es mir auch ein gut Stück Geld kosten. Kaum hatte Meister Martin dies gesprochen, als ein junger Mensch von hohem kräftigen Bau mit starker Stimme hinein rief: He da! ist das hier Meister Martins Werkstatt? Freilich erwiederte Meister Martin, indem er auf den jungen Gesellen losschritt, freilich ist sie das, aber ihr braucht gar nicht so mörderlich hinein zu schreien und hinein zu tappen, so kommt man nicht zu den Leuten. Ha, ha, ha, lachte der junge Gesell, ihr seyd wohl Meister Martin selbst, denn so mit dem dicken Bauche, mit dem stattlichen Unterkinn, mit den blinzelnden Augen, mit der rothen Nase, gerade so ist er mir beschrieben worden. Seyd mir schön gegrüßt Meister Martin. „Nun was wollt ihr denn vom Meister Martin," fragte dieser ganz unmuthig. Ich bin, antwortete

der junge Menſch, ich bin ein Küpergeſell und wollte nur fragen, ob ich bei euch in Arbeit kommen könnte. Meiſter Martin trat vor Verwunderung, daß gerade in dem Augenblick, als er geſonnen war einen Geſellen zu ſuchen, ſich einer meldete, ein paar Schritte zurück, und maß den jungen Menſchen von Kopf bis zum Fuße. Der ſchaute ihn aber keck an mit blitzenden Augen. Als nun Meiſter Martin die breite Bruſt, den ſtarken Gliederbau, die kräftigen Fäuſte des jungen Menſchen bemerkte, dachte er bei ſich ſelbſt, gerade ſolch einen tüchtigen Kerl brauche ich ja, und fragte ihn ſogleich nach den Handwerkszeugniſſen. Die hab' ich nicht zur Hand, erwiederte der junge Menſch, aber ich werde ſie beſchaffen in kurzer Zeit, und geb' euch jetzt mein Ehrenwort, daß ich treu und redlich arbeiten will, das muß euch gnügen. Und damit, ohne Meiſter Martins Antwort abzuwarten, ſchritt der junge Geſell zur Werkſtatt hinein, warf Barett und Reiſebündel ab, zog das Wamms herunter, band das Schurzfell vor und ſprach: ſagt nur gleich an Meiſter Martin, was ich jetzt arbeiten ſoll. Meiſter Martin, ganz verdutzt über des fremden Jünglings keckes Betragen, mußte ſich einen Augenblick beſinnen, dann ſprach er: nun Geſelle, beweiſet einmal gleich, daß ihr ein tüchtiger Küper ſeyd, nehmt den Gargelkamm zur Hand und fertigt an dem Faß, das dort auf dem Endſtuhl liegt, die Kröſe. Der fremde Geſell vollführte das, was ihm geheißen, mit beſonderer Stärke, Schnelle und Geſchicklichkeit und rief dann, indem er hell auflachte: nun Meiſter Martin zweifelt ihr noch daran, daß ich ein tüchtiger Küper bin? — Aber, fuhr er fort, indem er in der Werkſtatt auf- und abgehend mit den Blicken Handwerkszeug und Holzvorrath muſterte, aber habt ihr auch tüchtiges Geräth und — was iſt denn das für ein Schlägelchen dort, damit ſpielen wohl

eure Kinder? — und das Lenkbeilchen, hei! das ist wohl für die Lehrburschen? — Und damit schwang er den großen schweren Schlägel den Reinhold gar nicht regieren konnte und mit dem Friedrich nur mühsam handthierte, das wuchtige Lenkbeil, mit dem Meister Martin selbst arbeitete, hoch in den Lüften. Dann rollte er ein paar große Fässer, wie leichte Bälle bei Seite und ergriff eine von den dicken noch nicht ausgearbeiteten Dauben. Ei rief er, ei Meister, das ist gutes Eichenstabholz, das muß springen wie Glas! Und damit schlug er die Daube gegen den Schleifstein, daß sie mit lautem Schall glatt ab in zwei Stücke zerbrach. O wollt ihr doch, sprach Meister Martin, wollt ihr doch, lieber Gesell, nicht etwa jenes zweifudrige Faß herausschmeißen oder gar die ganze Werkstatt zusammenschlagen. Zum Schlägel könnt ihr ja den Balken dort brauchen und damit ihr auch ein Lenkbeil nach eurem Sinn bekommt, will ich euch das drei Ellen lange Rolandsschwert vom Rathhause herunterholen. Das wär' mir nun eben Recht, rief der junge Mensch, indem ihm die Augen funkelten, aber sogleich schlug er den Blick nieder und sprach mit gesenkter Stimme: ich dachte nur, lieber Meister, daß ihr zu eurer großen Arbeit recht starke Gesellen nöthig hättet und da bin ich wohl mit meiner Leibeskraft etwas zu vorlaut, zu prahlerisch gewesen. Nehmt mich aber immerhin in Arbeit, ich will wacker schaffen, was ihr von mir begehrt. Meister Martin sah dem Jüngling ins Gesicht und mußte sich gestehen, daß ihm wohl nie edlere und dabei grundehrlichere Züge vorgekommen. Ja es war ihm, als rege sich bei dem Anblick des Jünglings die dunkle Erinnerung irgend eines Mannes auf, den er schon seit langer Zeit geliebt und hochverehrt, doch konnte er diese Erinnerung nicht ins Klare bringen, wiewohl er deshalb des Jünglings Ver-

langen auf der Stelle erfüllte und ihm nur aufgab sich nächstens durch glaubhafte Atteste zum Handwerk gehörig auszuweisen. Reinhold und Friedrich waren indessen mit dem Aufsetzen des Fasses fertig geworden und trieben nun die ersten Bände auf. Dabei pflegten sie immer ein Lied anzustimmen und thaten es nun auch, indem sie ein feines Lied in der Stieglitzweis Adam Puschmanns begannen. Da schrie aber Conrad (so war der neue Gesell geheißen) von der Fügbank, an die ihn Meister Martin gestellt, herüber: „ei was ist denn das für ein Quinkeliren? Kommt es mir doch vor, als wenn die Mäuse pfeifen hier in der Werkstatt. Wollt ihr was singen, so singt so, daß es einem das Herz erfrischt und Lust macht zur Arbeit. Solches mag ich auch wohl bisweilen thun.“ Und damit begann er ein tolles Jagdlied mit Halloh und Hussah! und dabei ahmte er das Gebell der Hundekoppeln, die gellenden Rufe der Jäger mit solch durchdringender, schmetternder Stimme nach, daß die großen Fässer wiederklangen und die ganze Werkstatt erdröhnte. Meister Martin verhielt sich mit beiden Händen die Ohren nud der Frau Marthe (Valentins Wittwe) Knaben, die in der Werkstatt spielten, verkrochen sich furchtsam unters Stabholz. In dem Augenblick trat Rosa hinein, verwundert, erschrocken über das fürchterliche Geschrei, was gar nicht Singen zu nennen. So wie Conrad Rosa gewahrte, schwieg er augenblicklich, stand von der Fügbank auf und nahte sich ihr, sie mit dem edelsten Anstande grüßend. Dann sprach er mit sanfter Stimme, leuchtendes Feuer in den hellen braunen Augen: „mein holdes Fräulein, welch ein süßer Rosenschimmer ging denn auf in dieser schlechten Arbeitshütte, als ihr eintratet, o wäre ich euer doch nur früher ansichtig geworden, nicht eure zarten Ohren hätt' ich beleidigt mit meinem wilden Jagd-

liebe! — O, (so rief er, sich zu Meister Martin und den andern Gesellen wendend) o hört doch nur auf mit euerm abscheulichen Geklapper! — So lange euch das liebe Fräulein ihres Anblicks würdigt, mögen Schlägel und Treiber ruhn. Nur ihre süße Stimme wollen wir hören, und mit gebeugtem Haupt erlauschen, was sie gebietet uns demüthigen Knechten." Reinhold und Friedrich schauten sich ganz verwundert an, aber Meister Martin lachte hell auf und rief: nun Conrad! — nun ists klar, daß ihr der allernärrischte Kauz seyd, der jemals ein Schurzfell vorgebunden. Erst kommt ihr her und wollt mir wie ein ungeschlachter Riese alles zerschmeißen, dann brüllt ihr dermaßen, daß uns allen die Ohren gellen und zum würdigen Schluß aller Tollheit seht ihr mein Töchterlein Rosa für ein Edelfräulein an, und gebehrdet euch wie ein verliebter Junker! „Eure holde Tochter, erwiederte Conrad gelassen, eure holde Tochter kenne ich gar wohl lieber Meister Martin, aber ich sage euch, daß sie das hochherrlichste Fräulein ist, das auf Erden wandelt, und mag der Himmel verleihen, daß sie den edelsten Junker würdige in treuer, ritterlicher Liebe ihr Paladin zu seyn." Meister Martin hielt sich die Seiten, er wollte ersticken bis er dem Lachen Luft gab, durch Krächzen und Hüsteln. Kaum der Sprache mächtig, stotterte er dann: „gut — sehr gut, mein allerliebster Junge, magst du meine Rosa immerhin für ein hochadlich Fräulein halten, ich gönn' es dir — aber dem unbeschadet — sey so gut und gehe fein zurück an deine Fügbank!" Conrad blieb eingewurzelt stehen mit niedergeschlagenem Blick, rieb sich die Stirn, sprach leise: es ist ja wahr, und that dann wie ihm geheißen. Rosa setzte sich, wie sie immer in der Werkstatt zu thun pflegte, auf ein klein Fäßlein, das Reinhold sorglich abgestäubt und Friedrich her-

Digitized by Google

beigeſchoben hatte. Beide ſingen, Meiſter Martin gebot es ihnen, nun aufs neue das ſchöne Lied an, in dem ſie der wilde Conrad unterbrochen, der nun ſtill und ganz in ſich verſunken, an der Fügbank fort arbeitete.

Als das Lied geendet, ſprach Meiſter Martin: euch hat der Himmel eine ſchöne Gabe verliehn, ihr lieben Geſellen! — ihr glaubt gar nicht, wie hoch ich die holdſelige Singekunſt achte. Wollt' ich doch auch einmal ein Meiſterſinger werden, aber das ging nun ganz und gar nicht, ich mochte es auch anſtellen, wie ich wollte. Mit aller meiner Mühe erntete ich nur Hohn und Spott ein. Beim Freiſingen machte ich bald falſche Anhänge, bald Klebſylben, bald ein falſches Gebäude, bald falſche Blumen, oder verfiel ganz und gar in falſche Melodei. — Nun ihr werdet es beſſer machen und es wird heißen, was der Meiſter nicht vermag, das thun doch ſeine Geſellen. Künftigen Sonntag iſt zur gewöhnlichen Zeit nach der Mittagspredigt ein Meiſterſingen in der St. Catharinenkirche, da könnet ihr beide, Reinhold und Friedrich, Lob und Ehre erlangen mit eurer ſchönen Kunſt, denn vor dem Hauptſingen wird ein Freiſingen gehalten, woran ihr, ſo wie jeder Fremde, der der Singekunſt mächtig, ungehindert Theil nehmen könnet. Nun Geſell Conrad (ſo rief Meiſter Martin herüber zur Fügbank), nun Geſell Conrad, möcht' ihr nicht auch den Singſtuhl beſteigen und euer ſchönes Jagdlied anſtimmen? Spottet nicht, erwiederte Conrad ohne aufzublicken, ſpottet nicht lieber Meiſter! jedes an ſeinem Platze. Während ihr euch an dem Meiſterſingen erbaut, werde ich auf der Allerwieſe meinem Vergnügen nachgehn.

Es kam ſo, wie Meiſter Martin wohl vermuthet. Reinhold beſtieg den Singeſtuhl und ſang Lieder in unterſchiedlichen

Weiſen, die alle Meiſterſinger erfreuten, wiewohl ſie meinten, daß dem Sänger zwar kein Fehler, aber eine gewiſſe ausländiſche Art, ſelbſt könnten ſie nicht ſagen, worin die eigentlich beſtehe, vorzuwerfen ſey. Bald darauf ſetzte ſich Friedrich auf den Singeſtuhl, zog ſein Barett ab und begann, nachdem er einige Sekunden vor ſich hingeſchaut, dann aber einen Blick in die Verſammlung geworfen, die wie ein glühender Pfeil der holden Roſa in die Bruſt traf, daß ſie tief aufſeufzen mußte, ein ſolches herrliches Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs, daß alle Meiſter einmüthiglich bekannten, keiner unter ihnen vermöge den jungen Geſellen zu übertreffen.

Als der Abend herangekommen und die Singſchule geendigt, begab ſich Meiſter Martin, um den Tag recht zu genießen, in heller Fröhlichkeit, mit Roſa nach der Allerwieſe. Die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich durften mitgehen. Roſa ſchritt in ihrer Mitte. Friedrich ganz verklärt von dem Lobe der Meiſter, in ſeliger Trunkenheit, wagte manches kühne Wort, das Roſa, die Augen verſchämt niederſchlagend, nicht vernehmen zu wollen ſchien. Sie wandte ſich lieber zu Reinhold, der nach ſeiner Weiſe allerlei Luſtiges ſchwatzte und ſich nicht ſcheute, ſeinen Arm um Roſas Arm zu ſchlingen. Schon in der Ferne hörten ſie das jauchzende Getöſe auf der Allerwieſe. An den Platz gekommen, wo die Jünglinge ſich in allerlei zum Theil ritterlichen Spielen ergötzten, vernahmen ſie wie das Volk einmal übers andere rief: gewonnen, gewonnen — er iſts wieder der Starke! — ja gegen den kommt niemand auf! — Meiſter Martin gewahrte, als er ſich durchs Volk gedrängt hatte, daß alles Lob, alles Jauchzen des Volks niemanden anders galt, als ſeinem Geſellen Conrad. Der hatte im Wettrennen, im Fauſtkampf, im Wurfſpießwerfen alle

übrige übertroffen. Als Martin herankam, rief Conrad eben: ob es jemand mit ihm aufnehmen wolle im luſtigen Kampfſpiel mit ſtumpfen Schwertern? Mehrere wackre Patrizier-Jünglinge, ſolch ritterlichen Spiels gewohnt, ließen ſich ein auf die Forderung. Nicht lange dauerte es aber, ſo hatte Conrad auch hier ohne alle große Mühe und Anſtrengung ſämmtliche Gegner überwunden, ſo daß des Lobpreiſens ſeiner Gewandtheit und Stärke gar kein Ende war.

Die Sonne war herabgeſunken, das Abendroth erlöſchte und die Dämmerung ſtieg mit Macht herauf. Meiſter Martin, Roſa und die beiden Geſellen hatten ſich an einem plätſchernden Springquell gelagert. Reinhold erzählte viel Herrliches von dem fernen Italien, aber Friedrich ſchaute ſtill und ſelig der holden Roſa in die Augen. Da kam Conrad heran, leiſen zögernden Schrittes, wie mit ſich ſelbſt uneins, ob er ſich zu den andern lagern ſolle oder nicht. Meiſter Martin rief ihm entgegen: „nun Conrad, kommt nur immer heran, ihr habt euch tapfer gehalten auf der Wieſe, ſo kann ichs wohl leiden an meinen Geſellen, ſo ziemt es ihnen auch. Scheut euch nicht Geſelle! ſetzt euch zu uns, ich erlaub' es euch!“ Conrad warf einen durchbohrenden Blick auf den Meiſter, der ihm gnädig zunickte, und ſprach dann mit dumpfer Stimme: vor euch ſcheue ich mich nun ganz und gar nicht, hab euch auch noch gar nicht nach der Erlaubniß gefragt, ob ich mich hier lagern darf oder nicht, komme überhaupt auch gar nicht zu euch. Alle meine Gegner hab ich in den Sand geſtreckt im luſtigen Ritterſpiel, und da wollt ich nur das holde Fräulein fragen, ob ſie mir nicht auch wie zum Preis des luſtigen Spiels den ſchönen Straus verehren wollte, den ſie an der Bruſt trägt. Damit ließ ſich Conrad vor Roſa auf ein Knie nieder, ſchaute mit

ſeinen klaren braunen Augen ihr recht ehrlich ins Antlitz und bat: gebt mir immer den ſchönen Straus als Siegespreis holde Roſa, ihr dürft mir das nun durchaus nicht abſchlagen. Roſa neſtelte auch gleich den Straus los und gab ihn Conrad, indem ſie lachend ſprach: ei, ich weiß ja wohl, daß einem ſolchen tapfern Ritter wie ihr ſeyd, ſolch ein Ehrenzeichen von einer Dame gebührt und ſo nehmt immerhin meine welkgewordenen Blumen. Conrad küßte den ihm dargebotenen Straus und ſteckte ihn dann an ſein Barett, aber Meiſter Martin rief, indem er aufſtand: nun ſeh mir einer die tollen Poſſen! — doch laßt uns nach Hauſe wandeln, die Nacht bricht ein. Herr Martin ſchritt vorauf, Conrad ergriff mit ſittigem, zierlichem Anſtande Roſa's Arm, Reinhold und Friedrich ſchritten ganz unmuthig hinterher. Die Leute, denen ſie begegneten, blieben ſtehn und ſchauten ihnen nach, indem ſie ſprachen: ei ſeht nur, ſeht, das iſt der reiche Küper Thomas Martin, mit ſeinem holden Töchterlein und ſeinen wackern Geſellen. Das nenn' ich mir hübſche Leute! —

Wie Frau Marthe mit Roſa von den drei Geſellen ſprach. Conrads Streit mit dem Meiſter Martin.

Junge Mägdlein pflegen wohl alle Luſt des Feſttages erſt am andern Morgen ſich ſo recht durch Sinn und Gemüth gehen zu laſſen und dieſe Nachfeier dünkt ihnen dann beinahe noch ſchöner als das Feſt ſelbſt. So ſaß auch die holde Roſa am andern Morgen einſam in ihrem Gemach und ließ, die gefalteten Hände auf dem Schooß, das Köpfchen ſinnend vor ſich hingeneigt, Spindel und Nätherei ruhen. Wohl mocht' es ſeyn,

daß ſie bald Reinholds und Friedrichs Lieder hörte, bald den gewandten Conrad ſah, wie er ſeine Gegner beſiegte, wie er ſich von ihr den Preis des Siegers holte, denn bald ſummte ſie ein paar Zeilen irgend eines Liedleins, bald lispelte ſie: meinen Strauß wollt ihr? und dann leuchtete höheres Roth auf ihren Wangen, ſchimmerten Blitze durch die niedergeſenkten Wimpern, ſtahlen ſich leiſe Seufzer fort aus der innerſten Bruſt. Da trat Frau Marthe hinein und Roſa freute ſich nun, recht umſtändlich erzählen zu können, wie alles ſich in der St. Catharinenkirche und auf der Allerwieſe begeben. Als Roſa geendet, ſprach Frau Marthe lächelnd: nun, liebe Roſa, nun werdet ihr wohl bald unter drei ſchmucken Freiern wählen können. Um Gott, fuhr Roſa auf, ganz erſchrocken und blutroth im Geſicht bis unter die Augen, um Gott Frau Marthe, wie meint ihr denn das? — ich! — drei Freier? — Thut nur nicht ſo, ſprach Frau Marthe weiter, thut nur nicht ſo liebe Roſa, als ob ihr gar nichts wiſſen, nichts ahnen könntet. Man müßte ja wahrhaftig gar keine Augen haben, man müßte ganz verblendet ſeyn, ſollte man nicht ſchauen, daß unſere Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad, ja daß alle drei in der heftigſten Liebe zu euch ſind. Was bildet ihr euch ein, Frau Marthe, lispelte Roſa, indem ſie die Hand vor die Augen hielt. Ei, fuhr Frau Marthe fort, indem ſie ſich vor Roſa hinſetzte und ſie mit einem Arm umſchlang, ei du holdes, verſchämtes Kind, die Hände weg, ſchau' mir recht feſt in die Augen und dann läugne, daß du es längſt gut gemerkt haſt, wie die Geſellen dich in Herz und Sinn tragen, läugne das! — Siehſt du wohl daß du das nicht kannſt? — nun es wär auch wirklich wunderbar, wenn eines Mägdleins Augen nicht ſo was gleich erſchauen ſollten. Wie die Blicke von der Arbeit

weg dir zufliegen, wie ein raſcherer Takt alles belebt, wenn du in die Werkſtatt trittſt. Wie Reinhold und Friedrich ihre ſchönſten Lieder anſtimmen, wie ſelbſt der wilde Conrad fromm und freundlich wird, wie jeder ſich müht dir zu nahen, wie flammendes Feuer aufflackert im Antlitz deſſen, den du eines holden Blickes, eines freundlichen Worts würdigſt! Ei, mein Töchterchen, iſt es denn nicht ſchön, daß ſolche ſchmucke Leute um dich buhlen? — Ob du überhaupt einen und wen von den dreien du wählen wirſt, das kann ich in der That gar nicht ſagen, denn freundlich und gut biſt du gegen alle, wiewohl ich — doch ſtill ſtill davon. Kämſt du nun zu mir und ſprächſt: rathet mir Frau Marthe, wem von dieſen Jünglingen, die ſich um mich mühen, ſoll ich Herz und Hand zuwenden, da würd' ich denn freilich antworten: ſpricht dein Herz nicht ganz laut und vernehmlich: der iſt es, dann laß' ſie nur alle drei laufen. Sonſt aber gefällt mir Reinhold ſehr wohl, auch Friedrich, auch Conrad, und dann hab' ich gegen alle drei auch manches einzuwenden. — Ja in der That, liebe Roſa, wenn ich die jungen Geſellen ſo tapfer arbeiten ſehe, gedenke ich immer meines lieben armen Valentins und da muß ich doch ſagen, ſo wenig er vielleicht noch beſſere Arbeit ſchaffen mochte, ſo war doch in allem, was er förderte, ſolch ein ganz anderer Schwung, eine andere Manier. Man merkte, daß er bei dem Dinge war mit ganzer Seele, aber bei den jungen Geſellen iſt es mir immer, als thäten ſie nur ſo und hätten ganz andere Sachen im Kopfe als ihre Arbeit, ja als ſey dieſe nur eine Bürde, die ſie freiwillig ſich aufgelaſtet und nun mit wackerm Muthe trügen. Mit Friedrich kann ich mich nun am beſten vertragen, das iſt ein gar treues herziges Gemüth. Es iſt, als gehöre der am mehrſten zu uns, ich verſtehe alles was

er ſpricht, und daß er euch ſo ſtill, mit aller Schüchternheit eines frommen Kindes liebt, daß er kaum wagt euch anzublicken, daß er erröthet, ſo wie ihr ein Wort mit ihm redet, das iſts, was ich ſo ſehr an dem lieben Jungen rühme. Es war als trete eine Thräne in Roſa's Auge, als Frau Marthe dies ſagte. Sie ſtand auf und ſprach zum Fenſter gewendet: Friedrich iſt mir auch recht lieb, aber daß du mir ja nicht den Reinhold verachteſt. Wie könnte ich denn das, erwiederte Frau Marthe, Reinhold iſt nun offenbar der ſchönſte von allen. Was für Augen! nein, wenn er einen ſo durch und durch blitzt mit den leuchtenden Blicken, man kann es gar nicht ertragen! — Aber dabei iſt in ſeinem ganzen Weſen ſo etwas verwunderliches, das mir ordentlich Schauer erregt und mich von ihm zurückſchreckt. Ich denke, Herrn Martin müßte, wenn Reinhold in ſeiner Werkſtatt arbeitet und er ihn dieſes, jenes fördern heißt, ſo zu Muthe ſeyn, wie mir es ſeyn würde wenn jemand in meine Küche ein von Gold und Edelſteinen funkelndes Geräth hingeſtellt hätte und das ſolle ich nun brauchen wie gewöhnliches ſchlechtes Hausgeräth, da ich denn doch gar nicht wagen möchte, es nur anzurühren. Er erzählt und ſpricht und ſpricht und das alles klingt wie ſüße Muſik und man wird ganz hingeriſſen davon, aber wenn ich nun ernſtlich daran denke, was er geſprochen, ſo hab' ich am Ende kein Wörtlein davon verſtanden. Und wenn er denn auch wohl einmal nach unſerer Weiſe ſcherzt und ich denke, nun iſt er denn doch ſo wie wir, ſo ſieht er mit einem Mal ſo vornehm darein, daß ich ordentlich erſchrecke. Und dabei kann ich gar nicht ſagen, daß ſein Ausſehn der Art gliche, wie mancher Junker, mancher Patrizier ſich bläht, nein es iſt etwas ganz anderes. Mit einem Wort, es kommt mir Gott weiß es ſo vor, als habe er Um-

gang mit höheren Geistern, als gehöre er überhaupt einer andern Welt an. Conrad ist ein wilder, übermüthiger Geselle und hat dabei in seinem ganzen Wesen auch ganz etwas verdammt vornehmes, was zum Schurzfell nicht recht passen will. Und dabei thut er so, als wenn nur er allein zu gebieten hätte und die andern ihm gehorchen müßten. Hat er es doch in der kurzen Zeit seines Hierseyns dahin gebracht, daß Meister Martin von Conrads schallender Stimme angedonnert, sich seinem Willen fügt. Aber dabei ist Conrad wieder so gutmüthig und grundehrlich, daß man ihm gar nicht gram werden kann. Vielmehr muß ich sagen, daß er mir trotz seiner Wildheit beinahe lieber ist, als Reinhold, denn zwar spricht er auch oft gewaltig hoch, aber man versteht's doch recht gut. Ich wette, der ist einmal, mag er sich auch stellen wie er will, ein Kriegsmann gewesen. Deshalb versteht er sich noch so gut auf die Waffen und hat sogar was vom Ritterwesen angenommen, das ihm gar nicht übel steht. — Nun sagt mir ganz unverholen liebe Rosa, wer von den drei Gesellen euch am besten gefällt? Fragt, erwiederte Rosa, fragt mich nicht so verfänglich, liebe Frau Marthe. Doch so viel ist gewiß, daß es mir mit Reinhold gar nicht so geht, wie euch. Zwar ist es richtig, daß er ganz anderer Art ist, als seines gleichen, daß mir bei seinen Gesprächen zu Muthe wird, als thue sich mir plötzlich ein schöner Garten auf voll herrlicher glänzender Blumen, Blüthen und Früchte, wie sie auf Erden gar nicht zu finden, aber ich schaue gern hinein. Seit Reinhold hier ist, kommen mir auch manche Dinge ganz anders vor, und manches, was sonst trübe und gestaltlos in meiner Seele lag, ist nun so hell und so klar geworden, daß ich es ganz deutlich zu erkennen vermag. Frau Marthe stand auf und im

Davongehen Rosen mit dem Finger drohend, sprach sie: ei, ei Rosa, also wird wohl Reinhold dein Auserwählter seyn. Das hatte ich nicht vermuthet, nicht geahnet! Ich bitte euch, erwiederte Rosa, sie zur Thüre geleitend, ich bitte euch liebe Frau Marthe, vermuthet, ahnet gar nichts, sondern überlasset alles den kommenden Tagen. Was die bringen, ist Fügung des Himmels, der sich jeder schicken muß in Frömmigkeit und Demuth. — In Meister Martins Werkstatt war es indessen sehr lebhaft worden. Um alles Bestellte fördern zu können, hatte er noch Handlanger und Lehrburschen angenommen und nun wurde gehämmert und gepocht, daß man es weit und breit hören konnte. Reinhold war mit der Messung des großen Fasses, das für den Bischoff von Bamberg gebaut werden sollte, fertig worden und hatte es mit Friedrich und Conrad so geschickt aufgesetzt, daß dem Meister Martin das Herz im Leibe lachte und er einmal über das andere rief: das nenn' ich mir ein Stück Arbeit, das wird ein Fäßlein, wie ich noch keines gefertigt, mein Meisterstück ausgenommen. — Da standen nun die drei Gesellen und trieben die Bände auf die gefügten Dauben, daß alles vom lauten Getöse der Schlägel wiederhallte. Der alte Valentin schabte emsig mit dem Krummmesser und Frau Marthe, die beiden kleinsten Kinder auf dem Schooße, saß dicht hinter Conrad, während die andern muntern Buben schreiend und lärmend sich mit den Reifen herumtummelten und jagten. Das gab eine lustige Wirthschaft so daß man kaum den alten Herrn Johannes Holzschuer bemerkte, der zur Werkstatt hineintrat. Meister Martin schritt ihm entgegen, und fragte höflich nach seinem Begehren. Ei, erwiederte Holzschuer, ich wollte einmal meinen lieben Friedrich wiederschauen, der dort so wacker arbeitet. Aber dann lieber

Meiſter Martin, thut in meinem Weinkeller ein tüchtiges Faß Noth, um deſſen Fertigung ich euch bitten wollte. — Seht nur, dort wird ja eben ſolch ein Faß errichtet, wie ich es brauche, das könnt ihr mir ja überlaſſen, ihr dürft mir nur den Preis ſagen. Reinhold der ermüdet einige Minuten in der Werkſtatt geruht hatte, und nun wieder zum Gerüſt heraufſteigen wollte, hörte Holzſchuers Worte und ſprach, den Kopf nach ihm wendend: ei lieber Herr Holzſchuer, die Luſt nach unſerm Fäßlein laßt euch nur vergehen, das arbeiten wir für den hochwürdigen Herrn Biſchoff von Bamberg! — Meiſter Martin die Aerme über den Rücken zuſammengeſchlagen, den linken Fuß vorgeſetzt, den Kopf in den Nacken geworfen, blinzelte nach dem Faß hin und ſprach dann mit ſtolzem Ton: mein lieber Meiſter, ſchon an dem ausgeſuchten Holz, an der Sauberkeit der Arbeit hättet ihr bemerken können, daß ſolch ein Meiſterſtück dem fürſtlichen Keller ziemt. Mein Geſelle Reinhold hat richtig geſprochen, nach ſolchem Werk laßt euch die Luſt vergehn, wenn die Weinleſe vorüber, werd' ich euch ein tüchtiges ſchlichtes Fäßlein fertigen laſſen, wie es ſich für euern Keller ſchickt. Der alte Holzſchuer, aufgebracht über Meiſter Martins Stolz, meinte dagegen, daß ſeine Goldſtücke gerade ſo viel wögen, als die des Biſchoffs von Bamberg, und daß er anderswo auch wohl für ſein baares Geld gute Arbeit zu bekommen hoffe. Meiſter Martin, überwallt von Zorn, hielt mühſam an ſich, er durfte den alten, vom Rath, von allen Bürgern hochverehrten Herrn Holzſchuer wohl nicht beleidigen. Aber in dem Augenblick ſchlug Conrad immer gewaltiger mit dem Schlägel zu, daß alles dröhnte und krachte, da ſprudelte Meiſter Martin den innern Zorn aus und ſchrie mit heftiger Stimme: Conrad — du Tölpel, was ſchlägſt du ſo blind und

toll zu, willst du mir das Faß zerschlagen? Ho, ho, rief Conrad, indem er mit trotzigem Blick umschaute, nach dem Meister; ho, ho du komisches Meisterlein, warum denn nicht? Und damit schlug er so entsetzlich auf das Faß los, daß klirrend der stärkste Band des Fasses sprang und den Reinhold hinabwarf vom schmalen Brette des Gerüstes, während man am hohlen Nachklange wohl vernahm, daß auch eine Daube gesprungen seyn müßte. Uebermannt von Zorn und Wuth sprang Meister Martin hinzu, riß dem Valentin den Stab, an dem er schabte, aus der Hand und versetzte, lautschreiend: Verfluchter Hund! dem Conrad einen tüchtigen Schlag über den Rücken. So wie Conrad den Schlag fühlte, drehte er sich rasch um und stand da einen Augenblick wie sinnlos, dann aber flammten die Augen vor wilder Wuth, er knirschte mit den Zähnen, er heulte: geschlagen? Dann war er mit einem Sprunge herab vom Gerüst, hatte schnell das auf dem Boden liegende Lenkbeil ergriffen und führte einen gewaltigen Schlag gegen den Meister, der ihm den Kopf gespalten haben würde, hätte Friedrich nicht den Meister bei Seite gerissen, so daß das Beil nur den Arm streifte, aus dem aber das Blut sogleich hinausströmte. Martin, dick und unbeholfen wie er war, verlor das Gleichgewicht und stürzte über die Fügbank, wo eben der Lehrbursche arbeitete, nieder zur Erde. Alles warf sich nun dem wüthenden Conrad entgegen, der das blutige Lenkbeil in den Lüften schwang und mit entsetzlicher Stimme heulte und kreischte: zur Hölle muß er fahren — zur Hölle! Mit Riesenkraft schleuderte er alle von sich, er holte aus zum zweiten Schlage, der ohne Zweifel dem armen Meister, der auf dem Boden keuchte und stöhnte, das Garaus gemacht haben würde, da erschien aber, vor Schrecken bleich wie der Tod, Rosa in

der Thüre der Werkſtatt. So wie Conrad Roſa gewahrte, blieb er mit dem hochgeſchwungnen Beil ſtehen, wie zur todten Bildſäule erſtarrt. Dann warf er das Beil weit von ſich, ſchlug die beiden Hände zuſammen vor der Bruſt, rief mit einer Stimme, die jedem durch das Innerſte drang: o du gerechter Gott im Himmel, was habe ich denn gethan! und ſtürzte aus der Werkſtatt heraus ins Freie. Niemand gedachte ihn zu verfolgen.

Nun wurde der arme Meiſter Martin mit vieler Mühe aufgerichtet, es fand ſich indeſſen gleich, daß das Beil nur ins dicke Fleiſch des Arms gedrungen und die Wunde durchaus nicht bedeutend zu nennen war. Den alten Herrn Holzſchuer, den Martin im Fall niedergeriſſen, zog man nun auch unter den Holzſpänen hervor und beruhigte ſo viel möglich der Frau Marthe Kinder, die unaufhörlich um den guten Vater Martin ſchrien und heulten. Der war ganz verblüfft und meinte, hätte der Teufel von böſem Geſellen nur nicht das ſchöne Faß verdorben, aus der Wunde mache er ſich nicht ſo viel.

Man brachte Tragſeſſel herbei für die alten Herren, denn auch Holzſchuer hatte ſich im Fall ziemlich zerſchlagen. Er ſchmälte auf ein Handwerk, dem ſolche Mordinſtrumente zu Gebote ſtänden, und beſchwor Friedrich, je eher deſto lieber ſich wieder zu der ſchönen Bildgießerei, zu den edlen Metallen zu wenden.

Friedrich und mit ihm Reinhold, den der Reif hart getroffen und der ſich an allen Gliedern wie gelähmt fühlte, ſchlichen, als ſchon tiefe Dämmerung den Himmel umzog, unmuthig nach der Stadt zurück. Da hörten ſie hinter einer Hecke ein leiſes Aechzen und Seufzen. Sie blieben ſtehen und es erhob ſich alsbald eine lange Geſtalt vom Boden, die ſie

augenblicklich für Conrad erkannten und ſcheu zurückprallten. Ach ihr lieben Geſellen, rief Conrad mit weinerlicher Stimme, entſetzet euch doch nur nicht ſo ſehr vor mir! — ihr haltet mich für einen teufliſchen Mordhund! — ach ich bin es ja nicht, ich bin es ja nicht — ich konnte nicht anders! ich mußte den dicken Meiſter todtſchlagen, eigentlich müßt' ich mit euch gehen und es noch thun, wie es nur möglich wäre! — Aber nein — nein, es iſt alles aus, ihr ſeht mich nicht wieder! — grüßt die holde Roſa, die ich ſo über die Maßen liebe! — ſagt ihr, daß ich ihre Blumen zeitlebens auf dem Herzen tragen, mich damit ſchmücken werde, wenn ich — doch ſie wird vielleicht künftig von mir hören! — lebt wohl, lebt wohl, ihr meine lieben wackern Geſellen! — Damit rannte Conrad unaufhaltſam fort über das Feld.

Reinhold ſprach, es iſt was beſonderes mit dieſem Jüngling, wir können ſeine That gar nicht abwägen oder abmeſſen nach gewöhnlichem Maßſtab. Vielleicht erſchließt ſich künftig das Geheimniß, das auf ſeiner Bruſt laſtete.

Reinhold verläßt Meiſter Martins Haus.

So luſtig es ſonſt in Meiſter Martins Werkſtatt herging, ſo traurig war es jetzt geworden. Reinhold, zur Arbeit unfähig, blieb in ſeiner Kammer eingeſchloſſen; Martin, den wunden Arm in der Binde, ſchimpfte und ſchmälte unaufhörlich auf den Ungeſchick des böſen fremden Geſellen. Roſa, ſelbſt Frau Marthe mit ihren Knaben, ſcheuten den Tummelplatz des tollen Beginnens und ſo tönten dumpf und hohl wie im einſamen Walde zur Winterszeit der Holzſchlag, Friedrichs Arbeit, der nun das große Faß allein mühſam genug fördern mußte.

Tiefe Traurigkeit erfüllte bald Friedrichs ganzes Gemüth, denn nun glaubte er deutlich zu gewahren, was er längst gefürchtet. Er trug keinen Zweifel, daß Rosa Reinhold liebe. Nicht allein, daß alle Freundlichkeit, manches süße Wort schon sonst Reinhold allein zugewendet wurde, so war es jetzt ja schon Beweises genug, daß Rosa, da Reinhold nicht hinaus konnte zur Werkstatt, ebenfalls nicht mehr daran dachte, herauszugehen und lieber im Hause blieb, wohl gar um den Geliebten recht sorglich zu hegen und pflegen. Sonntags, als alles lustig hinauszog, als Meister Martin von seiner Wunde ziemlich genesen, ihn einlud mit ihm und Rosa nach der Allerwiese zu wandeln, da lief er, die Einladung ablehnend, ganz vernichtet von Schmerz und banger Liebesnoth einsam heraus nach dem Dorfe, nach dem Hügel, wo er zuerst mit Reinhold zusammengetroffen. Er warf sich nieder in das hohe blumigte Gras und als er gedachte, wie der schöne Hoffnungsstern, der ihm vorgeleuchtet auf seinem ganzen Wege nach der Heimath, nun am Ziel plötzlich in tiefer Nacht verschwunden, wie nun sein ganzes Beginnen dem trostlosen Mühen des Träumers gleiche, der die sehnsüchtigen Arme ausstrecke nach leeren Luftgebilden, da stürzten ihm die Thränen aus den Augen und herab auf die Blumen, die ihre kleinen Häupter neigten, wie klagend um des jungen Gesellen herbes Leid. Selbst wußte Friedrich nicht, wie es geschah, daß die tiefen Seufzer, die der gedrückten Brust entquollen, zu Worten, zu Tönen wurden. Er sang folgendes Lied:

Wo bist du hin
Mein Hoffnungsstern?
Ach mir so fern,
Bist mit süßem Prangen
Andern aufgegangen!

Erhebt euch, rauſchende Abendwinde,
Schlagt an die Bruſt,
Weckt alle tödtende Luſt,
Allen Todesſchmerz,
Daß das Herz,
Getränkt von blut'gen Thränen
Brech' in troſtloſem Sehnen.
Was liſpelt ihr ſo linde
So traulich ihr dunklen Bäume?
Was blickt ihr goldne Himmelsſäume
So freundlich hinab?
Zeigt mir mein Grab!
Das iſt mein Hoffnungshafen,
Werd' unten ruhig ſchlafen.

Wie es ſich denn wohl begiebt, daß die tiefſte Traurigkeit, findet ſie nur Thränen und Worte, ſich auflöſt in mildes ſchmerzliches Weh, ja daß dann wohl ein linder Hoffnungsſchimmer durch die Seele leuchtet, ſo fühlte ſich auch Friedrich, als er das Lied geſungen, wunderbar geſtärkt und aufgerichtet. Die Abendwinde, die dunklen Bäume, die er im Liede angerufen, rauſchten und liſpelten wie mit tröſtenden Stimmen, und wie ſüße Träume von ferner Herrlichkeit, von fernem Glück, zogen goldne Streifen herauf am düſtern Himmel. Friedrich erhob ſich und ſtieg den Hügel herab nach dem Dorfe zu. Da war es, als ſchritte Reinhold wie damals, als er ihn zuerſt gefunden, neben ihm her. Alle Worte, die Reinhold geſprochen, kamen ihm wieder in den Sinn. Als er nun aber der Erzählung Reinholds von dem Wettkampf der beiden befreundeten Maler gedachte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war ja ganz gewiß, daß Reinhold Roſa ſchon früher geſehen und geliebt haben mußte. Nur dieſe Liebe trieb ihn nach Nürnberg in Meiſter Martins Haus, und mit dem Wettſtreit der beiden Maler meinte er nichts anders, als beider, Rein-

holds und Friedrichs, Bewerbung um die ſchöne Roſa. — Friedrich hörte aufs Neue die Worte, die Reinhold damals ſprach: wacker ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, muß wahre Freunde recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien, in edlen Gemüthern kann niemals kleinlicher Neid, hämiſcher Haß Statt finden. — Ja, rief Friedrich laut, ja, du Herzensfreund, an dich ſelbſt will ich mich wenden ohne allen Rückhalt, du ſelbſt ſollſt mir es ſagen, ob jede Hoffnung für mich verſchwunden iſt. — Es war ſchon hoher Morgen, als Friedrich an Reinholds Kammer klopfte. Da alles ſtill drinnen blieb, drückte er die Thür, die nicht wie ſonſt verſchloſſen war, auf und trat hinein. Aber in demſelben Augenblick erſtarrte er auch zur Bildſäule. Roſa in vollem Glanz aller Anmuth, alles Liebreizes, ein herrliches lebensgroßes Bild ſtand vor ihm aufgerichtet auf der Staffeley, wunderbar beleuchtet von den Strahlen der Morgenſonne. Der auf den Tiſch geworfene Malerſtock, die naſſen Farben auf der Pallette zeigten, daß eben an dem Bilde gemalt worden. O Roſa — Roſa — o du Herr des Himmels, ſeufzte Friedrich, da klopfte ihm Reinhold, der hinter ihm hineingetreten, auf die Schulter und fragte lächelnd: nun Friedrich, was ſagſt du zu meinem Bilde. Da drückte ihn Friedrich an ſeine Bruſt und rief: o du herrlicher Menſch — du hoher Künſtler! ja nun iſt mir alles klar! du, du haſt den Preis gewonnen, um den zu ringen ich Aermſter keck genug war! — was bin ich denn gegen dich, was iſt meine Kunſt gegen die Deinige? — Ach ich trug auch wohl manches im Sinn! — lache mich nur nicht aus, lieber Reinhold! — ſieh ich dachte, wie herrlich müßt' es ſeyn, Roſas liebliche Geſtalt zu formen und zu gießen im feinſten Silber, aber das iſt ja ein kindiſches Beginnen, doch du! —

du! — wie ſie ſo hold, ſo in ſüßem Prangen aller Schönheit dich anlächelt! — ach Reinhold — Reinhold du überglücklicher Menſch! — ja, wie du damals es ausſprachſt, ſo begibt es ſich nun wirklich! wir haben beide gerungen, du haſt geſiegt, du mußteſt ſiegen, aber ich bleibe dein mit ganzer Seele. Doch verlaſſen muß ich das Haus, die Heimath, ich kann es ja nicht ertragen, ich müßte ja vergehen, wenn ich nun Roſa wiederſehen ſollte. Verzeih das mir, mein lieber, lieber hochherrlicher Freund. Noch heute — in dieſem Augenblick fliehe ich fort — fort in die weite Welt, wohin mein Liebesgram, mein troſtloſes Elend mich treibt! — Damit wollte Friedrich zur Stube hinaus, aber Reinhold hielt ihn feſt, indem er ſanft ſprach: du ſollſt nicht von hinnen, denn ganz anders, wie du meinſt, kann ſich alles noch fügen. Es iſt nun an der Zeit, daß ich dir alles ſage, was ich bis jetzt verſchwieg. Daß ich kein Küper, ſondern ein Maler bin, wirſt du nun wohl wiſſen, und, wie ich hoffe, an dem Bilde gewahren, daß ich mich nicht zu den geringen Künſtlern rechnen darf. In früher Jugend bin ich nach Italien gezogen, dem Lande der Kunſt, dort gelang es mir, daß hohe Meiſter ſich meiner annahmen und den Funken, der in mir glühte, nährten mit lebendigem Feuer. So kam es, daß ich mich bald aufſchwang, daß meine Bilder berühmt wurden in ganz Italien und der mächtige Herzog von Florenz mich an ſeinen Hof zog. Damals wollte ich nichts wiſſen von deutſcher Kunſt, und ſchwazte, ohne eure Bilder geſehen zu haben, viel von der Trockenheit, von der ſchlechten Zeichnung, von der Härte eurer Dürer, eurer Cranache. Da brachte aber einſt ein Bilderhändler ein Madonnenbildchen von dem alten Albrecht in die Gallerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weiſe mein Innerſtes durchdrang, ſo daß ich meinen Sinn

ganz abwandte von der Ueppigkeit der italiſchen Bilder und zur Stunde beſchloß, in dem heimathlichen Deutſchland ſelbſt die Meiſterwerke zu ſchauen, auf die nun mein ganzes Trachten ging. Ich kam hieher nach Nürnberg und als ich Roſa erblickte, war es mir, als wandle jene Maria, die ſo wunderbar in mein Inneres geleuchtet, leibhaftig auf Erden. Mir ging es ſo wie dir, lieber Friedrich, mein ganzes Weſen loderte auf in hellen Liebesflammen. Nur Roſa ſchaute, dachte ich, alles übrige war aus meinem Sinn verſchwunden und ſelbſt die Kunſt mir nur deshalb was werth, weil ich hundertmal immer wieder und wieder Roſa zeichnen, malen konnte. Ich gedachte mich der Jungfrau zu nahen nach kecker italiſcher Weiſe, all' mein Mühen deshalb blieb aber vergebens. Es gab kein Mittel ſich in Meiſter Martins Hauſe bekannt zu machen auf unverfängliche Weiſe. Ich gedachte endlich geradezu mich um Roſa als Freier zu bewerben, da vernahm ich, daß Meiſter Martin beſchloſſen, ſeine Tochter nur einem tüchtigen Küpermeiſter zu geben. Da faßte ich den abenteuerlichen Entſchluß, in Straßburg das Küperhandwerk zu erlernen und mich dann in Meiſter Martins Werkſtatt zu begeben. Das übrige überließ ich der Fügung des Himmels. Wie ich meinen Entſchluß ausgeführt, weißt du, aber erfahren mußt du noch, daß Meiſter Martin mir vor einigen Tagen geſagt hat: ich würd' ein tüchtiger Küper werden, und ſolle ihm als Eidam recht lieb und werth ſeyn, denn er merke wohl, daß ich mich um Roſas Gunſt bemühe und ſie mich gern habe. Kann es denn wohl anders ſeyn, rief Friedrich in heftigem Schmerz, ja, ja, dein wird Roſa werden, wie konnte auch ich Aermſter auf ſolch ein Glück nur hoffen. Du vergiſſeſt, ſprach Reinhold weiter, du vergiſſeſt, mein Bruder, daß Roſa ſelbſt noch gar nicht das beſtätigt hat,

was der ſchlaue Meiſter Martin bemerkt haben will. Es iſt wahr, daß Roſa ſich bis jetzt gar anmuthig und freundlich betrug, aber anders verräth ſich ein liebend Herz! — Verſprich mir, mein Bruder, dich noch drei Tage ruhig zu verhalten und in der Werkſtatt zu arbeiten wie ſonſt. Ich könnte nun ſchon auch wieder arbeiten, aber ſeit ich emſiger an dieſem Bilde gemalt, ekelt mich das ſchnöde Handwerk da draußen unbeſchreiblich an. Ich kann fürder keinen Schlägel mehr in die Fauſt nehmen, mag es auch nun kommen wie es will. Am dritten Tage will ich dir offen ſagen, wie es mit mir und Roſa ſteht. Sollte ich wirklich der Glückliche ſeyn, dem Roſa in Liebe ſich zugewandt, ſo magſt du fortziehen und erfahren, daß die Zeit auch die tiefſten Wunden heilt! — Friedrich verſprach ſein Schickſal abzuwarten.

Am dritten Tage (ſorglich hatte Friedrich Roſas Anblick vermieden) bebte ihm das Herz vor Furcht und banger Erwartung. Er ſchlich wie träumend in der Werkſtatt umher und wohl mochte ſein Ungeſchick dem Meiſter Martin gerechten Anlaß geben, mürriſch zu ſchelten, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war. Ueberhaupt ſchien dem Meiſter etwas begegnet zu ſeyn, das ihm alle Luſt benommen. Er ſprach viel von ſchnöder Liſt und Undankbarkeit, ohne ſich deutlicher zu erklären, was er damit meine. Als es endlich Abend geworden und Friedrich zurückging nach der Stadt, kam ihm unfern des Thors ein Reiter entgegen, den er für Reinhold erkannte. So wie Reinhold Friedrich anſichtig wurde, rief er: ha da treffe ich dich ja, wie ich wollte. Darauf ſprang er vom Pferde herab, ſchlang die Zügel um den Arm und faßte den Freund bei der Hand. Laß uns, ſprach er, laß uns eine Strecke mit einander fortwandeln. Nun kann ich dir ſagen, wie es mit meiner Liebe ſich gewandt

hat. Friedrich bemerkte, daß Reinhold dieſelben Kleider, die er beim erſten Zuſammentreffen trug, angelegt und das Pferd mit einem Mantelſack bepackt hatte. Er ſah blaß und verſtört aus. Glück auf, rief Reinhold etwas wild, Glück auf, Bruderherz, du kannſt nun tüchtig loshämmern auf deine Fäſſer, ich räume dir den Platz, eben hab' ich Abſchied genommen von der ſchönen Roſa und dem würdigen Meiſter Martin. Wie, ſprach Friedrich, dem es durch alle Glieder fuhr wie ein elektriſcher Strahl, wie, du willſt fort, da Martin dich zum Eidam haben will und Roſa dich liebt? — Das, lieber Bruder, erwiederte Reinhold, hat dir deine Eiferſucht nur vorgeblendet. Es liegt nun am Tage, daß Roſa mich genommen hätte zum Mann aus lauter Frömmigkeit und Gehorſam, aber kein Funke von Liebe glüht in ihrem eiskalten Herzen. Ha, ha! — ich hätte ein tüchtiger Küper werden können. Wochentags mit den Jungen Bände geſchabt und Dauben behobelt, Sonntags mit der ehrbaren Hausfrau nach St. Catharina oder St. Sebald und Abends auf die Allerwieſe gewandelt, Jahr aus, Jahr ein. — Spotte nicht, unterbrach Friedrich den laut auflachenden Reinhold, ſpotte nicht über das einfache, harmloſe Leben des tüchtigen Bürgers. Liebt dich Roſa wirklich nicht, ſo iſt es ja nicht ihre Schuld, du biſt aber ſo zornig, ſo wild. — „Du haſt Recht, ſprach Reinhold, es iſt auch nur meine dumme Art, daß ich, fühle ich mich verletzt, lärme wie ein verzogenes Kind. Du kannſt denken, daß ich mit Roſa von meiner Liebe und von dem guten Willen des Vaters ſprach. Da ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ihre Hand zitterte in der meinigen. Mit abgewandtem Geſicht lispelte ſie: ich muß mich ja in des Vaters Willen fügen! ich hatte genug. — Mein ſeltſamer Aerger muß dich lieber Friedrich, recht in mein Inneres blicken laſſen, du

mußt gewahren, daß das Ringen nach Rosas Besitz eine Täuschung war, die mein irrer Sinn sich bereitet. Als ich Rosas Bild vollendet, ward es in meinem Innern ruhig und oft war freilich auf ganz verwunderliche Art mir so zu Muthe, als sey Rosa nun das Bild, das Bild aber die wirkliche Rosa geworden. Das schnöde Handwerk wurde mir abscheulich, und wie mir das gemeine Leben so recht auf den Hals trat, mit Meisterwerden und Heirath, da kam es mir vor, als solle ich ins Gefängniß gesperrt und an den Block festgekettet werden. Wie kann auch nur das Himmelskind, wie ich es im Herzen trage, mein Weib werden? Nein! in ewiger Jugend, Anmuth und Schönheit soll sie in Meisterwerken prangen, die mein reger Geist schaffen wird. Ha wie sehne ich mich darnach! wie konnt' ich auch nur der göttlichen Kunst abtrünnig werden! — bald werd' ich mich wieder baden in deinen glühenden Düften, herrliches Land, du Heimath aller Kunst!" — Die Freunde waren an den Ort gekommen, wo der Weg, den Reinhold zu nehmen gedachte, links sich abschied. Hier wollen wir uns trennen, rief Reinhold, drückte Friedrich heftig und lange an seine Brust, schwang sich aufs Pferd und jagte davon. Sprachlos starrte ihm Friedrich nach und schlich dann von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, nach Hause.

Wie Friedrich vom Meister Martin aus der Werkstatt fortgejagt wurde.

Andern Tages arbeitete Meister Martin in mürrischem Stillschweigen an dem großen Fasse für den Bischoff von Bamberg und auch Friedrich, der nun erst Reinholds Scheiden recht bitter fühlte, vermochte kein Wort, viel weniger ein Lied her-

auszubringen. Endlich warf Martin den Schlägel bei Seite, ſchlug die Aerme über einander und ſprach mit geſenkter Stimme: der Reinhold iſt nun auch fort — es war ein vornehmer Maler und hat mich zum Narren gehalten mit ſeiner Küperei. — Hätt' ich das nur ahnen können, als er mit dir in mein Haus kam und ſo anſtellig that, wie hätte ich ihm die Thür weiſen wollen. Solch ein offnes ehrliches Geſicht und voll Lug und Trug im Innern! — Nun er iſt fort und nun wirſt du mit Treue und Redlichkeit an mir und am Handwerk halten. Wer weiß, auf welche Weiſe du mir noch näher trittſt. Wenn du ein tüchtiger Meiſter geworden und Roſa dich mag — nun du verſtehſt mich und darfſt dich mühen um Roſa's Gunſt. — Damit nahm er den Schlägel wieder zur Hand und arbeitete emſig weiter. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es kam, daß Martins Worte ſeine Bruſt zerſchnitten, daß eine ſeltſame Angſt in ihm aufſtieg und jeden Hoffnungsſchimmer verdüſterte. Roſa erſchien nach langer Zeit zum erſten Mal wieder in der Werkſtatt, aber tief in ſich gekehrt und, wie Friedrich zu ſeinem Gram bemerkte, mit rothverweinten Augen. Sie hat um ihn geweint, ſie liebt ihn doch wohl, ſo ſprach es in ſeinem Innern und er vermochte nicht den Blick aufzuheben zu der, die er ſo unausſprechlich liebte.

Das große Faß war fertig geworden und nun erſt wurde Meiſter Martin, als er das wohlgelungene Stück Arbeit betrachtete, wieder luſtig und guter Dinge. Ja mein Sohn, ſprach er, indem er Friedrich auf die Schulter klopfte, ja mein Sohn, es bleibt dabei, gelingt es dir Roſa's Gunſt zu erwerben und fertigſt du ein tüchtiges Meiſterſtück, ſo wirſt du mein Eidam. Und zur edlen Zunft der Meiſterſinger kannſt du dann auch treten und dir große Ehre gewinnen.

Meiſter Martins Arbeit häufte ſich nun über alle Maßen, ſo daß er zwei Geſellen annehmen mußte, tüchtige Arbeiter, aber rohe Burſche, ganz entartet auf langer Wanderſchaft. Statt manches anmuthig luſtigen Geſprächs, hörte man jetzt in Meiſter Martins Werkſtatt gemeine Späße, ſtatt der lieblichen Geſänge Reinholds und Friedrichs häßliche Zotenlieder. Roſa vermied die Werkſtatt, ſo daß Friedrich ſie nur ſelten und flüchtig ſah. Wenn er dann in trüber Sehnſucht ſie anſchaute, wenn er ſeufzte: ach liebe Roſa, wenn ich doch nur wieder mit euch reden könnte, wenn ihr wieder ſo freundlich wäret, als zu der Zeit, da Reinhold noch bei uns war, da ſchlug ſie verſchämt die Augen nieder und lispelte: habt ihr mir denn was zu ſagen, lieber Friedrich? — Starr, keines Wortes mächtig, ſtand Friedrich dann da und der ſchöne Augenblick war ſchnell entflohn, wie ein Blitz, der aufleuchtet im Abendroth und verſchwindet als man ihn kaum gewahrt.

Meiſter Martin beſtand nun darauf, daß Friedrich ſein Meiſterſtück beginnen ſollte. Er hatte ſelbſt das ſchönſte reinſte Eichenholz, ohne die mindeſten Adern und Streifen, das ſchon über fünf Jahre im Holzvorrath gelegen, ausgeſucht und niemand ſollte Friedrichen bei der Arbeit zur Hand gehen, als der alte Valentin. War indeſſen dem armen Friedrich durch die Schuld der rohen Geſellen das Handwerk immer mehr und mehr verleidet worden, ſo ſchnürte es ihm jetzt die Kehle zu, wenn er daran dachte, daß nun das Meiſterſtück auf immer über ſein Leben entſcheiden ſolle. Jene ſeltſame Angſt, die in ihm aufſtieg, als Meiſter Martin ſeine treue Anhänglichkeit an das Handwerk rühmte, geſtaltete ſich nun auf furchtbare Weiſe immer deutlicher und deutlicher. Er wußte es nun, daß er untergehen werde in Schmach bei einem Handwerk, das ſeinem von

der Kunſt ganz erfüllten Gemüth von Grund aus widerſtrebte. Reinhold, Roſas Gemälde kam ihm nicht aus dem Sinn. Aber ſeine Kunſt erſchien ihm auch wieder in voller Glorie. Oft wenn das zerreißende Gefühl ſeines erbärmlichen Treibens ihn während der Arbeit übermannen wollte, rannte er, Krankheit vorſchützend, fort und hin nach St. Sebald. Da betrachtete er Stundenlang Peter Fiſchers wundervolles Monument und rief dann wie verzückt: o Gott im Himmel, ſolch ein Werk zu denken — auszuführen, gibt es denn auf Erden Herrlicheres noch? Und wenn er nun zurückkehren mußte zu ſeinen Dauben und Bänden und daran dachte, daß nur ſo Roſa zu erwerben, dann war es als griffen glühende Krallen hinein in ſein blutendes Herz und er müſſe troſtlos vergehen in der ungeheuern Qual. In Träumen kam oft Reinhold und brachte ihm ſeltſame Zeichnungen zu künſtlicher Bildereiarbeit, in der Roſas Geſtalt auf wunderbare Weiſe, bald als Blume, bald als Engel mit Flügelein verflochten war. Aber es fehlte was daran und er erſchaute, daß Reinhold in Roſas Geſtaltung das Herz vergeſſen, welches er nun hinzuzeichnete. Dann war es als rührten ſich alle Blumen und Blätter des Werks ſingend und ſüße Düfte aushauchend und die edlen Metalle zeigten ihm in funkelndem Spiegel Roſas Bildniß; als ſtrecke er die Aerme ſehnſüchtig aus nach der Geliebten, als verſchwände das Bildniß, wie in düſtern Nebel, und ſie ſelbſt, die holde Roſa, drücke ihn voll ſeligen Verlangens an die liebende Bruſt. — Tödtender und tödtender wurde ſein Zuſtand bei der heilloſen Böttcherarbeit, da ſuchte er Troſt und Hülfe bei ſeinem alten Meiſter Johannes Holzſchuer. Der erlaubte, daß Friedrich in ſeiner Werkſtatt ein Werklein beginnen durfte, das er erdacht und wozu er ſeit langer Zeit den Lohn des Meiſter Martin erſpart hatte, um das

dazu nöthige Silber und Gold anschaffen zu können. So geschah es, daß Friedrich, dessen todtenbleiches Gesicht das Vorgeben, wie er von einer zehrenden Krankheit befallen, glaublich machte, beinahe gar nicht in der Werkstatt arbeitete und Monate vergingen, ohne daß er sein Meisterstück, das große zweifudrige Faß nur im mindesten förderte. Meister Martin setzte ihm hart zu, daß er doch wenigstens so viel, als es seine Kräfte erlauben wollten, arbeiten möge und Friedrich war freilich gezwungen, wieder einmal an den verhaßten Haublock zu gehen und das Lenkbeil zur Hand zu nehmen. Indem er arbeitete, trat Meister Martin hinzu, und betrachtete die bearbeiteten Stäbe, da wurde er aber ganz roth im Gesicht und rief: was ist das? — Friedrich, welche Arbeit! hat die Stäbe ein Geselle gelenkt, der Meister werden will, oder ein einfältiger Lehrbursche, der vor drei Tagen in die Werkstatt hineingerochen? — Friedrich besinne dich, welch ein Teufel ist in dich gefahren und hudelt dich? — mein schönes Eichenholz, das Meisterstück! ei du ungeschickter, unbesonnener Bursche. Ueberwältigt von allen Qualen der Hölle, die in ihm brannten, konnte Friedrich nicht länger an sich halten, er warf das Lenkbeil weit von sich und rief: Meister! — es ist nun alles aus — nein und wenn es mir das Leben kostet, wenn ich vergehen soll in namenlosem Elend — ich kann nicht mehr — nicht mehr arbeiten im schnöden Handwerk, da es mich hinzieht zu meiner herrlichen Kunst mit unwiderstehlicher Gewalt. Ach ich liebe eure Rosa unaussprechlich, wie sonst keiner auf Erden es vermag — nur um ihretwillen habe ich ja hier die gehäßige Arbeit getrieben — ich habe sie nun verloren, ich weiß es, ich werde auch bald dem Gram um sie erliegen, aber es ist nicht anders, ich kehre zurück zu meiner herrlichen Kunst, zu meinem würdigen alten

Meiſter Johannes Holzſchuer, den ich ſchändlich verlaſſen. Meiſter Martins Augen funkelten wie flammende Kerzen. Kaum der Worte mächtig vor Wuth, ſtotterte er: — was? — auch du? — Lug und Trug? mich hintergangen — ſchnödes Handwerk? — Küperei? — fort aus meinen Augen ſchändlicher Burſche — fort mit dir! — Und damit packte Meiſter Martin den armen Friedrich bei den Schultern und warf ihn zur Werkſtatt hinaus. Das Hohngelächter der rohen Geſellen und der Lehrburſchen folgte ihm nach. Nur der alte Valentin faltete die Hände, ſah gedankenvoll vor ſich hin und ſprach: gemerkt hab' ich wohl, daß der gute Geſell höheres im Sinn trug als unſre Fäſſer. Frau Marthe weinte ſehr und ihre Buben ſchrien und jammerten um Friedrich, der mit ihnen freundlich geſpielt und manches gute Stück Backwerk ihnen zugetragen hatte.

Beſchluß.

So zornig nun auch Meiſter Martin auf Reinhold und Friedrich ſeyn mochte, geſtehen mußte er doch ſich ſelbſt, daß mit ihnen alle Freude, alle Luſt aus der Werkſtatt gewichen. Von den neuen Geſellen erfuhr er täglich nichts als Aergerniß und Verdruß. Um jede Kleinigkeit mußte er ſich kümmern und hatte Mühe und Noth, daß nur die geringſte Arbeit gefördert wurde nach ſeinem Sinn. Ganz erdrückt von den Sorgen des Tages ſeufzte er dann oft: ach Reinhold, ach Friedrich, hättet ihr doch mich nicht ſo ſchändlich hintergangen, wäret ihr doch nur tüchtige Küper geblieben! Es kam ſo weit, daß er oft mit dem Gedanken kämpfte, alle Arbeit gänzlich aufzugeben.

In ſolch düſterer Stimmung ſaß er einſt am Abend in ſeinem Hauſe, als Herr Jacobus Baumgartner und mit ihm

Meiſter Johannes Holzſchuer ganz unvermuthet eintraten. Er merkte wohl, daß nun von Friedrich die Rede ſeyn würde und in der That lenkte Herr Paumgartner ſehr bald das Geſpräch auf ihn und Meiſter Holzſchuer fing denn nun gleich an den Jüngling auf alle nur mögliche Art zu preiſen. Er meinte, gewiß ſey es, daß bei ſolchem Fleiß, bei ſolchen Gaben Friedrich nicht allein ein trefflicher Goldſchmidt werden, ſondern auch als herrlicher Bildgießer geradezu in Peter Fiſchers Fußtapfen treten müßte. Nun begann Herr Paumgartner an heftig über das unwürdige Betragen zu ſchelten, das der arme Geſell von Meiſter Martin erlitten und beide drangen darauf, daß wenn Friedrich ein tüchtiger Goldſchmidt und Bildgießer geworden, er ihm Roſa, falls nämlich dieſe dem von Liebe ganz durchdrungenen Friedrich hold ſey, zur Hausfrau geben ſolle. Meiſter Martin ließ beide ausreden, dann zog er ſein Käpplein ab und ſprach lächelnd: ihr lieben Herren nehmt euch des Geſellen wacker an, der mich auf ſchändliche Weiſe hintergangen hat. Doch will ich ihm das verzeihen, verlangt indeſſen nicht, daß ich um ſeinetwillen meinen feſten Entſchluß ändere, mit Roſa iſt es nun einmal ganz und gar nichts. In dieſem Augenblick trat Roſa hinein, leichenblaß mit verweinten Augen und ſetzte ſchweigend Trinkgläſer und Wein auf den Tiſch. Nun, begann Herr Holzſchuer, nun ſo muß ich denn wohl dem armen Friedrich nachgeben, der ſeine Heimath verlaſſen will auf immer. Er hat ein ſchönes Stück Arbeit gemacht bei mir, das will er, wenn ihr es lieber Meiſter erlaubt, eurer Roſa verehren zum Gedächtniß, ſchaut es nur an. Damit holte Meiſter Holzſchuer einen kleinen, überaus künſtlich gearbeiteten ſilbernen Pokal hervor und reichte ihn dem Meiſter Martin hin, der großer Freund von köſtlicher Geräthſchaft, ihn nahm und wohlgefällig

von allen Seiten beäugelte. In der That konnte man auch kaum herrlichere Silberarbeit ſehen, als eben dies kleine Gefäß. Zierliche Ranken von Weinblättern und Roſen ſchlangen ſich rings herum und aus den Roſen, aus den brechenden Knospen ſchauten liebliche Engel, ſo wie inwendig auf dem vergoldeten Boden ſich anmuthig liebkoſende Engel gravirt waren. Goß man nun hellen Wein in den Pokal, ſo war es, als tauchten die Engelein auf und nieder in lieblichem Spiel. Das Geräth, ſprach Meiſter Martin, iſt in der That gar zierlich gearbeitet und ich will es behalten, wenn Friedrich in guten Goldſtücken den zwiefachen Werth von mir annimmt. Dies ſprechend füllte Meiſter Martin den Pokal und ſetzte ihn an den Mund. In demſelben Augenblick öffnete ſich leiſe die Thür und Friedrich, den tödtenden Schmerz ewiger Trennung von dem Liebſten auf Erden im leichenblaſſen Antlitz, trat in dieſelbe. So wie Roſa ihn gewahrte, ſchrie ſie laut auf mit ſchneidendem Ton: o mein liebſter Friedrich! und ſtürzte ihm halb entſeelt an die Bruſt. Meiſter Martin ſetzte den Pokal ab und als er Roſa in Friedrichs Armen erblickte, riß er die Augen weit auf, als ſäh er Geſpenſter. Dann nahm er ſprachlos den Pokal wieder und ſchaute hinein. Dann raffte er ſich vom Stuhl in die Höhe und rief mit ſtarker Stimme: Roſa — Roſa liebſt du den Friedrich? Ach, lispelte Roſa, ach ich kann es ja nicht länger verheelen, ich liebe ihn wie mein Leben, das Herz wollte mir ja brechen, als ihr ihn verſtießet. So umarme deine Braut Friedrich — ja, ja deine Braut, rief Meiſter Martin. Paumgartner und Holzſchuer ſchauten ſich ganz verwirrt vor Erſtaunen an, aber Meiſter Martin ſprach weiter, den Pokal in den Händen: o du Herr des Himmels, iſt denn nicht alles ſo gekommen, wie die Alte es geweiſſagt? Ein

glänzend Häuslein wird er bringen, würzge Fluthen treiben drinn, blanke Englein gar luſtig ſingen — das Häuslein mit güldnem Prangen, der hat's ins Haus getrag'n, den wirſt du ſüß umfangen, darf'ſt nicht den Vater frag'n, iſt dein Bräutgam minniglich! — o ich blöder Thor. — Da iſt das glänzende Häuslein, die Engel — der Bräutgam — hei, hei ihr Herren, nun iſt alles gut, alles gut, der Eidam iſt gefunden! —

Weſſen Sinn jemals ein böſer Traum verwirrte, daß er glaubte in tiefer ſchwarzer Grabesnacht zu liegen und nun erwacht er plötzlich im hellen Frühling voll Duft, Sonnenglanz und Geſang und die, die ihm die Liebſte auf Erden, iſt gekommen und hat ihn umſchlungen und er ſchaut in den Himmel ihres holden Antlitzes, wem das jemals geſchah, der begreift es wie Friedrich zu Muthe war, der faßt ſeine überſchwengliche Seligkeit. Keines Worts mächtig hielt er Roſa feſt in ſeinen Armen, als wolle er ſie nimmer laſſen, bis ſie ſich ſanft von ihm loswand und ihn hinführte zum Vater. Da rief er: o mein lieber Meiſter, iſt es denn auch wirklich ſo? — Roſa gebt ihr mir zur Hausfrau und ich darf zurückkehren zu meiner Kunſt? — Ja, ja, ſprach Meiſter Martin, glaube es doch nur, kann ich denn anders thun, da du die Weiſſagung der alten Großmutter erfüllt haſt? — dein Meiſterſtück bleibt nun liegen. Da lächelte Friedrich ganz verklärt von Wonne und ſprach: nein lieber Meiſter, iſt es euch recht, ſo vollende ich nun mit Luſt und Muth mein tüchtiges Faß, als meine letzte Küperarbeit und kehre dann zurück zum Schmelzofen. O du mein guter braver Sohn rief Meiſter Martin, dem die Augen funkelten vor Freude, ja dein Meiſterſtück fertige und dann gibts Hochzeit.

Friedrich hielt redlich ſein Wort, er vollendete das zwei-

fudrige Faß und alle Meiſter erklärten, ein ſchöneres Stück Arbeit ſey nicht leicht gefertigt worden, worüber dann Meiſter Martin gar innig ſich freute und überhaupt meinte, einen trefflicheren Eidam hätte ihm die Fügung des Himmels gar nicht zuführen können.

Der Hochzeitstag war endlich herangekommen, Friedrichs Meiſterfaß mit edlem Wein gefüllt und mit Blumen bekränzt, ſtand auf dem Flur des Hauſes aufgerichtet, die Meiſter des Gewerks, den Rathsherrn Jacobus Paumgartner an der Spitze, fanden ſich ein mit ihren Hausfrauen, denen die Meiſter Goldſchmiede folgten. Eben wollte ſich der Zug nach der St. Sebalduskirche begeben, wo das Paar getraut werden ſollte, als Trompetenſchall auf der Straße erklang und vor Martins Hauſe Pferde wieherten und ſtampften. Meiſter Martin eilte an das Erkerfenſter. Da hielt vor dem Hauſe Herr Heinrich von Spangenberg, in glänzenden Feſtkleiden und einige Schritte hinter ihm auf einem muthigen Roſſe ein junger hochherrlicher Ritter, das funkelnde Schwert an der Seite, hohe bunte Federn auf dem mit ſtrahlenden Steinen beſetzten Barett. Neben dem Ritter erblickte Herr Martin eine wunderſchöne Dame, ebenfalls herrlich gekleidet auf einem Zelter, deſſen Farbe friſch gefallner Schnee war. Pagen und Diener in bunten glänzenden Röcken bildeten einen Kreis rings umher. Die Trompeten ſchwiegen und der alte Herr von Spangenberg rief herauf: hei, hei Meiſter Martin, nicht eures Weinkellers, nicht eurer Goldbatzen halber komme ich her, nur weil Roſa's Hochzeit iſt; wollt ihr mich einlaſſen lieber Meiſter? — Meiſter Martin erinnerte ſich wohl ſeiner Worte, ſchämte ſich ein wenig und eilte herab, den Junker zu empfangen. Der alte Herr ſtieg vom Pferde und trat grüßend ins Haus. Pagen ſprangen herbei, auf deren

Armen die Dame herabglitt vom Pferde, der Ritter bot ihr die Hand und folgte dem alten Herrn. Aber so wie Meister Martin den jungen Ritter anblickte, prallte er drei Schritte zurück, schlug die Hände zusammen und rief: o Herr des Himmels! — Conrad! — Der Ritter sprach lächelnd: ja wohl, lieber Meister, bin ich euer Geselle Conrad. Verzeiht mir nur die Wunde, die ich euch beigebracht. Eigentlich, lieber Meister, mußt ich euch todtschlagen, das werdet ihr wohl einsehen, aber nun hat sich ja alles ganz anders gefügt. Meister Martin erwiederte ganz verwirrt, es sey doch besser, daß er nicht todtgeschlagen worden, aus dem bischen Ritzen mit dem Lenkbeil habe er sich gar nichts gemacht. Als Martin nun mit den neuen Gästen eintrat in das Zimmer, wo die Brautleute mit den übrigen versammelt waren, gerieth alles in ein frohes Erstaunen über die schöne Dame, die der holden Braut so auf ein Haar glich, als sey es ihre Zwillingsschwester. Der Ritter nahte sich mit edlem Anstande der Braut und sprach: erlaubt holde Rosa, daß Conrad euerm Ehrentag beiwohne. Nicht wahr, ihr zürnt nicht mehr auf den wilden unbesonnenen Gesellen, der euch beinahe großes Leid bereitet? Als nun aber Braut und Bräutgam und der Meister Martin sich ganz verwundert und verwirrt anschauten, rief der alte Herr von Spangenberg: nun, nun, ich muß euch wohl aus dem Traum helfen. Das ist mein Sohn Conrad, und hier möget ihr seine liebe Hausfrau, so wie die holde Braut, Rosa geheißen, schauen. Erinnert euch, Meister Martin, unsers Gesprächs. Als ich euch frug, ob ihr auch meinem Sohne eure Rosa verweigern würdet, das hatte wohl einen besonderen Grund. Ganz toll war der Junge in eure Rosa verliebt, er brachte mich zu dem Entschluß, alle Rücksicht aufzugeben, ich wollte den Freiwerber machen. Als ich ihm aber sagte,

wie ſchnöde ihr mich abgefertigt, ſchlich er ſich auf ganz unſinnige Weiſe bei euch ein als Küper, um Roſas Gunſt zu erwerben und ſie euch dann wohl gar zu entführen. Nun! — ihr habt ihn geheilt, mit dem tüchtigen Hiebe über'n Rükken! — Habt Dank dafür, zumal er ein edles Fräulein fand, die wohl am Ende die Roſa ſeyn mochte, die eigentlich in ſeinem Herzen war von Anfang an.

Die Dame hatte unterdeſſen mit anmuthiger Milde die Braut begrüßt und ihr ein reiches Perlenhalsband als Hochzeitsgabe eingehängt. Sieh liebe Roſa, ſprach ſie dann, indem ſie einen ganz verdorrten Strauß aus den blühenden Blumen, die an ihrer Bruſt prangten, hervorholte, ſieh liebe Roſa, das ſind die Blumen, die du einſt meinem Conrad gabſt, als Kampfpreis, getreu hat er ſie bewahrt, bis er mich ſah, da wurd' er dir untreu und hat ſie mir verehrt, ſey deshalb nicht böſe! Roſa, hohes Roth auf den Wangen, verſchämt die Augen niederſchlagend, ſprach: ach edle Frau, wie möget ihr doch ſo ſprechen, konnte denn wohl der Junker jemals mich armes Mägdlein lieben? Ihr allein wart ſeine Liebe und weil ich nun eben auch Roſa heiße und euch, wie ſie hier ſagen, etwas ähnlich ſehen ſoll, warb er um mich, doch nur euch meinend.

Zum zweiten Mal wollte ſich der Zug in Bewegung ſetzen, als ein Jüngling eintrat, auf italiſche Weiſe, ganz in ſchwarzen, geriſſenen Sammt gekleidet, mit zierlichem Spitzenkragen und reiche goldene Ehrenketten um den Hals gehängt. O Reinhold, mein Reinhold, ſchrie Friedrich und ſtürzte dem Jüngling an die Bruſt. Auch die Braut und Meiſter Martin rieſen und jauchzten: Reinhold, unſer wackrer Reinhold iſt gekommen. Hab' ich's dir nicht geſagt, ſprach Reinhold, die Umarmung feurig erwiedernd, hab' ich's dir nicht geſagt, mein

herzlieber Freund, daß ſich noch alles gar herrlich für dich fügen könnte? — Laß mich deinen Hochzeitstag mit dir feiern, weit komm ich deshalb her und zum ewigen Gedächtniß häng' das Gemälde in deinem Hauſe auf, das ich für dich gemalt und dir mitgebracht. Damit rief er heraus und zwei Diener brachten ein großes Bild in einem prächtigen goldnen Rahmen hinein, das den Meiſter Martin in ſeiner Werkſtatt mit ſeinen Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad darſtellte, wie ſie an dem großen Faß arbeiten und die holde Roſa eben hineinſchreitet. Alles gerieth in Erſtaunen über die Wahrheit, über die Farbenpracht des Kunſtwerks. Ei, ſprach Friedrich lächelnd, das iſt wohl dein Meiſterſtück als Küper, das Meinige liegt dort unten im Flur, aber bald ſchaff ich ein anderes. Ich weiß alles, erwiederte Reinhold, und preiſe dich glücklich. Halt nur feſt an deiner Kunſt, die auch wohl mehr Hausweſen und dergleichen leiden mag, als die meinige. —

Bei dem Hochzeitsmahl ſaß Friedrich zwiſchen den beiden Roſen, ihm gegenüber aber Meiſter Martin, zwiſchen Conrad und Reinhold. Da füllte Herr Paumgartner Friedrichs Pokal bis an den Rand mit edlem Wein und trank auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen. Dann ging der Pokal herum und zuerſt der edle Junker Heinrich von Spangenberg, nach ihm aber alle ehrſamen Meiſter, wie ſie zu Tiſche ſaßen, leerten ihn auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen.

Die Freunde waren, als Sylveſter geendet, darüber einig, daß die Erzählung des Serapions-Clubbs' würdig ſey und rühmten vorzüglich den gemüthlichen Ton, der darin herrſche.

Muß ich, ſprach Lothar, muß ich denn immer mäkeln? Aber es iſt nicht anders, ich meine, daß der Meiſter Martin zu ſehr ſeinen Urſprung verräth, nehmlich daß er aus einem Bilde entſtanden. Sylveſter hat, angeregt durch das Gemälde unſeres wackeren Kolbe, eine feine Gallerie anderer Gemälde aufgeſtellt, zwar mit lebhaften Farben, aber es bleiben doch nur Bilder, die niemals Situationen in lebendiger Bewegung werden können, wie ſie die Erzählung des Drama verlangt. Conrad mit ſeiner Roſa, ſo wie Reinhold kommen zuletzt doch nur lediglich hinzu, damit Friedrichs Hochzeittafel recht anmuthig und glänzend anzuſchauen ſeyn möge. — Ueberhaupt, was den Conrad betrifft, würd ich, kennt' ich nicht Dein unbefangenes Gemüth, Sylveſter, hätteſt Du nicht in Deiner ganzen Erzählung Dich mit gutem Erfolg bemüht, treu und ehrlich zu bleiben — ja! da würd' ich glauben, Du hätteſt mit Deinem Conrad jene wunderlichen Perſonen ironiren wollen, die, ein Gemiſch von Tölpelei, Galanterie, Barbarei und Empfindſamkeit in manchen von unſeren neuen Romanen Hauptrollen ſpielen. Leute, die ſich Ritter nennen, von denen es aber, glaub' ich, eben ſo wenig jemals ein Urbild gegeben als von jenen Bramarbaſſen, die ſonſt Veit Weber und ſeine Nachfolger alles ohne weiteres kurz und klein ſchlagen ließen. — Die Berſecker Wuth, unterbrach Vinzenz den Freund, haſt Du, o Sylveſter! aber mit vielem Glück eintreten laſſen, doch iſt und bleibt es unverzeihlich, daß Du wirklich einen adlichen Rücken mit einem Tonnenreif zerbläuen läßeſt, ohne daß der abgebläuete Ritter dem ſchnöden Prügelanten den Kopf ſpaltet. Nachher hätte er den Verwundeten höflich um Verzeihung bitten oder ihn gar mit einem Arkanum bedienen können das den Kopf augenblicklich zuſammengezogen, woran er nachher

merklichen Verſtand geſpürt! — Der einzige Mann, auf den Du Dich einigermaßen berufen kannſt, iſt der berühmte mannhafte Ritter Don Quixote, der ſeiner Tapferkeit, Großmuth, Galanterie unbeſchadet ungemein viel Prügel erhielt. —

Tadelt nur, rief Sylveſter lachend, tadelt nur friſch zu, ich gebe mich ganz in eure Hände, aber daß Ihr's nur wißt, Troſt finde ich bei den holden Frauen, denen ich meinen Meiſter Martin mittheilte und die über die ganze Geſtaltung recht inniges Wohlgefallen ausſprachen und mich mit Lob überhäuften.

Solches Lob, ſprach Ottmar, von ſchönen Lippen iſt ganz unwiderſtehlich und kann manchen Romantiker zu allerlei abſonderlichen Thorheiten und geſchriebenen tollen Sprüngen verleiten. Doch irr ich nicht, ſo verſprach Lothar unſeren heutigen Abend mit irgend einem Erzeugniß ſeiner fantaſtiſchen Träumerei zu beſchließen.

So iſt es, erwiederte Lothar. Erinnert Euch, daß ich es unternehmen wollte für die Kinder meiner Schweſter ein zweites Mährchen zu ſchreiben und weniger in fantaſtiſchem Uebermuth zu luxuriren, frömmer, kindlicher zu ſeyn als im Nußknacker und Mauſekönig. Das Mährchen iſt fertig, Ihr ſollt es hören.

Lothar las:

Das fremde Kind.

Der Herr von Brakel auf Brakelheim.

Es war einmal ein Edelmann der hieß Herr Thaddäus von Brakel und wohnte in dem kleinen Dörfchen Brakelheim,

das er von seinem verstorbenen Vater dem alten Herrn von Brakel geerbt hatte, und das mithin sein Eigenthum war. Die vier Bauern die außer ihm noch in dem Dörfchen wohnten, nannten ihn den gnädigen Herrn, unerachtet er wie sie, mit schlicht ausgekämmten Haaren einherging und nur Sonntags wenn er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern Felix und Christlieb geheißen, nach dem benachbarten großen Dorfe zur Kirche fuhr, statt der groben Tuchjacke die er sonst trug, ein feines grünes Kleid und eine rothe Weste mit goldenen Tressen anlegte, welches ihm recht gut stand. Eben dieselben Bauern pflegten auch, fragte man sie: wo komme ich denn hin zum Herrn von Brakel? jedesmal zu antworten: Nur immer vorwärts durch das Dorf den Hügel herauf wo die Birken stehen, da ist des gnädigen Herrn sein Schloß! Nun weiß doch aber jedermann, daß ein Schloß ein großes hohes Gebäude seyn muß mit vielen Fenstern und Thüren, ja wohl gar mit Thürmen und funkelnden Windfahnen, von den allen war aber auf dem Hügel mit den Birken gar nichts zu spüren, vielmehr stand da nur ein niedriges Häuschen mit wenigen kleinen Fenstern, das man kaum früher als dicht davor angekommen, erblicken konnte. Geschieht es aber wohl, daß man vor dem hohen Thor eines großen Schlosses plötzlich still steht und, angehaucht von der herausströmenden eiskalten Luft, angestarrt von den todten Augen der seltsamen Steinbilder die wie grauliche Wächter sich an die Mauer lehnen, alle Lust verliert hineinzugehen, sondern lieber umkehrt, so war das bei dem kleinen Hause des Herrn Thaddäus von Brakel ganz und gar nicht der Fall. Hatten nehmlich schon im Wäldchen die schönen schlanken Birken mit ihren belaubten Aesten, wie mit zum Gruß ausgestreckten Armen uns freundlich zugewinkt, hatten

ſie im frohen Rauſchen und Säuſeln uns zugewispert: Willkommen, willkommen unter uns! ſo war es denn nun vollends bei dem Hauſe, als rieſen holde Stimmen aus den ſpiegelhellen Fenſtern, ja überall aus dem dunklen dicken Weinlaube, das die Mauern bis zum Dach herauf bekleidete, ſüßtönend heraus: Komm doch nur herein, komm doch nur herein, du lieber müder Wanderer, hier iſt es gar hübſch und gaſtlich! Das beſtätigten denn auch die Neſt hinein Neſt hinaus luſtig zwitſchernden Schwalben und der alte ſtattliche Storch ſchaute ernſt und klug vom Rauchfange herab und ſprach: Ich wohne nun ſchon manches liebe Jahr hindurch zur Sommerszeit hier, aber ein beſſeres Logement finde ich nicht auf Erden, und könnte ich nur die mir angeborne Reiſeluſt bezwingen, wär's nur nicht zur Winterszeit hier ſo kalt und das Holz ſo theuer, niemahls rührt' ich mich von der Stelle. — So anmuthig und hübſch, wenn auch gleich gar kein Schloß, war das Haus des Herrn von Brakel.

Der vornehme Beſuch.

Die Frau von Brakel ſtand eines Morgens ſehr früh auf und buk einen Kuchen, zu dem ſie viel mehr Mandeln und Roſinen verbrauchte als ſelbſt zum Oſterkuchen, weshalb er auch viel herrlicher gerieth als dieſer. Während deſſen klopfte und bürſtete der Herr von Brakel ſeinen grünen Rock und ſeine rothe Weſte aus und Felix und Chriſtlieb wurden mit den beſten Kleidern angethan, die ſie nur beſaßen. „Ihr dürft, ſo ſprach dann der Herr von Brakel zu den Kindern, ihr dürft heute nicht herauslaufen in den Wald wie ſonſt, ſondern müßt in der Stube ruhig ſitzen bleiben, damit ihr ſauber und hübſch ausſeht wenn der gnädige Herr Onkel kommt!" — Die Sonne

war hell und freundlich aufgetaucht aus dem Nebel und ſtrahlte golden hinein in die Fenſter, im Wäldchen ſauste der Morgenwind und Fink und Zeiſig und Nachtigall jubilirten durcheinander und ſchmetterten die luſtigſten Liedchen. Chriſtlieb ſaß ſtill und in ſich gekehrt am Tiſche: bald zupfte ſie die rothen Bandſchleifen an ihrem Kleidchen zurecht, bald verſuchte ſie ämſig fortzuſtricken welches heute nicht recht gehen wollte. Felix, dem der Papa ein ſchönes Bilderbuch in die Hände gegeben, ſchaute über die Bilder hinweg nach dem ſchönen Birkenwäldchen in dem er ſonſt jeden Morgen ein paar Stunden nach Herzensluſt herumſpringen durfte. „Ach draußen iſt's ſo ſchön," ſeufzte er in ſich hinein, doch als nun vollends der große Hofhund, Sultan geheißen, klaffend und knurrend vor dem Fenſter herumſprang, eine Strecke nach dem Walde hinlief, wieder umkehrte und aufs neue knurrte und bellte als wolle er dem kleinen Felix zurufen: Kommſt du denn nicht heraus in den Wald? was machſt du denn in der dumpfigen Stube? da konnte ſich Felix nicht laſſen vor Ungeduld. „Ach liebe Mama laß mich doch nur ein paar Schritte hinausgehen!" So rief er laut, aber die Frau von Brakel erwiederte: Nein nein, bleibe nur fein in der Stube. Ich weiß ſchon wie es geht, ſo wie du hinausläufſt muß Chriſtlieb hinterdrein und dann huſch huſch durch Buſch und Dorn, hinauf auf die Bäume! Und dann kommt ihr zurück erhizt und beſchmuzt und der Onkel ſagt: was ſind das für häßliche Bauernkinder, ſo dürfen keine Brakels ausſehen, weder große noch kleine. Felix klappte voll Ungeduld das Bilderbuch zu, und ſprach, indem ihm die Thränen in die Augen traten, kleinlaut: wenn der gnädige Herr Onkel von häßlichen Bauerkindern redet, ſo hat er wohl nicht Vollrads Peter oder Hentſchels Annliese oder alle unſere

Kinder hier im Dorfe geſehen, denn ich wüßte doch nicht, wie es hübſchere Kinder geben ſollte als dieſe. „Ja wohl, rief Chriſtlieb, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, und iſt nicht auch des Schulzen Grete ein hübſches Kind, wie wohl ſie lange nicht ſolche ſchöne rothe Bandſchleifen hat als ich?“ Sprecht nicht ſolch dummes Zeug, rief die Mutter halb erzürnt, ihr verſteht das nicht wie es der gnädige Onkel meint — Alle weitere Vorſtellungen, wie es gerade heut ſo herrlich im Wäldchen ſey, halfen nichts, Felix und Chriſtlieb mußten in der Stube bleiben, und das war um ſo peinlicher, als der Gaſtkuchen, der auf dem Tiſche ſtand, die ſüßeſten Gerüche verbreitete und doch nicht eher angeſchnitten werden durfte, bis der Onkel angekommen. „Ach wenn er doch nur käme, wenn er doch nur endlich käme!“ ſo riefen beide Kinder und weinten beinahe vor Ungeduld. Endlich ließ ſich ein ſtarkes Pferdegetrappel vernehmen, und eine Kutſche fuhr vor, die ſo blank und mit goldenen Zierrathen reich geſchmückt war, daß die Kinder in das größte Erſtaunen geriethen, denn ſie hatten dergleichen noch gar nicht geſehen. Ein großer hagerer Mann glitt an den Armen des Jägers, der den Kutſchenſchlag geöffnet, heraus in die Arme des Herrn von Brakel, an deſſen Wange er zweimahl ſanft die ſeinige legte und leiſe lispelte: Bon jour mein lieber Vetter, nur gar keine Umſtände, bitte ich. Unterdeſſen hatte der Jäger noch eine kleine dicke Dame mit ſehr rothen Backen und zwey Kinder, einen Knaben und ein Mädchen aus der Kutſche zur Erde hinab gleiten laſſen, welches er ſehr geſchickt zu machen wußte, ſo daß jeder auf die Füße zu ſtehen kam. Als ſie nun alle ſtanden, traten, wie es ihnen von Vater und Mutter eingeſchärft worden, Felix und Chriſtlieb hinzu, faßten jeder eine Hand des langen hagern

Mannes und sprachen dieselbe küssend: Seyn Sie uns recht schön willkommen, lieber gnädiger Herr Onkel! dann machten sie es mit den Händen der kleinen dicken Dame eben so und sprachen: Seyn Sie uns recht schön willkommen, liebe gnädige Frau Tante! dann traten sie zu den Kindern, blieben aber ganz verblüfft stehen, denn solche Kinder hatten sie noch niemahls gesehen. Der Knabe trug lange Pumphosen und ein Jäckchen von scharlachrothem Tuch über und über mit goldenen Schnüren und Tressen besezt und einen kleinen blanken Säbel an der Seite, auf dem Kopf aber eine seltsame rothe Mütze mit einer weißen Feder unter der er mit seinem blaßgelben Gesichtchen und den trüben schläfrigen Augen blöd und scheu hervorkuckte. Das Mädchen hatte zwar ein weißes Kleidchen an wie Christlieb, aber mit erschrecklich viel Bändern und Spitzen, auch waren ihre Haare ganz seltsam in Zöpfe geflochten und spitz in die Höhe heraufgewunden, oben funkelte aber ein blaukes Krönchen. Christlieb faßte sich ein Herz und wollte die Kleine bei der Hand nehmen, die zog aber die Hand schnell zurück und zog solch ein verdrüßliches weinerliches Gesicht, daß Christlieb ordentlich davor erschrak und von ihr abließ. Felix wollte auch nur des Knaben schönen Säbel ein bischen näher besehen und faßte darnach, aber der Junge fing an zu schreien: Mein Säbel, mein Säbel, er will mir den Säbel nehmen, und lief zum hagern Mann, hinter den er sich versteckte. Felix wurde darüber roth im Gesicht und sprach ganz erzürnt: Ich will dir ja deinen Säbel nicht nehmen — dummer Junge! Die lezten Worte murmelte er nur so zwischen den Zähnen, aber der Herr von Brakel hatte wohl alles gehört und schien sehr verlegen darüber zu seyn, denn er knöpfelte an der Weste hin und her und rief: Ey Felix! Die

dicke Dame ſprach: Adelgundchen, Herrmann, die Kinder thun euch ja nichts, ſeid doch nicht ſo blöde; der hagere Herr lispelte aber: Sie werden ſchon Bekanntſchaft machen, ergriff die Frau von Brakel bei der Hand und führte ſie ins Haus, ihr folgte Herr von Brakel mit der dicken Dame an deren Schleppkleid ſich Adelgundchen und Herrmann hingen. Chriſtlieb und Felix gingen hinterdrein. „Jezt wird der Kuchen angeſchnitten," flüſterte Felix der Schweſter ins Ohr. Ach ja, ach ja, erwiederte dieſe voll Freude; und dann laufen wir auf und davon in den Wald fuhr Felix fort, und bekümmern uns um die fremden blöden Dinger nicht, ſezte Chriſtlieb hinzu. Felix machte einen Luftſprung, ſo kamen ſie in die Stube. Adelgunde und Herrmann durften keinen Kuchen eſſen, weil ſie, wie die Aeltern ſagten, das nicht vertragen könnten, ſie erhielten dafür jeder einen kleinen Zwieback, den der Jäger aus einer mitgebrachten Schachtel herausnehmen mußte. Felix und Chriſtlieb biſſen tapfer in das derbe Stück Kuchen, das die gute Mutter jedem gereicht und waren guter Dinge.

Wie es weiter bey dem vornehmen Beſuche herging.

Der hagere Mann, Cyprianus von Brakel geheißen, war zwar der leibliche Vetter des Herrn Thaddäus von Brakel, indeſſen weit vornehmer als dieſer. Denn auſſerdem daß er den Grafen-Titel führte trug er auch auf jedem Rock, ja ſogar auf dem Pudermantel, einen großen ſilbernen Stern. Deshalb hatte, als er ſchon ein Jahr früher, jedoch ganz allein ohne die dicke Dame, die ſeine Frau war und ohne die Kinder, bey dem Herrn Thaddäus von Brakel ſeinem Vetter auf

eine Stunde einſprach, Felix ihn auch gefragt: Hör' mahl gnädiger Herr Onkel, du biſt wohl König geworden? Felix hatte nehmlich in ſeinem Bilderbuche einen abgemahlten König, der einen dergleichen Stern auf der Bruſt trug, und ſo mußte er wohl glauben, daß der Onkel nun auch König geworden ſey, weil er das Zeichen trug. Der Onkel hatte damals ſehr über die Frage gelacht und geantwortet: Nein mein Söhnchen, König bin ich nicht aber des Königs treuſter Diener und Miniſter, der über viele Leute regiert. Gehörteſt du zu der Gräflich von Brakelſchen Linie, ſo könnteſt du vielleicht auch künftig einen ſolchen Stern tragen wie ich, aber ſo biſt du freilich nur ein ſimpler Bou, aus dem nicht viel rechtes werden wird. Felix hatte den Onkel gar nicht verſtanden und Herr Thaddäus von Brakel meinte, das ſey auch gar nicht vonnöthen. — Jezt erzählte der Onkel ſeiner dicken Frau, wie ihn Felix für den König gehalten, da rief ſie: O ſüße liebe rührende Unſchuld! Und nun mußten beide Felix und Chriſtlieb hervor aus dem Winkel wo ſie unter Kichern und Lachen den Kuchen verzehrt hatten. Die Mutter ſäuberte beiden ſogleich den Mund von manchen Kuchenkrumen und Roſinenreſten und übergab ſie ſo dem gnädigen Onkel und der gnädigen Taute die ſie unter lauten Ausrufungen: O ſüße liebe Natur! o ländliche Unſchuld! küßten und ihnen große Tüten in die Hände drückten. Dem Herrn Thaddäus von Brakel und ſeiner Frau ſtanden die Thränen in den Augen über die Güte der vornehmen Verwandten. Felix hatte indeſſen die Tüte geöffnet und Bonbons darin gefunden auf die er tapfer zubiß, welches ihm Chriſtlieb ſogleich nachmachte. „Söhnchen, mein Söhnchen, rief der gnädige Onkel, ſo geht das nicht, du verdirbſt dir ja die Zähne, du mußt fein ſo lange an dem Zuckerwerke lutſchen, bis es im

Munde zergeht.“ Da lachte aber Felix beinahe laut auf und ſprach: Ey lieber gnädiger Onkel, glaubſt du denn, daß ich ein kleines Wickelkind bin und lutſchen muß weil ich noch keine tüchtige Zähne habe zum beißen? Und damit ſteckte er ein neues Bonbon in den Mund und biß ſo gewaltig zu, daß es knitterte und knatterte. „O liebliche Naivität,“ rief die dicke Dame, der Onkel ſtimmte ein, aber dem Herrn Thaddäus ſtanden die Schweißtropfen auf der Stirne; er war über Felixens Unart ganz beſchämt und die Mutter raunte ihm ins Ohr: Knirſche nicht ſo mit den Zähnen unartiger Junge! Das machte den armen Felix, der nichts Uebles zu thun glaubte, ganz beſtürzt, er nahm das noch nicht ganz verzehrte Bonbon langſam aus dem Munde legte es in die Tüte und reichte dieſe dem Onkel hin, indem er ſprach: Nimm nur deinen Zucker wieder mit, wenn ich ihn nicht eſſen ſoll! Chriſtlieb, gewohnt in Allem Felixens Beiſpiel zu folgen, that mit ihrer Tüte daſſelbe. Das war dem Herrn Thaddäus zu arg, er brach los: Ach mein geehrteſter gnädiger Herr Vetter, halten Sie nur dem einfältigen Jungen die Tölpelei zu Gute, aber freilich auf dem Lande und in ſo beſchränkten Verhältniſſen — Ach wer nur ſolche geſittete Kinder erziehen könnte wie Sie! — Der Graf Cyprianus lächelte ſelbſtgefällig und vornehm indem er auf Herrmann und Adelgunden hinblickte. Die hatten längſt ihren Zwieback verzehrt und ſaßen nun ſtumm und ſtill auf ihren Stühlen ohne eine Miene zu verziehen, ohne ſich zu rühren und zu regen. Die dicke Dame lächelte ebenfalls, indem ſie lispelte: Ja lieber Herr Vetter, die Erziehung unſerer lieben Kinder liegt uns mehr als Alles am Herzen. Sie gab dem Grafen Cyprianus einen Wink, der ſich alsbald an Herrmann und Adelgunden wandte und allerley Fragen an ſie richtete,

die ſie mit der größten Schnelligkeit beantworteten. Da war von vielen Städten, Flüſſen und Bergen die Rede, die viele tauſend Meilen ins Land hinein liegen ſollten und die ſeltſamſten Namen trugen. Eben ſo wußten beide ganz genau zu beſchreiben, wie die Thiere ausſähen die in wilden Gegenden der entfernteſten Himmelsſtriche wohnen ſollten. Dann ſprachen ſie von fremden Gebüſchen, Bäumen und Früchten, als ob ſie ſie ſelbſt geſehn, ja wohl die Früchte ſelbſt gekoſtet hätten. Herrmann beſchrieb ganz genau wie es vor dreyhundert Jahren in einer großen Schlacht zugegangen und wußte alle Generale die dabey zugegen geweſen mit Nahmen zu nennen. Zuletzt ſprach Adelgunde ſogar von den Sternen und behauptete, am Himmel ſäßen allerley ſeltſame Thiere und andere Figuren. Dem Felix wurde dabei ganz Angſt und bange, er näherte ſich der Frau von Brakel und fragte leiſe ins Ohr: Ach Mama! liebe Mama! was iſt denn das Alles was die dort ſchwatzen und plappern? Halts Maul dummer Junge, raunte ihm die Mutter zu, das ſind die Wiſſenſchaften! Felix verſtummte. „Das iſt erſtaunlich, das iſt unerhört! in dem zarten Alter!“ ſo rief der Herr von Brakel einmahl über das andere, die Frau von Brakel aber ſeufzete: o mein Herr Jemine! o was ſind das für Engel! o was ſoll denn aus unſern Kleinen werden, hier auf dem öden Lande. Als nun der Herr von Brakel in die Klagen der Mutter mit einſtimmte, tröſtete beide der Graf Cyprianus, indem er verſprach, binnen einiger Zeit ihnen einen gelehrten Mann zuzuſchicken, der ganz umſonſt den Unterricht der Kinder übernehmen werde. Unterdeſſen war die ſchöne Kutſche wieder vorgefahren. Der Jäger trat mit zwey großen Schachteln hinein, die nahmen Adelgunde und Herrmann und überreichten ſie der Chriſtlieb und dem Felix.

„Lieben Sie Spielſachen mon cher? hier habe ich Ihnen welche mitgebracht von der feinſten Sorte:“ ſo ſprach Herrmann ſich zierlich verbeugend. Felix hatte die Ohren hängen laſſen, er ward traurig, ſelbſt wußte er nicht warum. Er hielt die Schachtel gedankenlos in den Händen und murmelte, ich heiße nicht Mon ſchär ſondern Felix und auch nicht Sie ſondern du. — Der Chriſtlieb war auch das Weinen näher als das Lachen unerachtet aus der Schachtel, die ſie von Adelgunden erhalten, die ſüßeſten Düfte ſtrömten wie von allerley ſchönen Näſchereien. An der Thüre ſprang und bellte nach ſeiner Gewohnheit Sultan, Felixens getreuer Freund und Liebling, Herrmann entſetzte ſich aber ſo ſehr vor dem Hunde, daß er ſchnell zurücklief und laut zu weinen anfing. „Er thut dir ja nichts, ſprach Felix, er thut dir ja nichts, warum heulſt und ſchreiſt du ſo? es iſt ja nur ein Hund, und du haſt ja ſchon die ſchrecklichſten Thiere geſehn? Und wenn er auch auf dich zufahren wollte, du haſt ja einen Säbel?“ Felixens Zureden half gar nichts, Herrmann ſchrie immerfort, bis ihn der Jäger auf den Arm nehmen und in die Kutſche tragen mußte. Adelgunde plötzlich von dem Schmerz des Bruders ergriffen oder Gott weiß aus welcher andern Urſache, fing ebenfalls an heftig zu heulen, welches die arme Chriſtlieb ſo anregte, daß ſie auch zu ſchluchzen und zu weinen begann. Unter dieſem Geſchrei und Gejammer der drei Kinder fuhr der Graf Cyprianus von Brakel ab von Brakelheim, und ſo endete der vornehme Beſuch.

Die neuen Spielſachen.

So wie die Kutſche mit dem Grafen Cyprianus von Brakel und ſeiner Familie den Hügel herabgerollt war, warf

der Herr Thaddäus ſchnell den grünen Rock und die rothe Weſte ab, und als er eben ſo ſchnell die weite Tuchjacke angezogen und zwei bis dreimahl mit dem breiten Kamm die Haare durchfahren hatte, da holte er tief Athem, dehnte ſich und rief: „Gott ſey gedankt!“ Auch die Kinder zogen ſchnell ihre Sonntagsröckchen aus und fühlten ſich froh und leicht. „In den Wald, in den Wald!“ rief Felix, indem er ſeine höchſten Luftſprünge verſuchte. „Wollt ihr denn nicht erſt ſehen was euch Herrmann und Adelgunde mitgebracht haben?“ So ſprach die Mutter und Chriſtlieb, die ſchon während des Ausziehens die Schachteln mit neugierigen Augen betrachtet hatte, meinte, daß das wohl erſt geſchehen könne, nachher ſey es ja wohl noch Zeit genug in den Wald zu laufen. Felix war ſehr ſchwer zu überreden. Er ſprach: was kann uns denn der alberne pumphoſigte Junge mit ſammt ſeiner bebänderten Schweſter großes mitgebracht haben? Was die Wiſſenſchaften betrifft, I nun die plappert er gut genug weg, aber erſt ſchwatzt er von Löw' und Bär und weiß wie man die Elephanten fängt und dann fürchtet er ſich vor meinem Sultan, hat einen Säbel an der Seite und heult und ſchreit und kriecht unter den Tiſch. Das mag mir ein ſchöner Jäger ſeyn! „Ach lieber guter Felix, laß uns doch nur ein ganzes kleines bischen die Schachteln öffnen!“ So bat Chriſtlieb, und da ihr Felix alles nur mögliche zu Gefallen that, ſo gab er das in den Wald laufen vor der Hand auf und ſetzte ſich mit Chriſtlieb geduldig an den Tiſch auf dem die Schachteln ſtanden. Sie wurden von der Mutter geöffnet, aber da — Nun, o meine vielgeliebten Leſer! Euch allen iſt es gewiß ſchon ſo gut geworden zur Zeit des fröhlichen Jahrmarkts oder doch gewiß zu Weihnachten von den Aeltern oder andern lieben Freunden

mit allerlei ſchmucken Sachen reichlich beſchenkt zu werden. Denkt Euch, wie ihr vor Freude jauchztet, als blanke Soldaten, Männchen mit Drehorgeln, ſchön geputzte Puppen, zierliche Geräthſchaften, herrliche bunte Bilderbücher u. a. m. um euch lagen und ſtanden! Solche große Freude wie ihr damals, hatten jetzt Felix und Chriſtlieb, denn eine ganz reiche Beſcheerung der niedlichſten glänzendſten Sachen ging aus den Schachteln hervor, und dabey gab es noch allerlei Naſchwerk, ſo daß die Kinder einmahl über das andere die Hände zuſammenſchlugen und ausriefen: Ey wie ſchön iſt das! Nur eine Tüte mit Bonbons legte Felix mit Verachtung bey Seite, und als Chriſtlieb bat den gläſernen Zucker doch wenigſtens nicht zum Fenſter heraus zu werfen, wie er es eben thun wollte, ließ er zwar davon ab, öffnete aber die Tüte und warf einige Bonbons dem Sultan hin, der indeſſen hineingeſchwänzelt war. Sultan roch daran und wandte dann unmuthig die Schnauze weg. „Siehſt du wohl Chriſtlieb, rief Felix nun triumphirend, ſiehſt du wohl, nicht einmahl Sultan mag das garſtige Zeug freſſen.“ Uebrigens machte dem Felix von den Spielſachen nichts mehr Freude als ein ſtattlicher Jägersmann, der, wenn man ein kleines Fädchen das hinten unter ſeiner Jacke hervorragte, anzog, die Büchſe anlegte und in ein Ziel ſchoß, das drei Spannen weit vor ihm angebracht war. Nächſtdem ſchenkte er ſeine Liebe einem kleinen Männchen, das Complimente zu machen verſtand und auf einer Harfe quinkelirte wenn man an einer Schraube drehte; vor allen Dingen gefiel ihm aber eine Flinte und ein Hirſchfänger, beides von Holz und überſilbert, ſo wie eine ſtattliche Huſaren-Mütze und eine Patrontaſche. Chriſtlieb hatte große Freude an einer ſehr ſchön geputzten Puppe und einem ſaubern vollſtändigen Haus-

rath. Die Kinder vergaßen Wald und Flur und ergötzten ſich an den Spielſachen bis in den ſpäten Abend hinein. Dann gingen ſie zu Bette.

Was ſich mit den neuen Spielſachen im Walde zutrug.

Tages darauf fingen die Kinder es wieder da an, wo ſie es Abends vorher gelaſſen hatten: das heißt, ſie holten die Schachteln herbei, kramten ihre Spielſachen aus und ergözten ſich daran auf mancherlei Weiſe. Eben ſo wie geſtern ſchien die Sonne hell und freundlich in die Fenſter hinein, wisperten und liſpelten die vom ſauſenden Morgenwind begrüßten Birken, jubilirten Zeiſig, Fink und Nachtigall in den ſchönſten luſtigſten Liedlein. Da wurd' es dem Felix bei ſeinem Jäger, ſeinem kleinen Männchen, ſeiner Flinte und Patrontaſche ganz enge und wehmüthig ums Herz. „Ach, rief er auf einmal, ach draußen iſt's doch ſchöner, komm Chriſtlieb! laß uns in den Wald laufen!“ Chriſtlieb hatte eben die große Puppe ausgezogen und war im Begriff ſie wieder anzukleiden, welches ihr viel Vergnügen machte, deshalb wollte ſie nicht heraus, ſondern bat: Lieber Felix, wollen wir denn nicht noch hier ein bischen ſpielen? Weißt du was, Chriſtlieb, ſprach Felix, wir nehmen das beſte von unſern Spielſachen mit hinaus. Ich ſchnalle meinen Hirſchfänger um, und hänge das Gewehr über die Schulter, da ſeh' ich aus wie ein Jäger. Der kleine Jäger und Harfenmännlein können mich begleiten, du Chriſtlieb kannſt deine große Puppe und das beſte von deinen Geräthſchaften mitnehmen. Komm nur, komm! Chriſtlieb zog hurtig die Puppe vollends an und nun liefen beide Kinder mit ihren

Spielſachen hinaus in den Wald, wo ſie ſich auf einem ſchönen grünen Plätzchen lagerten. Sie hatten eine Weile geſpielt und Felix ließ eben das Harfenmännlein ſein Stückchen orgeln, als Chriſtlieb anfing: Weißt du wohl, lieber Felix, daß dein Harfenmann gar nicht hübſch ſpielt? Hör nur, wie das hier im Walde häßlich klingt, das ewige Ting-Ting-Ping-Ping, die Vögel kucken ſo neugierig aus den Büſchen, ich glaube, ſie halten ſich ordentlich auf über den albernen Muſikanten, der hier zu ihrem Geſange ſpielen will. Felix drehte ſtärker und ſtärker an der Schraube und rief endlich: du haſt Recht, Chriſtlieb! es klingt abſcheulich, was der kleine Kerl ſpielt, was können mir ſeine Dienerchen helfen — ich ſchäme mich ordentlich vor dem Finken dort drüben, der mich mit ſolch ſchlauen Augen anblinzelt. — Aber der Kerl ſoll beſſer ſpielen — ſoll beſſer ſpielen! — Und damit drehte Felix ſo ſtark an der Schraube, daß Krack-krack — der ganze Kaſten in tauſend Stücke zerbrach auf dem das Harfenmännlein ſtand und ſeine Arme zerbröckelt herabfielen. „Oh — Oh!“ rief Felix; „Ach das Harfenmännlein!“ rief Chriſtlieb. Felix beſchaute einen Augenblick das zerbrochene Spielwerk, ſprach dann: „Es war ein dummer alberner Kerl, der ſchlechtes Zeug aufſpielte und Geſichter und Diener machte, wie Vetter Pumphoſe“ und warf den Harfenmann weit fort in das tiefſte Gebüſch. „Da lob' ich mir meinen Jägersmann,“ ſprach er weiter, „der ſchießt einmal über das andere ins Ziel.“ Nun ließ Felix den kleinen Jäger tüchtig exerziren. Als das eine Weile gedauert, fing Felix an: „Dumm iſt's doch, daß der kleine Kerl immer nur nach dem Ziele ſchießt, welches, wie Papa ſagt, gar keine Sache für einen Jägersmann iſt. Der muß im Walde ſchießen nach Hirſchen — Rehen — Haaſen — und ſie treffen im vollen

Lauf. — Der Kerl soll nicht mehr nach dem Ziele schießen.“ Damit brach Felix die Zielscheibe los, die vor dem Jäger angebracht war. „Nun schieß' ins Freie,“ rief er, aber er mochte an dem Fädchen ziehn, so viel als er wollte, schlaff hingen die Arme des kleinen Jägers herab. Er legte nicht mehr die Büchse an, er schoß nicht mehr los. „Ha ha, rief Felix, nach dem Ziel, in der Stube, da konntest du schießen, aber im Walde, wo des Jägers Heimath ist, da gehts nicht. Fürchtest dich auch wohl vor Hunden und würdest, wenn einer käme, davon laufen mit sammt deiner Büchse, wie Vetter Pumphose mit seinem Säbel! — Ey du einfältiger nichtsnutziger Bursche,“ damit schleuderte Felix den Jäger dem Harfenmännlein nach ins tiefe Gebüsch. „Komm! laß uns ein wenig laufen,“ sprach er dann zu Christlieb. „Ach ja lieber Felix, erwiederte diese, meine hübsche Puppe soll mit laufen, das wird ein Spaß seyn.“ Nun faßte jeder, Felix und Christlieb, die Puppe an einem Arm, und so gings fort in vollem Laufe durch Gebüsch den Hügel herab, und fort und fort bis an den mit hohem Schilf umkränzten Teich, der noch zu dem Besitzthum des Herrn Thaddäus von Brakel gehörte und wo er zuweilen wilde Enten zu schießen pflegte. Hier standen die Kinder still und Felix sprach: Laß uns ein wenig passen, ich habe ja nun eine Flinte, wer weiß ob ich nicht im Röhricht eine Ente schießen kann, so gut wie der Vater. In dem Augenblick schrie aber Christlieb laut auf: Ach meine Puppe, was ist aus meiner schönen Puppe geworden! Freilich sah das arme Ding ganz miserabel aus. Weder Christlieb noch Felix hatten im Laufen die Puppe beachtet und so war es gekommen, daß sie sich an dem Gestripp die Kleider ganz und gar zerrissen, ja beide Beinchen gebrochen hatte. Von dem hübschen Wachsgesichtchen war auch beinahe keine

Spur, ſo zerfezt und häßlich ſah es aus. Ach meine Puppe, meine ſchöne Puppe! klagte Chriſtlieb. „Da ſiehſt du nun, ſprach Felix, was für dumme Dinger uns die fremden Kinder mitgebracht haben. Das iſt ja eine ungeſchickte einfältige Trine, deine Puppe, die nicht einmahl mit uns laufen kann, ohne ſich gleich Alles zu zerreißen und zu zerfetzen — gieb ſie nur her.“ Chriſtlieb reichte die verunſtaltete Puppe traurig dem Bruder hin und konnte ſich eines lauten Schreies: Ach Ach! nicht enthalten, als der ſie ohne Weiteres fortſchleuderte in den Teich. „Gräme dich nur nicht, tröſtete Felix die Schweſter, gräme dich nur ja nicht um das alberne Ding, ſchieße ich eine Ente, ſo ſollſt du die ſchönſten Federn bekommen die ſich nur in den bunten Flügeln finden wollen.“ Es rauſchte im Röhricht, da legte ſtracks Felix ſeine hölzerne Flinte an, ſezte ſie aber in demſelben Augenblick wieder ab, und ſchaute nachdenklich vor ſich hin. „Bin ich nicht auch ſelbſt ein thörichter Junge, fing er dann leiſe an, gehört denn nicht zum Schießen Pulver und Bley und habe ich denn beides? — Kann ich denn auch wohl Pulver in eine hölzerne Flinte laden? — Wozu iſt überhaupt das dumme hölzerne Ding? — Und der Hirſchfänger? — Auch von Holz! — der ſchneidet und ſticht nicht — des Vetters Säbel war gewiß auch von Holz, deshalb mochte er ihn nicht ausziehn als er ſich vor dem Sultan fürchtete. Ich merke ſchon, Vetter Pumphoſe hat mich nur zum Beſten gehabt mit ſeinen Spielſachen die was vorſtellen wollen und nichtsnüzziges Zeug ſind.“ Damit ſchleuderte Felix Flinte, Hirſchfänger und zulezt noch die Patrontaſche in den Teich. Chriſtlieb war doch betrübt über den Verluſt der Puppe, und auch Felix konnte ſich des Unmuths nicht erwehren. So ſchlichen ſie nach Hauſe, und als die Mutter frug: Kinder wo habt ihr

Eure Spielſachen, erzählte Felix ganz treuherzig, wie ſchlimm er mit dem Jäger, mit dem Harfenmäunlein, mit Flinte, Hirſchfänger und Patrontaſche, wie ſchlimm Chriſtlieb mit der Puppe angeführt worden. „Ach, rief die Frau von Brakel halb erzürnt, ihr einfältigen Kinder, ihr wißt nur nicht mit den ſchönen zierlichen Sachen umzugehen.“ Der Herr Thaddäus von Brakel, der Felirens Erzählung mit ſichtbarem Wohlgefallen angehört hatte, ſprach aber: Laſſe die Kinder nur gewähren, im Grunde genommen iſts mir recht lieb, daß ſie die fremdartigen Spielſachen die ſie nur verwirrten und beängſteten, los ſind. Weder die Frau von Brakel noch die Kinder wußten, was der Herr von Brakel mit dieſen Worten eigentlich ſagen wollte.

Das fremde Kind.

Felix und Chriſtlieb waren in aller Frühe nach dem Walde gelaufen. Die Mutter hatte es ihnen eingeſchärft ja recht bald wiederzukommen, weil ſie nun viel mehr in der Stube ſitzen, und viel mehr ſchreiben und leſen müßten als ſonſt, damit ſie ſich nicht gar zu ſehr zu ſchämen brauchten vor dem Hofmeiſter der nun nächſtens kommen werde, deshalb ſprach Felix: Laß uns nun das Stündchen über, das wir draußen bleiben dürfen, recht tüchtig ſpringen und laufen! Sie begannen auch gleich ſich als Hund und Häschen herumzujagen, aber ſo wie dieſes Spiel, erregten auch alle übrigen Spiele die ſie anfingen nach wenigen Sekunden ihnen nur Ueberdruß und Langeweile. Sie wußten ſelbſt gar nicht wie es denn nur kam, daß ihnen gerade heute tauſend ärgerliches Zeug geſchehen mußte. Bald flatterte Felixens Mütze vom Winde getrieben ins Gebüſch, bald ſtrauchelte er und fiel auf die Naſe im beſten Rennen, bald blieb

Christlieb mit den Kleidern hängen am Dornstrauch oder stieß sich den Fuß am spitzen Stein, daß sie laut aufschreien mußte. Sie gaben bald alles Spielen auf, und schlichen mißmüthig durch den Wald. „Wir wollen nur in die Stube kriechen," sprach Felix, warf sich aber, statt weiter zu gehen, in den Schatten eines schönen Baums. Christlieb folgte seinem Beispiel. Da saßen die Kinder nun voller Unmuth und starrten stumm in den Boden hinein. „Ach, seufzete Christlieb endlich leise, ach hätten wir doch noch die schönen Spielsachen!" — Die würden, murrte Felix, die würden uns gar nichts nützen, wir müßten sie doch nur wieder zerbrechen und verderben. Höre Christlieb! — die Mutter hat doch wohl recht — die Spielsachen waren gut, aber wir wußten nur nicht damit umzugehen, und das kommt daher weil uns die Wissenschaften fehlen. „Ach lieber Felix, rief Christlieb, du hast recht, könnten wir die Wissenschaften so hübsch auswendig, wie der blanke Vetter und die geputzte Muhme, ach da hätteſt du noch deinen Jäger, dein Harfenmännlein, da läg' meine schöne Puppe nicht im Ententeich! — wir ungeschickten Dinger — ach wir haben keine Wissenschaften!" und damit fing Christlieb an jämmerlich zu schluchzen und zu weinen und Felix stimmte mit ein und beide Kinder heulten und jammerten daß es im Walde wiedertönte, wir armen Kinder wir haben keine Wissenschaften! Doch plötzlich hielten sie inne und fragten voll Erstaunen: Siehst du's Christlieb? — Hörst du's Felix? — Aus dem tiefsten Schatten des dunkeln Gebüsches, das den Kindern gegenüber lag, blickte ein wundersamer Schein, der wie sanfter Mondesstrahl über die vor Wonne zitternden Blätter gaukelte und durch das Säuseln des Waldes ging ein süßes Getön, wie wenn der Wind über Harfen hinstreift und im Liebkosen die

ſchlummernden Akorde weckt. Den Kindern wurde ganz ſeltſam zu Muthe, aller Gram war von ihnen gewichen, aber die Thränen ſtanden ihnen in den Augen vor ſüßem nie gekanntem Weh. So wie lichter und lichter der Schein durch das Gebüſch ſtrahlte, ſo wie lauter und lauter die wundervollen Töne erklangen, klopfte den Kindern höher das Herz, ſie ſtarrten hinein in den Glanz und ach! ſie gewahrten daß es das von der Sonne hell erleuchtete holde Antlitz des lieblichſten Kindes war, welches ihnen aus dem Gebüſch zulächelte und zuwinkte. „O komm doch nur zu uns — komm doch nur zu uns, du liebes Kind!“ ſo riefen beide, Chriſtlieb und Felix, indem ſie aufſprangen und voll unbeſchreiblicher Sehnſucht die Hände nach der holden Geſtalt ausſtreckten. „Ich komme — ich komme,“ rief es mit ſüßer Stimme aus dem Gebüſch und leicht wie vom ſäuſelnden Morgenwinde getragen ſchwebte das fremde Kind herüber zu Felix und Chriſtlieb.

Wie das fremde Kind mit Felix und Chriſtlieb ſpielte.

„Ich hab' Euch wohl aus der Ferne weinen und klagen gehört, ſprach das fremde Kind, und da hat es mir recht Leid um Euch gethan, was fehlt Euch denn liebe Kinder?“ Ach wir wußten es ſelbſt nicht recht, erwiederte Felix, aber nun iſt es mir ſo, als wenn nur Du uns gefehlt hätteſt. — Das iſt wahr, fiel Chriſtlieb ein, nun du bey uns biſt, ſind wir wieder froh! warum biſt du aber auch ſo lange ausgeblieben? — Beiden Kindern war es in der That ſo, als ob ſie ſchon lange das fremde Kind gekannt und mit ihm geſpielt hätten, und als ob ihr Unmuth nur daher gerührt hätte, daß der liebe

Spielkamerad ſich nicht mehr blicken laſſen. „Spielſachen, ſprach Felix weiter, haben wir nun freilich gar nicht, denn ich einfältiger Junge habe geſtern die ſchönſten, die Vetter Pumphoſe mir geſchenkt hatte, ſchändlich verdorben und weggeſchmiſſen, aber ſpielen wollen wir doch wohl.“ Ey Felix ſprach das fremde Kind, indem es laut auflachte, ey wie magſt du nur ſo ſprechen. Das Zeug das du weggeworfen haſt, das hat gewiß nicht viel getaugt, du ſo wie Chriſtlieb, ihr ſeid ja beide ganz umgeben von dem herrlichſten Spielzeuge, das man nur ſehen kann. Wo denn? — Wo denn? — riefen Chriſtlieb und Felix — Schaut doch um euch, ſprach das fremde Kind. — Und Felix und Chriſtlieb gewahrten, wie aus dem dicken Graſe, aus dem wolligen Mooſe allerley herrliche Blumen wie mit glänzenden Augen hervorguckten, und dazwiſchen funkelten bunte Steine und kryſtallne Muſcheln, und goldene Käferchen tanzten auf und nieder und ſummten leiſe Liedchen. — Nun wollen wir einen Pallaſt bauen, helft mir hübſch die Steine zuſammentragen! ſo rief das fremde Kind indem es zur Erde gebückt bunte Steine aufzuleſen begann. Chriſtlieb und Felix halfen, und das fremde Kind wußte ſo geſchickt die Steine zu fügen, daß ſich bald hohe Säulen erhoben, die in der Sonne funkelten wie polirtes Metall, und darüber wölbte ſich ein luftiges goldenes Dach. — Nun küßte das fremde Kind die Blumen die aus dem Boden hervorguckten, da rankten ſie im ſüßen Geliſpel in die Höhe und ſich in holder Liebe verſchlingend bildeten ſie duftende Bogengänge in denen die Kinder voll Wonne und Entzücken umherſprangen. Das fremde Kind klatſchte in die Hände, da ſumſte das goldene Dach des Pallaſtes — Goldkäferchen hatten es mit ihren Flügeldecken gewölbt — auseinander und die Säulen zerfloſſen zum rieſelnden Silberbach,

an deſſen Ufer ſich die bunten Blumen lagerten und bald neugierig in ſeine Wellen kuckten, bald ihre Häupter hin und her wiegend auf ſein kindiſches Plaudern horchten. Nun pflückte das fremde Kind Grashalme, und brach kleine Aeſtchen von den Bäumen die es hinſtreute vor Felix und Chriſtlieb. Aber aus den Grashalmen wurden bald die ſchönſten Puppen, die man nur ſehen konnte und aus den Aeſtchen kleine allerliebſte Jäger. Die Puppen tanzten um Chriſtlieb herum und ließen ſich von ihr auf den Schooß nehmen und lispelten mit feinen Stimmchen: ſey uns gut, ſey uns gut, liebe Chriſtlieb. Die Jäger tummelten ſich und klirrten mit den Büchſen und bliesen auf ihren Hörnern und riefen: Halloh! — Halloh! zur Jagd zur Jagd! — Da ſprangen Häschen aus den Büſchen und Hunde ihnen nach, und die Jäger knallten hinterdrein! — Das war eine Luſt — Alles verlor ſich wieder, Chriſtlieb und Felix riefen: wo ſind die Puppen, wo ſind die Jäger. Das fremde Kind ſprach, o! die ſtehen euch Alle zu Gebote, die ſind jeden Augenblick bei Euch wenn ihr nur wollt, aber möchtet ihr nicht lieber jetzt ein bischen durch den Wald laufen? — Ach ja, Ach ja! riefen beide, Felix und Chriſtlieb. Da faßte das fremde Kind ſie bei den Händen und rief: Kommt, kommt! und damit ging es fort. Aber das war ja gar kein Laufen zu nennen! — Nein! Die Kinder ſchwebten im leichten Fluge durch Wald und Flur und die bunten Vögel flatterten laut ſingend und jubilirend um ſie her. Mit einem mahl ging es hoch — hoch in die Lüfte. „Guten Morgen Kinder! Guten Morgen Gevatter Felix!“ rief der Storch im Vorbeiſtreifen! „Thut mir nichts, thut mir nichts — ich freß' Euer Täublein nicht!“ kreiſchte der Geyer, ſich in banger Scheu vor den Kindern durch die Lüfte ſchwingend — Felix jauchzte laut, aber der Chriſtlieb

wurde bange. „Mir vergeht der Athem — ach ich falle wohl!“ ſo rief ſie und in demſelben Augenblick ließ ſich das fremde Kind mit den Geſpielen nieder, und ſprach: nun ſinge ich Euch das Waldlied zum Abſchiede für heute, morgen komm ich wieder. Nun nahm das Kind ein kleines Waldhorn hervor, deſſen goldne Windungen beinahe anzuſehen waren, wie leuchtende Blumenkränze und begann darauf ſo herrlich zu blaſen, daß der ganze Wald wunderſam von den lieblichen Tönen wiederhallte, und dazu ſangen die Nachtigallen, die wie auf des Waldhorns Ruf herbeiflatterten und ſich dicht neben dem Kinde in die Zweige ſetzten, ihre herrlichſten Lieder. Aber plötzlich verhallten die Töne mehr und mehr und nur ein leiſes Säuſeln quoll aus den Gebüſchen, in die das fremde Kind hingeſchwunden. „Morgen — morgen kehr' ich wieder!“ ſo rief es aus weiter Ferne den Kindern zu, die nicht wußten wie ihnen geſchehen, denn ſolch innere Luſt hatten ſie nie empfunden. Ach wenn es doch nur ſchon wieder morgen wäre, ſo ſprachen beide, Felix und Chriſtlieb, indem ſie voller Haſt zu Hauſe liefen um den Eltern zu erzählen, was ſich im Walde begeben.

Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde ſagten, und was ſich weiter mit demſelben begab.

„Beinahe möchte ich glauben, daß den Kindern das alles nur geträumt hat!“ So ſprach der Herr Thaddäus von Brakel zu ſeiner Gemahlin, als Felix und Chriſtlieb ganz erfüllt von dem fremdem Kinde nicht aufhören konnten, ſein holdes Weſen, ſeinen anmuthigen Geſang, ſeine wunderbaren Spiele zu preiſen. „Denk ich aber wieder daran, fuhr Herr von

Brakel fort, daß beide doch nicht auf einmahl und auf gleiche Weiſe geträumt haben können, ſo weiß ich am Ende ſelbſt nicht, was ich von dem Allen denken ſoll." „Zerbrich dir den Kopf nicht, o mein Gemahl! erwiederte die Frau von Brakel, ich wette, das fremde Kind iſt niemand anders als Schulmeiſters Gottlieb aus dem benachbarten Dorfe. Der iſt herübergelaufen und hat den Kindern allerlei tolles Zeug in den Kopf geſetzt, aber das ſoll er künftig bleiben laſſen." Herr von Brakel war gar nicht der Meinung ſeiner Gemahlin, um indeſſen mehr hinter die eigentliche Bewandtniß der Sache zu kommen, wurden Felix und Chriſtlieb herbeigerufen und aufgefordert genau anzugeben, wie das Kind ausgeſehen habe und wie es gekleidet geweſen ſey. Rückſichts des Ausſehens ſtimmten beide überein, daß das Kind ein lilienweißes Geſicht, roſenrothe Wangen, kirſchrothe Lippen, blauglänzende Augen und goldgelocktes Haar habe, und ſo ſchön ſey, wie ſie es gar nicht ausſprechen könnten; in Anſehung der Kleider wußten ſie aber nur ſo viel, daß das Kind ganz gewiß nicht eine blaugeſtreifte Jacke, eben ſolche Hoſen und eine ſchwarz lederne Mütze trage, wie Schulmeiſters Gottlieb. Dagegen klang alles, was ſie über den Anzug des Kindes ungefähr zu ſagen vermochten, ganz fabelhaft und unklug. Chriſtlieb behauptete nämlich, das Kind trage ein wunderſchönes leichtes glänzendes Kleidchen von Roſenblättern; Felix meinte dagegen, das Kleid des Kindes funkle in hellem goldenen Grün wie Frühlingslaub im Sonnenſchein. Daß das Kind, fuhr Felix weiter fort, irgend einem Schulmeiſter angehören könne, daran ſey gar nicht zu denken, denn zu gut verſtehe ſich der Knabe auf die Jägerei, ſtamme gewiß aus der Heimath aller Wald- und Jagdluſt und werde der tüchtigſte Jägersmann werden, den es wohl gebe.

„Ey Felix, unterbrach ihn Chriſtlieb, wie kannſt du nur ſagen, daß das kleine liebe Mädchen ein Jägersmann werden ſoll. Auf das Jagen mag ſie ſich auch wohl verſtehen, aber gewiß noch viel beſſer auf die Wirthſchaft im Hauſe, ſonſt hätte ſie mir nicht ſo hübſch die Puppen angekleidet und ſo ſchöne Schüſſeln bereitet!“ So hielt Felix das fremde Kind für einen Knaben, Chriſtlieb behauptete dagegen es ſey ein Mädchen und beide konnten darüber nicht einig werden. — Die Frau von Brakel ſagte, es lohnt gar nicht, daß man ſich mit den Kindern auf ſolche Narrheiten einläßt, der Herr von Brakel meinte dagegen: „ich dürfte ja nur den Kindern nachgehen in den Wald und erlauſchen, was denn das für ein ſeltſames Wunderkind iſt, das mit ihnen ſpielt, aber es iſt mir ſo, als könnte ich den Kindern dadurch eine große Freude verderben und deshalb will ich es nicht thun.“ Andern Tages, als Felix und Chriſtlieb zu gewöhnlicher Zeit in den Wald liefen, wartete das fremde Kind ſchon auf ſie, und wußte es geſtern herrliche Spiele zu beginnen, ſo ſchuf es vollends heute die anmuthigſten Wunder, ſo daß Felix und Chriſtlieb einmal über das andere vor Freude und Entzücken laut aufjauchzten. Luſtig und ſehr hübſch zugleich war es, daß das fremde Kind während des Spielens ſo zierlich und geſcheut mit den Bäumen, Gebüſchen, Blumen, mit dem Waldbach zu ſprechen wußte. Alle antworteten auch ſo vernehmlich, daß Felix und Chriſtlieb alles verſtanden. Das fremde Kind rief ins Erlengebüſch hinein: Ihr ſchwatzhaftes Volk, was flüſtert und wiſpert ihr wieder untereinander? Da ſchüttelten ſtärker ſich die Zweige und lachten und liſpelten: Ha — ha ha — wir freuen uns über die artigen Dinge, die uns Freund Morgenwind heute zugeraunt hat, als er von den blauen Bergen vor den Sonnenſtrahlen daher-

rauſchte. Er brachte uns tauſend Grüße und Küſſe von der goldnen Königin und einige tüchtige Flügelſchläge voll der ſüßeſten Düfte. „O ſchweigt doch, ſo unterbrachen die Blumen das Geſchwätz der Büſche, o ſchweigt doch von dem Flatterhaften der mit den Düften prahlt, die ſeine falſchen Liebkoſungen uns entlocken. Laßt die Gebüſche liſpeln und ſäuſeln, ihr Kinder, aber ſchaut uns an, horcht auf uns, wir lieben Euch gar zu ſehr und putzen uns heraus, mit den ſchönſten glänzendſten Farben Tag für Tag nur damit wir Euch recht gefallen.“ — Und lieben wir Euch denn nicht auch, ihr holden Blumen? So ſprach das fremde Kind, aber Chriſtlieb kniete zur Erde nieder und ſtreckte beide Aerme weit aus, als wollte ſie all' die herrlichen Blumen, die um ſie her ſproßten, umarmen, indem ſie rief: Ach ich lieb' Euch ja allzumal! — Felix ſprach: auch mir gefallt ihr wohl, in Euren glänzenden Kleidern, ihr Blumen, aber doch halt' ich es mit dem Grün, mit den Büſchen, mit den Bäumen, mit dem Walde, er muß Euch doch ſchützen und ſchirmen, ihr kleinen bunten Kindlein! Da ſauſte es in den hohen ſchwarzen Tannen: „Das iſt ein wahres Wort, du tüchtiger Junge, und du mußt dich nicht vor uns fürchten, wenn der Gevatter Sturm daher gezogen kommt und wir ein bischen ungeſtüm mit dem groben Kerl zanken.“ „Ey, rief Felix, knarrt und ſtöhnt und ſauſet nur recht wacker, ihr grünen Rieſen, dann geht ja dem tüchtigen Jägersmann erſt das Herz recht auf.“ Da haſt du ganz Recht, ſo rauſchte und plätſcherte der Waldbach, da haſt du ganz Recht, aber wozu immer jagen, immer rennen im Sturm und im wilden Gebraus! — Kommt! ſezt euch fein ins Moos und hört mir zu. Von fernen feruen Landen aus tiefem Schacht komm ich her — ich will euch ſchöne Mährchen erzählen und immer was

Neues, Well' auf Welle und immerfort und fort. Und die ſchönſten Bilder zeig' ich Euch, ſchaut mir nur recht ins blanke Spiegelantlitz — duftiges Himmelblau — goldenes Gewölk — Buſch und Blum und Wald — Euch ſelbſt, ihr holden Kinder zieh ich liebend hinein tief in meinen Buſen! — „Felix, Chriſtlieb, ſo ſprach das fremde Kind, indem es mit wunderſamer Holdſeeligkeit um ſich blickte, Felix, Chriſtlieb, o hört doch nur, wie alles uns liebt. Aber ſchon ſteigt das Abendroth auf hinter den Bergen und Nachtigall ruft mich nach Hauſe.“ „O laß uns noch ein bischen fliegen,“ bat Felix. „Aber nur nicht ſo ſehr hoch, da ſchwindelts mir gar zu ſehr,“ ſprach Chriſtlieb. Da faßte wie geſtern das fremde Kind beide, Felix und Chriſtlieb, bei den Händen und nun ſchwebten ſie auf im goldenen Purpur des Abendroths und das luſtige Volk der bunten Vögel ſchwärmte und lärmte um ſie her — das war ein Jauchzen und Jubeln! — In den glänzenden Wolken, wie in wogenden Flammen erblickte Felix die herrlichſten Schlöſſer von lauter Rubinen und andern funkelnden Edelſteinen: Schau o ſchau doch Chriſtlieb, rief er voll Entzücken, das ſind prächtige, prächtige Häuſer, nur tapfer laß uns fliegen, wir kommen gewiß hin. Chriſtlieb gewahrte auch die Schlöſſer und vergaß alle Furcht, indem ſie nicht mehr hinab, ſondern unverwandt in die Ferne blickte. „Das ſind meine lieben Luftſchlöſſer, ſprach das fremde Kind, aber hinkommen wir heute wohl nicht mehr!“ — Felix und Chriſtlieb waren wie im Traume und wußten ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſie unverſehens ſich zu Hauſe bei Vater und Mutter befanden.

Von der Heimath des fremden Kindes.

Das fremde Kind hatte auf dem anmuthigſten Platz im Walde zwiſchen ſäuſelndem Gebüſch, dem Bach unfern, ein überaus herrliches Gezelt von hohen ſchlanken Lilien, glühenden Roſen und bunten Tulipanen erbaut. Unter dieſem Gezelt ſaßen mit dem fremden Kinde Felix und Chriſtlieb und horchten darauf, was der Waldbach allerlei ſeltſames Zeug durcheinander plauderte. „Recht verſtehe ich doch nicht, fing Felix an, was der dort unten erzählt und es iſt mir ſo, als wenn du ſelbſt, mein lieber lieber Junge alles, was er nur ſo unverſtändlich murmelt, recht hübſch mir ſagen könnteſt. Ueberhaupt möcht' ich dich doch wohl fragen, wo du denn herkommſt und wo du immer ſo ſchnell hinverſchwindeſt, daß wir ſelbſt niemals wiſſen wie das geſchieht?" — „Weißt du wohl, liebes Mädchen, fiel Chriſtlieb ein, daß Mutter glaubt, du ſeyſt Schulmeiſters Gottlieb?" „Schweig doch nur dummes Ding, rief Felix, Mutter hat den lieben Knaben niemals geſehen, ſonſt würde ſie gar nicht von Schulmeiſters Gottlieb geſprochen haben. — Aber nun ſage mir geſchwind, du lieber Junge, wo du wohnſt, damit wir zu dir ins Haus kommen können, zur Winterszeit, wenn es ſtürmt und ſchneit und im Walde nicht Steg nicht Weg zu finden iſt." „Ach ja! ſprach Chriſtlieb, nun mußt du uns fein ſagen, wo du zu Hauſe biſt, wer deine Aeltern ſind und hauptſächlich wie du denn eigentlich heißeſt." Das fremde Kind ſah ſehr ernſt, beinahe traurig vor ſich hin und ſeufzte recht aus tiefer Bruſt. Dann, nachdem es einige Augenblicke geſchwiegen, fing es an: Ach lieben Kinder, warum fragt ihr nach meiner Heimath? Iſt es denn nicht genug, daß

ich tagtäglich zu Euch komme und mit Euch ſpiele? — Ich könnte Euch ſagen, daß ich dort hinter den blauen Bergen, die wie krauſes, zackiges Nebelgewölk anzuſehen ſind, zu Hauſe bin, aber wenn ihr Tagelang und immer fort und fort laufen wolltet, bis ihr auf den Bergen ſtündet, ſo würdet ihr wieder eben ſo fern ein neues Gebürge ſchauen, hinter dem ihr meine Heimath ſuchen müßtet, und wenn ihr auch dieſes Gebürge erreicht hättet, würdet ihr wiederum ein neues erblicken, und ſo würde es Euch immer fort und fort gehen und ihr würdet niemals meine Heimath erreichen. „Ach, rief Chriſtlieb weinerlich aus, ach ſo wohnſt du wohl viele hundert hundert Meilen von uns und biſt nur zum Beſuch in unſerer Gegend?“ Sieh nur, liebe Chriſtlieb! fuhr das fremde Kind fort, wenn du dich recht herzlich nach mir ſehnſt, ſo bin ich gleich bei dir und bringe dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimath mit, und iſt denn das nicht eben ſo gut als ob wir in meiner Heimath ſelbſt zuſammen ſäßen und mit einander ſpielten? Das nun wohl eben nicht, ſprach Felix, denn ich glaube, daß deine Heimath ein gar herrlicher Ort ſein muß, ganz voll von den herrlichen Dingen, die du uns mitbringſt. Du magſt mir nun die Reiſe dahin ſo ſchwürig vorſtellen wie du willſt, ſo wie ich es nur vermag, mache ich mich doch auf den Weg. So durch Wälder ſtreichen und auf ganz wilden verwachſenen Pfaden, Gebürge erklettern, durch Bäche waten, über ſchroffes Geſtein und dornigt Geſtrüpp, das iſt ſo recht Waidmanns Sache — ich werd's ſchon durchführen. Das wirſt du auch, rief das fremde Kind, indem es freudig lachte, und wenn du es dir ſo recht feſt vornimmſt, dann iſt es ſo gut als hätteſt du es ſchon wirklich ausgeführt. Das Land, in dem ich wohne iſt in der That ſo ſchön und herrlich, wie ich es gar nicht zu beſchreiben

vermag. Meine Mutter iſt es, die als Königin über dieſes Reich voller Glanz und Pracht herrſcht. — So biſt du ja ein Prinz, — So biſt du ja eine Prinzeſſin — riefen zu gleicher Zeit verwundert, ja beinahe erſchrocken, Felix und Chriſtlieb. „Allerdings," ſprach das fremde Kind. So wohnſt du wohl in einem ſchönen Pallaſt! fragte Felix weiter. Ja wohl, erwiederte das fremde Kind, noch viel ſchöner iſt der Pallaſt meiner Mutter, als die glänzenden Schlöſſer die du in den Wolken geſchaut haſt, denn ſeine ſchlanken Säulen aus purem Kryſtall erheben ſich hoch — hoch hinein in das Himmelsblau das auf ihnen ruht wie ein weites Gewölbe. Unter dem ſegelt glänzendes Gewölk mit goldnen Schwingen hin und her und das purpurne Morgen- und Abendroth ſteigt auf und nieder und in klingenden Kreiſen tanzen die funkelnden Sterne. — Ihr habt, meine lieben Geſpielen, ja wohl ſchon von Feen gehört, die, wie es ſonſt kein Menſch vermag, die herrlichſten Wunder hervorrufen können, und ihr werdet es auch wohl ſchon gemerkt haben, daß meine Mutter nichts anders iſt, als eine Fee. Ja! das iſt ſie wirklich und zwar die mächtigſte die es giebt. Alles was auf der Erde webt und lebt hält ſie mit treuer Liebe umfangen, doch zu ihrem innigen Schmerz wollen viele Menſchen gar nichts von ihr wiſſen. Vor allen liebt meine Mutter aber die Kinder und daher kommt es, daß die Feſte, die ſie in ihrem Reiche den Kindern bereitet, die ſchönſten und herrlichſten ſind. Da geſchieht es denn wohl, daß ſchmucke Geiſter aus dem Hofſtaate meiner Mutter keck ſich durch die Wolken ſchwingen und von einem Ende des Pallaſtes bis zum andern einen in den ſchönſten Farben ſchimmernden Regenbogen ſpannen. Unter dem bauen ſie den Thron meiner Mutter aus lauter Diamanten, die aber ſo anzuſehen ſind und ſo

herrlich duften wie Lilien, Nelken und Roſen. So wie meine Mutter den Thron beſteigt, rühren die Geiſter ihre goldnen Harfen, ihre kryſtallenen Zimbeln und dazu ſingen die Kammerſänger meiner Mutter mit ſolch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor ſüßer Luſt. Dieſe Sänger ſind aber ſchöne Vögel, größer noch als Adler, mit ganz purpurnem Gefieder, wie ihr ſie wohl noch nie geſehen habt. Aber ſo wie die Muſik losgegangen, wird alles im Pallaſt, im Walde, im Garten laut und lebendig. Viele tauſend blank gepuzte Kinder tummeln ſich im Jauchzen und Jubeln umher. Bald jagen ſie ſich durch's Gebüſch und werfen ſich neckend mit Blumen, bald klettern ſie auf ſchlanke Bäumchen und laſſen ſich vom Winde hin und her ſchaukeln, bald pflücken ſie goldglänzende Früchte, die ſo ſüß und herrlich ſchmecken wie ſonſt nichts auf der Erde, bald ſpielen ſie mit zahmen Rehen — mit andern ſchmucken Thieren, die ihnen aus dem Gebüſch entgegenſpringen; bald rennen ſie keck den Regenbogen auf und nieder oder beſteigen gar als kühne Reuter die ſchönen Gold-Faſanen, die ſich mit ihnen durch die glänzenden Wolken ſchwingen. „Ach das muß herrlich ſeyn, ach nimm uns mit in deine Heimath, wir wollen immer dort bleiben!" — So riefen Felix und Chriſtlieb voll Entzücken, das fremde Kind ſprach aber: Mitnehmen nach meiner Heimath kann ich Euch in der That nicht, es iſt zu weit, ihr müßtet ſo gut und unermüdlich fliegen können wie ich ſelbſt. Felix und Chriſtlieb wurden ganz traurig und blickten ſchweigend zur Erde nieder.

Von dem böſen Miniſter am Hofe der Feen-Königin.

Ueberhaupt, fuhr das fremde Kind fort, überhaupt möchtet ihr Euch in meiner Heimath vielleicht gar nicht ſo gut befinden, als ihr es Euch nach meiner Erzählung vorſtellt. Ja der Aufenthalt könnte euch ſogar verderblich ſeyn. Manche Kinder vermögen nicht den Geſang der purpurrothen Vögel, ſo herrlich er auch iſt, zu ertragen, ſo daß er ihnen das Herz zerreißt, und ſie augenblicklich ſterben müſſen. Andere, die gar zu keck auf den Regenbogen rennen, gleiten aus und ſtürzen herab, und manche ſind ſogar albern genug im beſten Fliegen dem Goldfaſan der ſie trägt weh zu thun. Das nimmt denn der ſonſt friedliche Vogel dem dummen Kinde übel und reißt ihm mit ſeinem ſcharfen Schnabel die Bruſt auf, ſo daß es blutend aus den Wolken herabfällt. Meine Mutter härmt ſich gar ſehr ab, wenn Kinder auf ſolche Weiſe, freilich durch ihre eigne Schuld, verunglücken. Gar zu gern wollte ſie, daß alle Kinder auf der ganzen Welt die Luſt ihres Reichs genießen möchted, aber wenn viele auch tüchtig fliegen können, ſo ſind ſie nachher doch entweder zu keck oder zu furchtſam und verurſachen ihr nur Sorge und Angſt. Eben deshalb erlaubt ſie mir, daß ich hinausfliegen aus meiner Heimath und tüchtigen Kindern allerley ſchöne Spielſachen daraus mitbringen darf, wie ich es denn auch mit Euch gemacht habe. „Ach, rief Chriſtlieb, ich könnte gewiß keinem ſchönen Vogel Leides thun, aber auf dem Regenbogen rennen möchte ich doch nicht.“ Das wäre, — fiel ihr Felix ins Wort, — das wäre nun gerade meine Sache und eben deshalb möchte ich zu deiner Mutter Königin. Kannſt du

nicht einmahl den Regenbogen mitbringen? Nein, erwiederte das fremde Kind, das geht nicht an, und ich muß dir überhaupt ſagen, daß ich mich nur ganz heimlich zu Euch ſtehlen darf. Sonſt war ich überall ſicher als ſey ich bey meiner Mutter, und es war überhaupt ſo, als ſey überall ihr ſchönes Reich ausgebreitet, ſeit der Zeit aber daß ein arger Feind meiner Mutter, den ſie aus ihrem Reiche verbannt hat, wild umherſchwärmt, bin ich vor arger Nachſtellung nicht geſchüzt. „Nun, rief Felix, indem er aufſprang und den Dornenſtock, den er ſich geſchnizt, in der Luft ſchwenkte, nun den wollt' ich denn doch ſehen, der dir hier Leides zufügen ſollte. Fürs erſte hätt' er es mit mir zu thun und dann rief ich Papa zu Hülfe, der ließe den Kerl einfangen und in den Thurm ſperren." „Ach, erwiederte das fremde Kind, ſo wenig der arge Feind in meiner Heimath mir etwas anthun kann, ſo gefährlich iſt er mir außerhalb derſelben, er iſt gar mächtig und wider ihn hilft nicht Stock nicht Thurm." Was iſt denn das für ein garſtig Ding, das dich ſo bange machen kann? fragte Chriſtlieb. Ich habe Euch geſagt, fing das fremde Kind an, daß meine Mutter eine mächtige Königin iſt, und ihr wißt, daß Königinnen ſo wie Könige einen Hofſtaat und Miniſter um ſich haben. Ja wohl ſprach Felix, der Onkel Graf iſt ſelbſt ſolch' ein Miniſter, und trägt einen Stern auf der Bruſt. Deiner Mutter Miniſter tragen auch wohl recht funkelnde Sterne? Nein, erwiederte das fremde Kind, nein das eben nicht, denn die mehrſten ſind ſelbſt ganz und gar funkelnde Sterne und andere tragen gar keine Röcke worauf ſich ſo etwas anbringen ließe. Daß ichs nur ſage, alle Miniſter meiner Mutter ſind mächtige Geiſter, die theils in der Luft ſchweben, theils in Feuerflammen, theils in den Gewäſſern wohnen, und überall das ausführen was meine

Mutter ihnen gebietet. Es fand ſich vor langer Zeit ein fremder Geiſt bey uns ein, der nannte ſich Pepaſilio und behauptete, er ſey ein großer Gelehrter, er wiſſe mehr und würde größere Dinge bewirken als alle übrige. Meine Mutter nahm ihn in die Reihe ihrer Miniſter auf, aber bald entwickelte ſich immer mehr ſeine innere Tücke. Außerdem daß er alles was die übrigen Miniſter thaten, zu vernichten ſtrebte, ſo hatte er es vorzüglich darauf abgeſehen, die frohen Feſte der Kinder recht hämiſch zu verderben. Er hatte der Königin vorgeſpiegelt, daß er die Kinder erſt recht luſtig und geſcheut machen wollte, ſtatt deſſen hing er ſich centnerſchwer an den Schweif der Faſanen, ſo daß ſie ſich nicht aufſchwingen konnten, zog er die Kinder wenn ſie auf Roſenbüſchen hinaufgeklettert, bey den Beinen herab, daß ſie ſich die Naſen blutig ſchlugen, zwang er die, welche luſtig laufen und ſpringen wollten, auf allen Vieren mit zur Erde gebeugtem Haupte herum zu kriechen. Den Sängern ſtopfte er allerlei ſchädliches Zeug in die Schnäbel, damit ſie nur nicht ſingen ſollten, denn Geſang konnte er nicht ausſtehen und die armen zahmen Thierchen wollte er ſtatt mit ihnen zu ſpielen auffreſſen, denn nur dazu, meinte er, wären ſie da. Das Abſcheulichſte war aber wohl, daß er mit Hülfe ſeiner Geſellen die ſchönen funkelnden Edelſteine des Pallaſtes, die bunt ſchimmernden Blumen, die Roſen und Lilienbüſche, ja ſelbſt den glänzenden Regenbogen mit einem ekelhaften ſchwarzen Saft zu überziehn wußte, ſo daß alle Pracht verſchwunden und alles todt und traurig anzuſehen war. Und wie er dies vollbracht, erhob er ein ſchallendes Gelächter und ſchrie, nun ſey erſt alles ſo wie es ſein ſolle, denn er habe es beſchrieben. Als er nun vollends erklärte, daß er meine Mutter nicht als Königinn anerkenne, ſondern daß ihm allein die Herrſchaft ge-

bühre, und ſich in der Geſtalt einer ungeheuren Fliege mit blitzenden Augen und vorgeſtrecktem ſcharfen Rüſſel emporſchwang in abſcheulichem Summen und Brauſen auf den Thron meiner Mutter, da erkannte ſie ſo wie alle, daß der hämiſche Miniſter, der ſich unter dem ſchönen Nahmen Pepaſilio eingeſchlichen, niemand anders war, als der finſtere mürriſche Gnomen König Pepſer. Der Thörichte hatte aber die Kraft ſo wie die Tapferkeit ſeiner Geſellen viel zu hoch in Anſchlag gebracht. Die Miniſter des Luftdepartements umgaben die Königinn und fächelten ihr ſüße Düfte zu, indem die Miniſter des Feuerdepartements in Flammenwogen auf und nieder rauſchten und die Sänger, deren Schnäbel gereinigt, die volltönendſten Geſänge anſtimmten, ſo, daß die Königin den häßlichen Pepſer weder ſah noch hörte noch ſeinen vergifteten übelriechenden Athem ſpürte. In dem Augenblick auch faßte der Faſanenfürſt den böſen Pepſer mit dem leuchtenden Schnabel und drückte ihn ſo gewaltig zuſammen, daß er vor Wuth und Schmerz laut aufkreiſchte, dann ließ er ihn aus der Höhe von dreitauſend Ellen zur Erde niederfallen. Er konnte ſich nicht regen und bewegen, bis auf ſein wildes Geſchrei ſeine Muhme, die große blaue Kröte herbeikroch, ihn auf den Rücken nahm und nach Hauſe ſchleppte. Fünfhundert luſtige kecke Kinder erhielten tüchtige Fliegenklatſchen, mit denen ſie Pepſers häßliche Geſellen, die noch umherſchwärmten und die ſchönen Blumen verderben wollten, todtſchlugen. So wie nun Pepſer fort war, zerfloß der ſchwarze Saft womit er alles überzogen, von ſelbſt und bald blühete und glänzte und ſtrahlte alles ſo herrlich und ſchön wie zuvor. Ihr könnt denken, daß der garſtige Pepſer nun in meiner Mutter Reich nichts mehr vermag, aber er weiß, daß ich mich oft hinauswage und verfolgt mich raſtlos unter aller-

BIBLIOTECA NAZIONALE CENTRALE FIRENZE

Digitized by Google

lei Geſtalten, ſo daß ich ärmſtes Kind oft auf der Flucht nicht weiß, wo ich mich hin verbergen ſoll, und darum, ihr lieben Geſpielen, entfliehe ich oft ſo ſchnell, daß ihr nicht ſpürt wo ich hingekommen. Dabey muß es denn auch bleiben und wohl kann ich euch ſagen, daß, ſollte ich es auch unternehmen, mich mit Euch in meine Heimath zu ſchwingen, Pepſer uns gewiß aufpaſſen und uns todtmachen würde. Chriſtlieb weinte bitterlich über die Gefahr in der das fremde Kind immer ſchweben mußte. Felix meinte aber: iſt der garſtige Pepſer weiter nichts als eine große Fliege, ſo will ich ihm mit Papa's großer Fliegenklatſche ſchon zu Leibe gehn, und habe ich ihm eins tüchtig auf die Naſe verſetzt, ſo mag Muhme Kröte zuſehen wie ſie ihn nach Hauſe ſchleppt.

Wie der Hofmeiſter angekommen war und die Kinder ſich vor ihm fürchten.

In vollem Sprunge eilten Felix und Chriſtlieb nach Hauſe, indem ſie unaufhörlich riefen: Ach das fremde Kind iſt ein ſchöner Prinz! — Ach das fremde Kind iſt eine ſchöne Prinzeſſin! Sie wollten das jauchzend den Eltern verkünden, aber wie zur Bildſäule erſtarrt blieben ſie in der Hausthüre ſtehen, als ihnen Herr Thaddäus von Brakel entgegentrat und an ſeiner Seite einen fremden verwunderlichen Mann hatte, der halb vernehmlich in ſich hineinbrummte: das ſind mir ſaubere Rangen! — Das iſt der Herr Hofmeiſter, ſprach Herr von Brakel indem er den Mann bei der Hand ergriff, das iſt der Herr Hofmeiſter, den Euch der gnädige Onkel geſchickt hat. Grüßt ihn fein artig! — Aber die Kinder ſahen den Mann von der Seite an, und konnten ſich nicht regen und bewegen.

Das kam daher, weil ſie ſolch eine wunderliche Geſtalt noch niemals geſchaut. Der Mann mochte kaum mehr als einen halben Kopf höher ſeyn als Felix, dabei war er aber unterſezt; nur ſtachen gegen den ſehr ſtarken breiten Leib die kleinen ganz dünnen Spinnenbeinchen ſeltſam ab. Der unförmliche Kopf war beinahe viereckig zu nennen, und das Geſicht faſt gar zu häßlich, denn außerdem, daß zu den dicken braunrothen Backen und dem breiten Maule die viel zu lange ſpitze Naſe gar nicht paſſen wollte, ſo glänzten auch die kleinen hervorſtehenden Glasaugen ſo graulich, daß man ihn gar nicht gern anſehen mochte. Uebrigens hatte der Mann eine pechſchwarze Perücke auf den viereckigten Kopf geſtülpt, war auch von Kopf bis zu Fuß pechſchwarz gekleidet und hieß: Magiſter Tinte. Als nun die Kinder ſich nicht rückten und rührten, wurde die Frau von Brakel böſe und rief: „Potztauſend ihr Kinder, was iſt denn das? der Herr Magiſter wird Euch für ganz ungeſchliffene Bauernkinder halten müſſen. — Fort! gebt dem Herrn Magiſter fein die Hand!" Die Kinder ermannten ſich, und thaten was die Mutter befohlen, ſprangen aber, als der Magiſter ihre Hände faßte, mit dem lauten Schrei: O weh o weh! zurück. Der Magiſter lachte hell auf und zeigte eine heimlich in der Hand verſteckte Nadel vor, womit er die Kinder, als ſie ihm die Hand reichten, geſtochen. Chriſtlieb weinte, Felix aber grollte den Magiſter von der Seite an: Verſuche das nur noch einmal kleiner Dickbauch. — Warum thaten Sie das lieber Herr Magiſter Tinte, fragte etwas mißmüthig der Herr von Brakel. Der Magiſter erwiederte: Das iſt nun einmal ſo meine Art, ich kann davon gar nicht laſſen. Und dabei ſtemmte er beide Hände in die Seite und lachte immerfort, welches aber zulezt ſo widerlich klang wie der Ton einer ver-

vorbenen Schnarre. „Sie ſcheinen ein ſpaßhafter Mann zu ſein, lieber Herr Magiſter Tinte," ſprach der Herr von Brakel, aber ihm ſowohl als der Frau von Brakel, vorzüglich den Kindern, wurde ganz unheimlich zu Muthe. „Nun nun, rief der Magiſter, wie ſtehts denn mit den kleinen Krabben, ſchon tüchtig in den Wiſſenſchaften vorgerückt? — Wollen doch gleich ſehen." Damit fing er an, den Felix und die Chriſtlieb ſo zu fragen, wie es der Onkel Graf mit ſeinen Kindern gethan. Als nun aber beide verſicherten, daß ſie die Wiſſenſchaften noch gar nicht auswendig wüßten, da ſchlug der Magiſter Tinte die Hände über den Kopf zuſammen daß es klatſchte, und ſchrie wie beſeſſen: Das iſt was ſchönes! — keine Wiſſenſchaften. — Das wird Arbeit geben! Wollens aber ſchon kriegen! Felix, ſo wie Chriſtlieb, beide ſchrieben eine ſaubere Handſchrift, und wußten aus manchen alten Büchern die ihnen der Herr von Brakel in die Hände gab und die ſie ämſig laſen, manche ſchöne Geſchichte zu erzählen, das achtete aber der Magiſter Tinte für gar nichts, ſondern meinte, das alles wäre nur dummes Zeug. — Ach! nun war an kein in den Wald laufen mehr zu denken! — Statt deſſen mußten die Kinder beinahe den ganzen Tag zwiſchen den vier Wänden ſitzen und dem Magiſter Tinte Dinge nachplappern die ſie nicht verſtanden. Es war ein wahres Herzeleid! — Mit welchen ſehnſuchtsvollen Blicken ſchauten ſie nach dem Walde! Oft war es ihnen, als hörten ſie mitten unter den luſtigen Liedern der Vögel, im Rauſchen der Bäume, des fremden Kindes ſüße Stimme rufen: „Wo ſeid ihr denn, Felix — Chriſtlieb — ihr lieben Kinder! wo ſeid ihr denn! wollt ihr nicht mehr mit mir ſpielen! — Kommt doch nur! — ich habe Euch einen ſchönen Blumenpallaſt gebaut — da ſetzen wir uns hinein und ich

ſchenk' Euch die herrlichſten bunteſten Steine — und dann ſchwingen wir uns auf in die Wolken und bauen ſelbſt funkelnde Luftſchlöſſer! — Kommt doch! Kommt doch nur!" Darüber wurden die Kinder mit allen ihren Gedanken ganz hingezogen nach dem Walde, und ſahen und hörten nicht mehr auf den Magiſter. Der wurde aber denn ganz zornig, ſchlug mit beiden Fäuſten auf den Tiſch und brummte und ſummte und ſchnarrte und knarrte: „Pim — Sim — Prr — Srrr — Knurrr — Krrr — Was iſt das! aufgepaßt!" Felix hielt das aber nicht lange aus, er ſprang auf und rief: laß mich los mit deinem dummen Zeuge, Herr Magiſter Tinte, fort will ich in den Wald — ſuch' dir den Vetter Pumphoſe, das iſt was für den! — Komm Chriſtlieb, das fremde Kind wartet ſchon auf uns." — Damit ging es fort, aber der Magiſter Tinte ſprang mit ungemeiner Behendigkeit hinter her und erfaßte die Kinder dicht vor der Hausthüre. Felix wehrte ſich tapfer und der Magiſter Tinte war im Begriff zu unterliegen, da dem Felix der treue Sultan zu Hülfe geeilt war. Sultan, ſonſt ein frommer geſitteter Hund, hatte gleich vom erſten Augenblick an einen entſchiedenen Abſcheu gegen den Magiſter Tinte bewieſen. So wie dieſer ihm nur nahe kam, knurrte er, und ſchlug mit dem Schweif ſo heftig um ſich, daß er den Magiſter, den er geſchickt an die dünnen Beinchen zu treffen wußte, beinahe umgeſchmiſſen hätte. Sultan ſprang hinzu und packte den Magiſter, der Felix bey beiden Schultern hielt, ohne Umſtände beym Rockkragen. Der Magiſter Tinte erhob ein klägliches Geſchrei, auf das Herr Thaddäus von Brakel ſchnell hinzueilte. Der Magiſter ließ ab von Felix, Sultan von dem Magiſter. „Ach wir ſollen nicht mehr in den Wald," klagte Chriſtlieb, indem ſie bitterlich weinte. So ſehr auch der Herr von Bra-

kel den Felix ausschalt, thaten ihm doch die Kinder leid, die nicht mehr in Flur und Hain herumschwärmen sollten. Der Magister Tinte mußte sich dazu verstehen, täglich mit den Kindern den Wald zu besuchen. Es ging ihm schwer ein. „Hätten Sie nur, Herr von Brakel, sprach er, einen vernünftigen Garten mit Buchsbaum und Staketen am Hause, so könnte man in der Mittagsstunde mit den Kindern spazieren gehen, was in aller Welt sollen wir aber in dem wilden Walde?" — Die Kinder waren auch ganz unzufrieden und die sprachen nun wieder: was soll uns der Magister in unserm lieben Walde? —

Wie die Kinder mit dem Herrn Magister Tinte im Walde spazieren gingen und was sich dabey zutrug.

Nun? — gefällt es dir nicht in unserm Walde Herr Magister? So fragte Felix den Magister Tinte, als sie daher zogen durch das rauschende Gebüsch. Der Magister Tinte zog aber ein saures Gesicht und rief: Dummes Zeug, hier ist kein ordentlicher Steg und Weg, man zerreißt sich nur die Strümpfe und kann vor dem häßlichen Gekreisch der dummen Vögel gar kein vernünftiges Wort sprechen. „Haha, Herr Magister, sprach Felix, ich merk' es schon, du verstehst dich nicht auf den Gesang und hörst es auch wohl gar nicht einmahl, wenn der Morgenwind mit den Büschen plaudert und der alte Waldbach schöne Mährchen erzählt." Und, fiel Christlieb dem Felix ins Wort, sag es nur Herr Magister, du liebst auch wohl nicht die Blumen? Da wurde der Herr Magister noch kirschbrauner im Antlitz als er schon von Natur war, er schlug mit den Händen um sich und schrie ganz erbost: Was sprecht ihr da für tolles albernes Zeug? — wer hat Euch die Narrheiten in den Kopf gesezt? das fehlte noch, daß Wälder und Bäche

dreist genug wären sich in vernünftige Gespräche zu mischen und mit dem Gesange der Vögel ist es auch nichts; Blumen lieb' ich wohl wenn sie fein in Töpfe gesteckt sind und in der Stube stehen, dann duften sie und man erspart das Räucherwerk. Doch im Walde wachsen ja gar keine Blumen. „Aber Herr Magister, rief Christlieb, siehst du denn nicht die lieben Mayblümchen die dich recht mit hellen freundlichen Augen ankucken?" — „Was was, schrie der Magister — Blumen? Augen? — ha ha ha — schöne Augen — schöne Augen! Die nichtsnutzigen Dinger riechen nicht einmahl!" — Und damit bückte sich der Magister Tinte zur Erde nieder, riß einen ganzen Strauß Mayblümchen sammt den Wurzeln heraus und warf ihn fort ins Gebüsch. Den Kindern war es, als ginge in dem Augenblick ein wehmüthiger Klagelaut durch den Wald; Christlieb mußte bitterlich weinen, Felix biß unmuthig die Zähne zusammen. Da geschah es daß ein kleiner Zeisig dem Magister Tinte dicht bey der Nase vorbeyflatterte, sich dann auf einen Zweig sezte und ein lustiges Liedchen anstimmte. Ich glaube gar, sprach der Magister, ich glaube gar das ist ein Spottvogel? Und damit nahm er einen Stein von der Erde auf, warf ihn nach dem Zeisig und traf den armen Vogel, daß er zum Tode verstummt von dem grünen Zweige herabfiel. Nun konnte Felix sich gar nicht mehr halten. „Ey du abscheulicher Herr Magister Tinte, rief er ganz erboßt, was hat dir der arme Vogel gethan daß du ihn todtschmeißest? — O wo bist du denn, du holdes fremdes Kind, o komm doch nur, laß uns weit weit fortfliegen, ich mag nicht mehr bey dem garstigen Menschen seyn; ich will fort nach deiner Heimath!" — Und mit vollem Schluchzen und Weinen stimmte Christlieb ein: O du liebes holdes Kind, komm doch nur, komm doch nur zu uns, Ach! Ach! — rette uns —

rette uns, der Herr Magiſter Tinte macht uns ja todt wie die Blumen und Vögel! — „Was iſt das mit dem fremden Kinde," rief der Magiſter. Aber in dem Augenblick ſäuſelte es ſtärker im Gebüſch und in dem Säuſeln erklangen wehmüthige herzzerſchneidende Töne, wie von dumpfen in weiter Ferne angeſchlagenen Glocken. — In einem leuchtenden Gewölk das ſich herabließ wurde das holde Antlitz des fremden Kindes ſichtbar — dann ſchwebte es ganz hervor, aber es rang die kleinen Händchen, und Thränen rannen wie glänzende Perlen aus den holden Augen über die roſigten Wangen. „Ach, jammerte das fremde Kind, ach ihr lieben Geſpielen, ich kann nicht mehr zu Euch kommen — ihr werdet mich nicht wiederſehen — lebt wohl! lebt wohl! — Der Gnome Pepſer hat ſich Eurer bemächtigt, o ihr armen Kinder, lebt wohl — lebt wohl!" — Und damit ſchwang ſich das fremde Kind hoch in die Lüfte. Aber hinter den Kindern brummte und ſummte und knarrte und ſchnarrte es auf entſetzlich grauſige Weiſe. Der Magiſter Tinte hatte ſich umgeſtaltet in eine große ſcheusliche Fliege, und recht abſcheulich war es, daß er dabey doch noch ein menſchliches Geſicht, und ſogar auch einige Kleidungsſtücke behalten. Er ſchwebte langſam und ſchwerfällig auf, offenbar um das fremde Kind zu verfolgen. Von Entſetzen und Graus erfaßt rannte Felix und Chriſtlieb fort aus dem Walde. Erſt auf der Wieſe wagten ſie empor zu ſchauen. Sie wurden einen glänzenden Punkt in den Wolken gewahr, der wie ein Stern funkelte und herabzuſchweben ſchien. „Das iſt das fremde Kind," rief Chriſtlieb. Immer größer wurde der Stern und dabey hörten ſie ein Klingen wie von ſchmetternden Trompeten. Bald konnten ſie nun erkennen, daß der Stern ein ſchöner in gleißendem Goldgefieder prangender

Vogel war, der, die mächtigen Flügel schüttelnd und laut singend, sich auf den Wald herabsenkte. Ha, schrie Felix, das ist der Fasanenfürst, der beißt den Herrn Magister Tinte todt — ha ha, das fremde Kind ist geborgen und wir sind es auch! — Komm Christlieb — schnell laß uns nach Hause laufen und dem Papa erzählen was sich zugetragen.

Wie der Herr von Brakel den Magister Tinte fortjagte.

Der Herr von Brakel und die Frau von Brakel beide saßen vor der Thüre ihres kleinen Hauses, und schauten in das Abendroth, das schon hinter den blauen Bergen in goldenen Strahlen aufzuschimmern begann. Vor ihnen stand auf einem kleinen Tisch das Abendessen aufgetragen, das aus nichts anderem als einem tüchtigen Napf voll herrlicher Milch und einer Schüssel mit Butterbrödten bestand. „Ich weiß nicht, fing Herr von Brakel an, ich weiß nicht, wo der Magister Tinte so lange mit den Kindern ausbleibt. Erst hat er sich gesperrt und durchaus nicht in den Wald gehen wollen, und jetzt kommt er gar nicht wieder heraus. Ueberhaupt ist das ein ganz wunderlicher Mann der Herr Magister Tinte und es ist mir beinahe so, als sey es besser gewesen, er wäre ganz davon geblieben. Daß er gleich anfangs die Kinder so heimtückisch stach, das hat mir gar nicht gefallen, und mit seinen Wissenschaften mag es auch nicht weit her seyn, denn allerlei seltsame Wörter und unverständliches Zeug plappert er her und weiß was der Großmogul für Kamaschen trägt; kommt er aber heraus, so vermag er nicht die Linde vom Kastanienbaum zu unterscheiden und hat sich überhaupt ganz albern und abgeschmackt.

Die Kinder können unmöglich Reſpekt vor ihm haben.“ „Mir geht es, erwiederte die Frau von Brakel, mir geht es ganz wie dir lieber Mann! So ſehr es mich freute, daß der Herr Vetter ſich unſerer Kinder annehmen wollte, ſo ſehr bin ich jetzt davon überzeugt, daß das auf andere und beſſere Weiſe hätte geſchehen können, als daß er uns den Herrn Magiſter Tinte über den Hals ſchickte. Wie es mit ſeinen Wiſſenſchaften ſtehen mag, das weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß das kleine ſchwarze dicke Männlein mit den kleinen dünnen Beinchen mir immer mehr und mehr zuwider wird. Vorzüglich iſt es garſtig, daß der Magiſter ſo entſetzlich naſchhaftig iſt. Keine Neige Bier oder Milch kann er ſtehen ſehen, ohne ſich darüber her zu machen, merkt er nun vollends den geöffneten Zuckerkaſten, ſo iſt er gleich bei der Hand und ſchnuppert und naſcht ſo lange an dem Zucker, bis ich ihm den Deckel vor der Naſe zuſchlage; dann iſt er auf und davon, und ärgert ſich und brummt und ſummt ganz ſeltſam und fatal.“ Der Herr von Brakel wollte fortfahren im Geſpräch, als Felix und Chriſtlieb in vollem Rennen durch die Birken kamen. „Heyſa! — heyſa! — ſchrie Felix unaufhörlich, heyſa heyſa! der Faſanenfürſt hat den Herrn Magiſter Tinte todtgebiſſen!“ „Ach — Ach Mama, rief Chriſtlieb athemlos, ach! — der Herr Magiſter Tinte iſt kein Herr Magiſter, das iſt der Gnomen-König Pepſer, eigentlich aber eine abſcheuliche große Fliege die eine Perücke trägt, und Schuhe und Strümpfe.“ Die Aeltern ſtaunten die Kinder an, die nun ganz aufgeregt und erhizt durcheinander von dem fremden Kinde, von ſeiner Mutter der Feen-Königin, von dem Gnomen-König Pepſer und von dem Kampf des Faſanenfürſten mit ihm erzählten. „Wer hat Euch denn die tollen Dinge in den Kopf geſezt, habt ihr geträumt oder

was geſchah ſonſt mit Euch?" So fragte Herr von Brakel einmahl über das andere; aber die Kinder blieben dabey, daß ſich alles ſo zugetragen wie ſie es erzählten, und daß der häßliche Pepſer der ſich für den Herrn Magiſter Tinte fälſchlich ausgegeben, todt im Walde liegen müſſe. Die Frau von Brakel ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und rief ganz traurig, Ach Kinder, Kinder, was ſoll aus Euch werden, wenn Euch ſolche entſezliche Dinge in den Sinn kommen und ihr Euch davon nichts ausreden laſſen wollt! — Aber der Herr von Brakel wurde ſehr nachdenklich und ernſthaft. „Felix du biſt nun ſchon ein ganz verſtändiger Junge, und ich kann es dir wohl ſagen, daß auch mir der Herr Magiſter Tinte von Anfang an ganz ſeltſam und verwunderlich vorgekommen iſt. Ja es ſchien mir oft, als habe es mit ihm eine beſondere Bewandtniß und er ſey gar nicht ſo wie andere Magiſter. Noch mehr! — ich ſowohl als die Mutter, beide ſind wir mit dem Herrn Magiſter Tinte nicht ganz zufrieden, die Mutter vorzüglich, weil er ein Naſchmaul iſt, alle Süßigkeiten beſchnuppert und dabey ſo häßlich brummt und ſummt, er wird daher auch wohl nicht lange bey uns bleiben können. Aber nun, lieber Junge, beſinne dich einmahl, geſezt auch, es gebe ſolche garſtige Dinger wie Gnomen ſeyn ſollen wirklich in der Welt, beſinne dich einmahl ob ein Herr Magiſter wohl eine Fliege ſeyn kann?" — Felix ſchaute dem Herrn von Brakel mit ſeinen blauen klaren Augen ernſthaft ins Geſicht. Der Herr von Brakel wiederholte die Frage: Sag' mein Junge! kann wohl ein Herr Magiſter eine Fliege ſein? Da ſprach Felix: Ich habe ſonſt nie daran gedacht, und hätte es wohl auch nicht geglaubt wenn mir es nicht das fremde Kind geſagt, und ich es mit eigenen Augen geſehen hätte, daß Pepſer eine garſtige Fliege

ist und sich nur für den Magister Tinte ausgegeben hat. — Und Vater, fuhr Felix weiter fort, als Herr von Brakel wie einer, der vor Verwunderung gar nicht weiß was er sagen soll, stillschweigend den Kopf schüttelte, und Vater, sage, hat dir der Herr Magister Tinte selbst nicht einmahl entdeckt daß er eine Fliege sey? — habe ich's denn nicht selbst gehört, daß er dir hier vor der Thüre sagte, er sey auf der Schule eine muntre Fliege gewesen? Nun was man einmahl ist, das muß man, denk ich, auch bleiben. Und daß der Herr Magister, wie die Mutter zugesteht so ein Naschmaul ist und an allem Süßen schnuppert, nun Vater! wie machen's denn die Fliegen anders? und das häßliche Summen und Brummen. „Schweig, rief der Herr von Brakel ganz erzürnt, mag der Herr Magister Tinte seyn was er will, aber so viel ist gewiß, daß der Fasanenfürst ihn nicht todtgebissen hat, denn dort kommt er eben aus dem Walde!" Auf dieses Wort schrien die Kinder laut auf und flüchteten ins Haus hinein. In der That kam der Magister Tinte den Birken-Gang herauf, aber ganz verwildert mit funkelnden Augen, zerzauster Perücke, im abscheulichen Sumsen und Brummen sprang er von einer Seite zur andern hoch auf und prallte mit dem Kopf gegen die Bäume an, daß man es krachen hörte. So herangekommen, stürzte er sich sofort in den Napf, daß die Milch überströmte, die er einschlürfte mit widrigem Rauschen. „Aber um tausend Gotteswillen, Herr Magister Tinte, was treiben Sie?" rief die Frau von Brakel. Sind Sie toll geworden, Herr Magister, plagt Sie der böse Feind? schrie der Herr von Brakel. Aber alles nicht achtend schwang sich der Magister aus dem Milchnapf, sezte sich auf die Butterbrödte hin, schüttelte die Rockschöße und wußte mit den dünnen Beinchen geschickt darüber hinzufahren und sie

glatt zu ſtreichen und zu fälteln. Dann ſtärker ſummend ſchwang er ſich gegen die Thüre, aber er konnte ſich nicht hineinfinden ins Haus, ſondern ſchwankte wie betrunken hin und her und ſchlug gegen die Fenſtern an, daß es klirrte und ſchwirrte. „Ha Patron, rief der Herr von Brakel, das ſind dumme unnütze Streiche, wart' das ſoll dir übel bekommen." Er ſuchte den Magiſter bei dem Rockſchoß zu haſchen, der wußte ihm aber geſchickt zu entgehen. Da ſprang Felix aus dem Hauſe mit der großen Fliegenklatſche in der Hand, die er dem Vater gab. „Nimm Vater, nimm, rief er, ſchlag ihn todt den häßlichen Pepſer." Der Herr von Brakel ergriff auch wirklich die Fliegenklatſche, und nun ging es her hinter dem Herrn Magiſter. Felix, Chriſtlieb, die Frau von Brakel hatten die Servietten vom Tiſche genommen und ſchwangen ſie, den Magiſter hin und hertreibend, in den Lüften, während Herr von Brakel unaufhörlich Schläge gegen ihn führte die leider nicht trafen, weil der Magiſter ſich hütete auch nur einen Augenblick zu ruhen. Und wilder und wilder wurde die tolle Jagd — Summ — Summ — Simm — Simm — Trrr — Trrr — ſtürmte der Magiſter auf und nieder — und Klipp — Klapp fielen hageldichter des Herrn von Brakels Schläge und huß — huß — hezten Felix, Chriſtlieb und die Frau von Brakel den Feind. Endlich gelang es dem Herrn von Brakel den Magiſter am Rockſchoß zu treffen. Aechzend ſtürzte er zu Boden aber in dem Augenblick, daß der Herr von Brakel ihn mit einem zweiten Schlage treffen wollte, ſchwang er ſich mit erneuter doppelter Kraft in die Höhe, ſtürmte ſauſend und brauſend nach den Birken hin und ließ ſich nicht wieder ſehen. „Gut daß wir den fatalen Herrn Magiſter Tinte los ſind ſprach der Herr von Brakel, über meine Schwelle ſoll er nicht

wieder kommen.“ „Nein das soll er nicht, fiel die Frau von Brakel ein, Hofmeister mit solchen abscheulichen Sitten können nur Unheil stiften, da wo sie Gutes wirken sollen. — Prahlt mit den Wissenschaften und springt in den Milchnapf! Das nenne ich mir einen schönen Magister.“ — Aber die Kinder jauchzten und jubelten und riefen: Heysa — Papa hat dem Herrn Magister Tinte mit der Fliegenklatsche eins auf die Nase versetzt und da hat er Reißaus genommen! — Heysa — heysa! —

Was sich weiter im Walde begab, nachdem der Magister Tinte fortgejagt worden.

Felix und Christlieb athmeten frei auf, als sei ihnen eine schwere drückende Last vom Herzen genommen. Vor allem dachten sie aber daran, daß nun, da der häßliche Pepser von dannen geflohen, das fremde Kind gewiß wiederkehren und so wie sonst mit ihnen spielen würde. Ganz erfüllt von freudiger Hoffnung gingen sie in den Wald; aber es war alles still und wie verödet drin, kein lustiges Lied von Fink und Zeisig ließ sich hören und statt des fröhlichen Rauschens der Gebüsche, statt des frohen tönenden Wogens der Waldbäche wehten angstvolle Seufzer durch die Lüfte. Nur bleiche Strahlen warf die Sonne durch den dunstigen Himmel. Bald thürmte sich ein schwarzes Gewölk auf, der Sturm heulte, der Donner begann in der Ferne zürnend zu murmeln, die hohen Tannen dröhnten und krachten. Christlieb schloß sich zitternd und zagend an Felix an; der sprach aber: Was fürchtest du dich so, Christlieb, es zieht ein Wetter auf, wir müssen machen, daß wir nach Hause kommen. Sie fingen an zu laufen, doch wußten sie selbst nicht wie es geschah, daß sie statt aus dem Walde herauszukommen

immer tiefer hineingeriethen. Es wurde finſterer und finſterer, dicke Regentropfen fielen herab und Blitze fuhren ziſchend hin und her! — Die Kinder ſtanden an einem dicken dichten Geſtrüpp. „Chriſtlieb, ſprach Felix, laß uns hier ein bischen unter ducken, nicht lange kann das Wetter dauern.“ Chriſtlieb weinte vor Angſt, that aber doch was Felix geheißen. Aber kaum hatten ſie ſich hin geſetzt in das dicke Gebüſch, als es dicht hinter ihnen mit häßlich knarrenden Stimmen ſprach: „Dumme Dinger! — einfältig Volk — habt uns verachtet — habt nicht gewußt was ihr mit uns anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen ihr einfältigen Dinger!“ Felix ſchaute ſich um und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, wie er den Jäger und den Harfenmann erblickte, die ſich aus dem Geſtrüpp, wo er ſie hineingeworfen, erhoben, ihn mit todten Augen anſtarrten und mit den kleinen Händchen herumfochten und handthierten. Dazu griff der Harfenmann in die Saiten, daß es widrig zwitſcherte und klirrte, und der Jägersmann legte gar die kleine Flinte auf Felix an. Dazu krächzten beide: Wart — Wart du Junge, du Mädel, wir ſind die gehorſamen Zöglinge des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein und da wollen wir Euch euren Trotz ſchon eintränken! — Entſetzt, des Regens der nun herabſtrömte, der krachenden Donnerſchläge, des Sturms der mit dumpfem Brauſen durch die Tannen fuhr, nicht achtend, rannten die Kinder von dannen und geriethen an das Ufer des großen Teichs der den Wald begränzte. Aber kaum waren ſie hier, als ſich aus dem Schilf Chriſtliebs große Puppe, die Felix hineingeworfen, erhob und mit häßlicher Stimme quäkte: dumme Dinger, einfältig Volk — habt mich verachtet — habt nicht gewußt was ihr mit mir anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen, ihr

einfältigen Dinger! Wart' wart' du Junge, du Mädel ich bin der gehorsame Zögling des Herrn Magister Tinte, gleich wird er hier sein und da werden wir Euch euren Trotz schon eintränken! — Und dann spritzte die häßliche Puppe den armen Kindern, die schon vom Regen ganz durchnäßt waren, ganze Ströme Wasser ins Gesicht. Felix konnte diesen entsetzlichen Spuk nicht vertragen, die arme Christlieb war halb todt, aufs neue rannten sie davon, aber bald mitten im Walde sanken sie vor Angst und Erschöpfung nieder. Da summte und brauste es hinter ihnen. „Der Magister Tinte kommt," schrie Felix, aber in dem Augenblick vergingen ihm auch so wie der armen Christlieb die Sinne. Als sie wieder aus tiefem Schlafe erwachten, befanden sie sich auf einem weichen Moossitz. Das Wetter war vorüber, die Sonne schien hell und freundlich und die Regentropfen hingen wie funkelnde Edelsteine an den glänzenden Büschen und Bäumen. Hoch verwunderten sich die Kinder darüber, daß ihre Kleider ganz trocken waren und sie gar nichts von der Kälte und Nässe spürten. „Ach, rief Felix indem er beide Aerme hoch in die Lüfte emporstreckte: Ach das fremde Kind hat uns beschüzt!" Und nun riefen beide, Felix und Christlieb, laut, daß es im Walde wiedertönte: Ach du liebes Kind, komme doch nur wieder zu uns, wir sehnen uns ja so herzlich nach dir, wir können ja ohne dich gar nicht leben! — Es schien auch, als wenn ein heller Strahl durch die Gebüsche funkelte von dem berührt die Blumen ihre Häupter erhoben; aber riefen auch wehmüthiger die Kinder nach dem holden Gespielen, nichts ließ sich weiter sehen. Traurig schlichen sie nach Hause, wo die Aeltern, nicht wenig wegen des Ungewitters um sie bekümmert, sie mit voller Freude empfingen. Der Herr von Brakel sprach: Es ist nur gut, daß ihr da seid,

ich muß gestehen, daß ich fürchtete, der Herr Magister Tinte schwärme noch im Walde umher, und sey Euch auf der Spur. Felix erzählte alles, was sich im Walde begeben. „Das sind tolle Einbildungen, rief die Frau von Brakel, wenn Euch draußen im Walde solch verrücktes Zeug träumt sollt ihr gar nicht mehr hingehen, sondern im Hause bleiben.“ Das geschah denn nun freilich nicht, denn wenn die Kinder baten: Liebe Mutter laß' uns ein bischen in den Wald laufen, so sprach die Frau von Brakel: Geht nur, geht und kommt hübsch verständig zurück. Es geschah aber, daß die Kinder in kurzer Zeit selbst gar nicht mehr in den Wald gehen mochten. Ach! — das fremde Kind ließ sich nicht sehen und so wie Felix und Christlieb sich nur tiefer ins Gebüsch wagten oder sich dem Ententeich nahten, so wurden sie von dem Jäger, dem Harfenmännlein, der Puppe ausgehöhnt: „Dumme Dinger, einfältig Volk nun könnt ihr sitzen ohne Spielzeug — habt nichts mit uns artigen gebildeten Leuten anzufangen gewußt — dumme Dinger, einfältig Volk!“ — Das war gar nicht auszuhalten, die Kinder blieben lieber im Hause.

Beschluß.

„Ich weiß nicht, sprach der Herr Thaddäus von Brakel eines Tages zu der Frau von Brakel, ich weiß nicht, wie mir seit einigen Tagen so seltsam und wunderlich zu Muthe ist. Beinahe möchte ich glauben, daß der böse Magister Tinte mir es angethan hat, denn seit dem Augenblick, als ich ihm eins mit der Fliegenklatsche versezte und ihn forttrieb, liegt es mir in allen Gliedern wie Blei.“ In der That wurde auch der Herr von Brakel mit jedem Tage matter und bläſſer. Er durch-

ſtrich nicht mehr wie ſonſt die Flur, er polterte und wirthſchaftete nicht mehr im Hauſe umher, ſondern ſaß ſtundenlang in tiefe Gedanken verſenkt und dann ließ er ſich von Felix und Chriſtlieb erzählen wie es ſich mit dem fremden Kinde begeben. Sprachen die denn nun recht mit vollem Eifer von den herrlichen Wundern des fremden Kindes, von dem prächtigen glänzenden Reiche, wo es zu Hauſe, dann lächelte er wehmüthig und die Thränen traten ihm in die Augen. Darüber konnten ſich Felix und Chriſtlieb aber gar nicht zufrieden geben, daß das fremde Kind nun davon bleibe und ſie der Quälerei der häßlichen Puppen im Gebüſch und im Ententeiche bloß ſtelle, weshalb ſie gar nicht mehr ſich in den Wald wagen möchten. „Kommt, meine Kinder, wir wollen zuſammen in den Wald gehen, die böſen Zöglinge des Magiſter Tinte ſollen Euch keinen Schaden thun!“ So ſprach an einem ſchönen hellen Morgen der Herr von Brakel zu Felix und Chriſtlieb, nahm ſie bey der Hand und ging mit ihnen in den Wald, der heute mehr als jemahls voller Glanz, Wohlgeruch und Geſang war. Als ſie ſich ins weiche Gras unter duftenden Blumen gelagert hatten, fing der Herr von Brakel in folgender Art an: Ihr lieben Kinder, es liegt mir recht am Herzen und ich kann es nun gar nicht mehr aufſchieben Euch zu ſagen, daß ich eben ſo gut wie ihr das holde fremde Kind, das Euch hier im Walde ſo viel Herrliches ſchauen ließ, kannte. Als ich ſo alt war wie ihr, hat es mich ſo wie Euch beſucht und die wunderbarſten Spiele geſpielt. Wie es mich dann verlaſſen hat, darauf kann ich mich gar nicht beſinnen und es iſt mir ganz unerklärlich, wie ich das holde Kind ſo ganz und gar vergeſſen konnte, daß ich, als ihr mir von ſeiner Erſcheinung erzähltet, gar nicht daran glaubte; wiewohl ich oftmals die Wahrheit davon leiſe

ahnte. Seit einigen Tagen gedenke ich aber ſo lebhaft meiner ſchönen Jugendzeit wie ich es ſeit vielen Jahren gar nicht vermochte. Da iſt denn auch das holde Zauberkind ſo glänzend und herrlich wie ihr es geſchaut habt, mir in den Sinn gekommen und dieſelbe Sehnſucht von der ihr ergriffen, erfüllt meine Bruſt, aber ſie wird mir das Herz zerreißen! — Ich fühl' es, daß ich zum leztenmahl hier unter dieſen ſchönen Bäumen und Büſchen ſitze, ich werde Euch bald verlaſſen ihr Kinder! — Haltet, wenn ich todt bin, nur recht feſt an dem holden Kinde! — Felix und Chriſtlieb waren außer ſich vor Schmerz, ſie weinten und jammerten und riefen laut: Nein Vater — nein Vater, du wirſt nicht ſterben, du wirſt nicht ſterben, du wirſt noch lange lange bey uns bleiben und ſo wie wir mit dem fremden Kinde ſpielen! — Aber Tages darauf lag der Herr von Brakel ſchon krank im Bette. Es erſchien ein langer hagerer Mann der dem Herrn von Brakel an den Puls fühlte und darauf ſprach: das wird ſich geben! Es gab ſich aber nicht, ſondern der Herr von Brakel war am dritten Tage todt. Ach wie jammerte die Frau von Brakel, wie rangen die Kinder die Hände, wie ſchrien ſie laut: Ach unſer Vater — unſer lieber Vater! — Bald darauf als die vier Bauern von Brakelheim ihren Herrn zu Grabe getragen hatten, erſchienen ein paar häßliche Männer im Hauſe, die beinahe ausſahen wie der Magiſter Tinte. Die erklärten der Frau von Brakel, daß ſie das ganze Gütchen und alles im Hauſe in Beſchlag nehmen müßten, weil der verſtorbene Herr Thaddäus von Brakel das alles und noch vielmehr dem Herrn Grafen Cyprianus von Brakel ſchuldig geworden ſey, der nun das Seinige zurückverlange. So war denn nun die Frau von Brakel bettelarm geworden und mußte das ſchöne Dörfchen Brakelheim verlaſſen. Sie wollte zu einem Verwandten hin

der nicht fern wohnte, und ſchnürte daher ein kleines Bündelchen mit der wenigen Wäſche und den geringen Kleidungsſtücken die man ihr gelaſſen, Felix und Chriſtlieb mußten ein gleiches thun, und ſo zogen ſie unter vielen Thränen fort aus dem Hauſe. Schon hörten ſie das ungeſtüme Rauſchen des Waldſtroms über deſſen Brücke ſie wollten, als die Frau von Brakel vor bitterm Schmerz ohnmächtig zu Boden ſank. Da fielen Felix und Chriſtlieb auf die Knie nieder und ſchluchzten und jammerten: O wir armen unglücklichen Kinder! nimmt ſich denn keiner unſers Elends an? In dem Augenblick war es, als werde das ferne Rauſchen des Waldſtroms zu lieblicher Muſik, das Gebüſch rührte ſich in ahnungsvollem Säuſeln — und bald ſtrahlte der ganze Wald in wunderbarem funkelnden Feuer. Das fremde Kind trat aus dem ſüßduftenden Laube hervor, aber von ſolchem blendenden Glanz umfloſſen, daß Felix und Chriſtlieb die Augen ſchließen mußten. Da fühlten ſie ſich ſanft berührt und des fremden Kindes holde Stimme ſprach: O klagt nicht ſo, ihr meine lieben Geſpielen! Lieb' ich Euch denn nicht mehr? Kann ich Euch denn wohl verlaſſen? Nein! — ſeht ihr mich auch nicht mit leiblichen Augen, ſo umſchwebe ich Euch doch beſtändig und helfe Euch mit meiner Macht, daß ihr froh und glücklich werden ſollet immerdar. Behaltet mich nur treu im Herzen, wie ihr es bis jezt gethan, dann vermag der böſe Pepſer und kein anderer Widerſacher etwas über Euch! — liebt mich nur ſtets recht treulich! „O das wollen wir, das wollen wir! riefen Felix und Chriſtlieb, wir lieben dich ja mit ganzer Seele." Als ſie die Augen wieder aufzuſchlagen vermochten, war das fremde Kind verſchwunden, aber aller Schmerz war von ihnen gewichen und ſie empfanden die Wonne des Himmels, die in ihrem Inner-

ſten aufgegangen. Die Frau von Brakel richtete ſich nun auch langſam empor und ſprach: Kinder! ich habe Euch im Traum geſehen, wie ihr wie in lauter funkelndem Golde ſtandet und dieſer Anblick hat mich auf wunderbare Weiſe erfreut und getröſtet. Das Entzücken ſtrahlte in der Kinder Augen, glänzte auf ihren hochrothen Wangen. Sie erzählten wie eben das fremde Kind bey ihnen geweſen ſey und ſie getröſtet habe; da ſprach die Mutter: ich weiß nicht, warum ich heute an Euer Mährchen glauben muß, und warum dabey ſo aller Schmerz, alle Sorgen von mir weichen. Laßt uns nun getroſt weiter gehen. Sie wurden von dem Verwandten freundlich aufgenommen, dann kam es wie das fremde Kind es verheißen. Alles was Felix und Chriſtlieb unternahmen, gerieth ſo überaus wohl, daß ſie ſammt ihrer Mutter froh und glücklich wurden und noch in ſpäter Zeit ſpielten ſie in ſüßen Träumen mit dem fremden Kinde, das nicht aufhörte, ihnen die lieblichſten Wunder ſeiner Heimath mitzubringen.

Es iſt wahr, ſprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, es iſt wahr, Dein fremdes Kind iſt ein reineres Kindermährchen als Dein Nußknacker, aber verzeih mir, einige verdammte Schnörkel, deren tieferen Sinn das Kind nicht zu ahnen vermag, haſt Du doch nicht weglaßen können.

Das kleine Teufelchen, rief Sylveſter das wie ein zahmes Eichhörnlein unſerm Lothar auf der Schulter ſitzt, kenne ich noch von Alters her. Er kann ſein Ohr doch nun einmal nicht verſchließen den ſeltſamen Sachen die das Ding ihm zuraunt!

Wenigſtens, nahm Cyprian das Wort, ſollte Lothar, un-

ternimmt er es, Mährchen zu schreiben, doch sich nur ja des Titels: Kinder-Mährchen enthalten! — Vielleicht: Mährchen für kleine und große Kinder!

Oder, nahm Vinzenz das Wort, Mährchen für Kinder und für die, die es nicht sind, so kann die ganze Welt ungescheut sich mit dem Buche abgeben und jeder dabei denken was er will. — Alle lachten und Lothar schwur in komischem Zorn, daß da die Freunde ihn nun einmal verloren gäben, er sich im nächsten Mährchen rücksichtslos aller fantastischen Tollheit überlaßen wolle.

Die Mitternachtsstunde hatte geschlagen. Die Freunde wechselseitig angeregt durch allen Ernst, durch allen Scherz, der heute vorgekommen, schieden in der gemüthlichsten Stimmung.

Ende des zweiten Bandes.

2833882 A
J.B.

Berlin, gedruckt bei G. Reimer.

A. 1

B.5.5.735
B.N.C. - FIRENZE